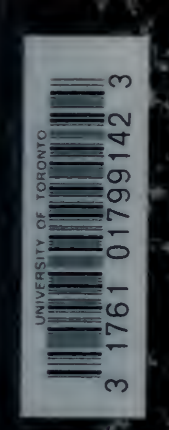








Fried. v. Schlegel's

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Zweiter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Geschichte

der

alten und neuen Literatur.

Zweiter Theil.

Neunte Vorlesung.

Italienische Literatur. Allegorischer Geist des Mittelalters. Verhältniß des Christenthums zur Poesie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italienischen Dichtkunst überhaupt. Lateinische Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derselben. Altrömische Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts.

In den vorhergehenden Vorträgen habe ich versucht, ein Gemählde der verschiedenen europäischen Nationen, der Deutschen, Franzosen, Engländer, Spanier, und besonders ihrer Dichtkunst und Geistesbildung im Mittelalter und bis zum sechzehnten Jahrhundert zu entwerfen. Nur die Literatur der Italiener ist noch zurück, der ich diese Stelle anweise, weil sie den Uebergang macht von der Poesie des Mittelalters zu der neuern Literatur der letztern Jahrhunderte, seitdem die Wissenschaften und durch sie auch die Künste im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert vielfach bereichert, und in gewissem Sinne wieder hergestellt worden.

Die ältere italienische Dichtkunst schließt sich auf der einen Seite ganz an die Philosophie des Mittelalters, in dem allegorischen Gedichte des Dante; auf der andern Seite aber haben die antiken Vorbilder am meisten auf sie eingewirkt und ihre künstlerische Ausbildung stand in genauer Verbindung mit dem Studium der alten Sprachen. Die beiden Dichter, Petrarca und Boccaz, waren selbst Gelehrte, welche an dem Verdienst der wieder erweckten und neubelebten Alterthumskunde einen großen Antheil nahmen. Der Rittergeist und die Ritterpoesie haben überhaupt in Italien am wenigsten geherrscht und Einfluß gehabt. Selbst Dante wollte sein Werk zuerst lateinisch dichten; Petrarca spricht von den Ritterdichtungen sogar mit Abneigung und Geringschätzung; und

wenn auch Er dem Geist des Zeitalters durch seinen kunstreichen Minnegesang huldigte, so war es mehr die herrschende Gefühlsweise, die ihn mit fortriß, als deutlich anerkannte Ueberzeugung von dem eigentlichen Wesen, und der eigenthümlichen Vortrefflichkeit dieser neuern Dichtkunst. Denn nicht auf jenen Minnegesang, der ihn unsterblich gemacht hat, sondern an ein lateinisches, jetzt nur durch seinen Verfasser noch bekanntes und merkwürdiges Heldengedicht vom Scipio hoffte er seinen Ruhm zu gründen. Dieses in dem ehemahligen Vaterlande des römischen Geistes so natürliche Schwanken zwischen der altlateinischen und neuitalienischen Sinnesart, Kunst und Sprache, zeigt sich auch noch in dem dritten großen Schriftsteller der ersten italienischen Zeit, im Boccaz. Die spitzfindigen Geistesspiele der provenzalischen Liebesfragen und Streitigkeiten, und die unterhaltenden Novellen der nordfranzösischen Erzähler suchte er in dem für diesen Zweck fast zu ernsten, zu kunstreichen und geschmückten Styl der Alten, in der Weise eines Livius und Cicero vorzutragen. Mehrere seiner Werke enthalten einen mißlungenen Versuch, die Mythologie der Alten in christliche Geschichten einzuflechten, oder auch christliche Begriffe in der Sprache und Mythologie des Alterthums auszudrücken, wie er z. B. in einem Ritterroman, wo dieses ohnehin zu entbehren war, Gott den Vater nicht anders als Jupiter, den Sohn Apollo, und den Fürsten der Hölle Pluto nennt. Zu einigen Rittergedichten in Versen nahm er den Stoff nach der Weise des Mittelalters aus der alten Mythologie, die er freilich besser kannte als andere deutsche oder französische Dichter, welche vor ihm Aehnliches versuchten. Auch in dieser nicht glücklichen Wahl zeigt sich seine Vorliebe für das Antike, und sein nicht ganz gelingendes Streben, es mit der damahligen Poesie zu vereinen.

Der reichhaltigste, wichtigste und erfindungsreichste unter diesen drei alten italienischen Dichtern war unstreitig Dante, dessen Werk alle Wissenschaften und Kenntnisse damahliger Zeit, das gesammte Leben des spätern Mittelalters, die ganze Umgebung des Dichters, ja auch Himmel und Hölle nach seiner Vorstellungsweise umfassend, schlechthin einzig in seiner Art ist, und unter den Begriff keiner Gattung sich fügt. Es hat zwar mehrere solche alle-

gorische Gedichte im Mittelalter, besonders auch in provenzalischer Sprache gegeben; aber diese sind verloren oder unbekannt, und Dante hat alle anderen dieser Art so weit übertroffen, daß er sie verdrängte und nun allein vor uns steht. Wollte man die Poesie des Mittelalters unabhängig von dem Zwange einer allgemeinen Theorie, oder von den Kunstformen der Alten, die nicht darauf passen, bloß historisch, und ganz nach ihrem eignen Geiste betrachten und beurtheilen; so würde man drei Hauptgattungen als die wesentlichsten finden: das Rittergedicht, den Minnegesang und die Allegorie. Solche Gedichte nähmlich, in denen der Zweck und Gegenstand, die innere Einrichtung des Ganzen, ja auch die äußere Form schon allegorisch ist, wie in dem Werke des Dante. Denn sonst ist dieser allegorische Geist freilich in der gesammten Poesie des Mittelalters verbreitet und herrschend. Wie sehr auch in einigen Ritterdichtungen ein allegorischer Geist und Sinn sich regt und darin verhüllt ist, habe ich schon bei der deutschen Behandlung der Fabeln von der Tafelrunde und dem Graal erwähnt. Der Unterschied liegt darin, daß in diesen allegorischen Ritterdichtungen der verborgene Sinn eingehüllt ist in eine Darstellung des Lebens, da hingegen beim Dante die Darstellungen des Lebens nur eingeflochten und eingeschaltet sind, in das künstlich abgetheilte Gehäuse und Gebäude seiner weltumfassenden Allegorie. Diesen allgemeinen Hang zur Allegorie, die im Mittelalter so herrschend war, daß man ihn fast überall voraussetzen muß, und nicht genug im Auge behalten kann, um alles richtig zu verstehen, hat das Christenthum allerdings viel beigetragen, zu erregen und zu verbreiten.

Betrachten wir die Bibel nach dem großen Einfluß, welchen sie auf die gesammte Literatur und Poesie des Mittelalters und der neuern Zeit wirklich gehabt hat, oder auch nach den Wirkungen, welche sie als ein Buch, und in Rücksicht der äußern Form auf Sprache, Kunst und Geist der Darstellung haben mußte, und an sich haben könnte, so sind vorzüglich zwei Eigenschaften daran auffallend. Die erste ist die Einfalt des Ausdrucks, die Entfernung von aller Künstelei. Indem alle diese Schriften vorzüglich oder fast ausschließend von Gott und von dem innern Menschen

handeln, ist der Ausdruck doch überall durchaus lebendig, es findet sich nirgends, was man eigentlich Metaphysik nennen könnte, jene Zergliederungen und Gegensätze, todten Begriffe und leeren Abstractionen, von denen die Philosophie aller Völker, von den Indiern und Griechen bis auf die neuern Europäer, sich niemahls frei erhalten konnte, so oft sie es unternahm, jene höchsten Gegenstände alles Nachdenkens, Gott und den Menschen, mit ihren eignen Kräften ergreifen und darstellen zu wollen. Sie konnte dem angeerbten Uebel unauflöslicher Verwirrung, und eines stets mit sich selbst streitenden Denkens und der Verstandeskünstelei auch dann nicht entgehen, wenn sie, um ihm zu entfliehen, jenen hohen Fragen und Gegenständen entsagend, sich ganz in die Sinnenwelt zurückwarf, oder in das Bekenntniß der Unwissenheit einhüllte. Dieselbe Einfalt und Entfernung von Künstelei zeichnet auch den poetischen Theil der heiligen Schrift aus, so reich die dichterischen Bücher desselben auch an schönen und besonders an erhabenen Zügen sind. In Rücksicht auf die kunstreiche Form und Entfaltung kann die Einfalt dieser heiligen Poesie der Hebräer auf keine Weise mit dem Reichthum der griechischen Darstellungen verglichen werden. Dagegen gränzt in diesen, an die vollkommenste Blüthe der Schönheit fast immer unmittelbar schon die Entartung, und der höchsten Vollendung der Kunst folgt nicht selten, ja meistentheils ein üppiger und ausschweifender Geschmack, der sich in überflüßigem Schmuck, in Ueberladungen und in Künsteleien gefällt. Es liegen viele Gründe in der Einbildungskraft des Menschen, in seiner ganzen Sinnesart, und in dem Gange seiner Neigungen und Gefühle, um diese allgemeine Erscheinung in der Kunstgeschichte herbeizuführen und zu erklären; viele Einflüsse, welche auf die zarte Blume der Schönheit, wenn sie kaum entfaltet ist, verderblich einwirken und sie im Innersten vergiften, und welche den edlen Ausdruck, wo er auch schon wirklich erreicht war, sofort wieder verfälschen und in Künstelei verkehren. Daher sind auch die christlichen Dichter der neuern Zeit, welche die Poesie der heiligen Schrift für ihre Dichtung benutzt, oder zum Vorbilde genommen haben, Dante, Tasso, Milton und Klopstock, ihrem Vorbilde weit mehr durch einzelne Züge von Erhabenheit

ähnlich, als daß sie ihm in Rücksicht jener edlen Einfalt und Entfernung von aller Künstelei durchaus gleich kämen. Eine zweite unterscheidende Eigenschaft der Schrift in Rücksicht auf die äußere Form und Darstellungsweise, welche den größten Einfluß auf unsere neuere Sprache und Poesie gehabt hat, ist die durchgehende Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit, die nicht bloß in den dichterischen, sondern auch in den lehrenden und geschichtlichen Büchern und Abschriften herrscht. Bei den Hebräern kann man sie zum Theil als eine nationale Eigenschaft betrachten, welche mehreren orientalischen Völkern, wie den nächsten Stammverwandten der Hebräer, den Arabern, mit ihnen gemein ist. Das Verbot einer sinnlichen Abbildung der Gottheit, konnte bei den Hebräern dazu beigetragen haben, diesen Hang zu verstärken, weil die Einbildungskraft auf der einen Seite beschränkt, desto mehr auf der andern einen freien Ausweg sucht. Eben dieselbe Wirkung hat das Verbot bildlicher Darstellung bei den neuern Mahomedanern hervorgebracht. Wo aber auch jene orientalische Bildlichkeit und eigentliche Poesie viel weniger oder gar nicht Statt findet, wie in den christlichen Büchern der Schrift, da ist gleichwohl ein sinnbildlicher, symbolischer Geist herrschend. Dieser hat seinen Einfluß tief eingreifend und allgemein über die ganze Denkart und Geistesbildung aller christlichen Völker verbreitet. Durch diesen symbolischen Geist, und den daher erzeugten Hang zur Allegorie, ist die Bibel für die Poesie und bildende Kunst des Mittelalters, ja auch der neuern Zeit auf andere Weise dasselbe geworden, was Homer für das Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Ansichten und Dichtungen. Freilich, wo der tiefere Sinn jener sinnbildlichen Geheimnisse nicht vollkommen verstanden ward, oder wo der Zweck und Gedanke, welchem das Symbol diente, nicht mehr so ernst und heilig blieb, entartete dieser Hang sehr oft in eine bloß willkührliche, mit Begriffen spielende und inhaltsleere Allegorie; weil sinnreicher Schmuck leichter ist als edle Einfalt, und auch die glänzendste Kunst ungleich gewöhnlicher, als die Tiefe der Wahrheit.

In Rücksicht der beiden zuletzt genannten Eigenschaften, wenn sie nur allgemein gefühlt würden, hätte allerdings die Schrift für

alle christlichen Völker ein hohes Vorbild sein können, noch allgemeiner als die Kunst und schöne Form der Griechen; und es würde, wenn nur der Geist des Christenthums überall lebendig, und alles durchdringend wirkte, schon dadurch selbst in der Sprache und Darstellung, in der Wissenschaft wie in der Kunst, jene edle Schönheit, welche Eins ist mit der Wahrheit, herrschend werden müssen, und auch dauerhaft bleibend. An und für sich aber ist das Christenthum selbst nicht eigentlich Gegenstand der Poesie; lyrische Gedichte, als unmittelbare Aeußerungen des Gefühls, ausgenommen. Das Christenthum selbst kann wohl weder Philosophie noch Poesie sein, es ist vielmehr das, was aller Philosophie zum Grunde liegt, ohne welche Voraussetzung diese sich selbst niemahls versteht, sich in leere Zweifelsucht oder einen eben so leeren und nichtigen Unglauben, und in endlose Streitigkeiten verwickelt. Auf der andern Seite aber ist das Christenthum dasjenige, was über alle Poesie hinausgeht, dessen Geist allerdings wie überall so auch hier herrschen, aber nur unsichtbar herrschen soll, und nicht geradezu ergriffen und dargestellt werden kann.

Das Verhältniß des Christenthums zur Poesie und darstellenden Kunst ist von der größten Wichtigkeit, sobald die Frage ist, wie sich die Geistesbildung der Neuern überhaupt zu der des Alterthums verhalte, und in wiefern sie hierin mit diesem wetteifern, und eine gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichen können. Was wäre eine Poesie und Kunst, welche immer nur wieder jene Gestalten und Formen des Alterthums, deren Geist nicht mehr vorhanden ist, wie todte Schatten herauffführen; oder die das jetzige und neuere Leben darstellen wollte, aber immer nur die Oberfläche desselben, ohne je den tiefern Mittelpunkt aller, dem neuern Europa eigenthümlichen Ansichten und Gefühle zu berühren! Daher das immer wiederkehrende Streben ganzer Nationen und Zeitalter, und so vieler großen Talente, das Christenthum nicht bloß durch die bildenden Künste, sondern auch in der Poesie darzustellen und zu verherrlichen.

Die eigentliche Antwort auf diese wichtige Frage scheint mir in der schon angegebenen Wahrnehmung zu liegen, daß die indirecte Darstellung des Christenthums, der indirecte Einfluß seines Geistes

auf die Poesie, wo nicht an sich der einzig richtige und wahre, so doch unstreitig bis jetzt der sicherste und am meisten gelungene sei. In diesem Sinne ist die Ritterpoesie des Mittelalters, die freilich eben so, wie die gothische Baukunst, unvollendet blieb, und nirgends zu einer ganz vollkommnen Ausbildung und Form gelangte, eine wahrhaft christliche Heldenpoesie zu nennen; denn eben das, was sie von der Heldenpoesie der andern Völker, und der ältern Vorzeit unterscheidet, ist seinem Ursprunge und seinem Wesen nach unläugbar christlich. Es ist der Geist der nordischen Vorwelt, der in diesen Dichtungen weht, es sind die Gestalten der alten Heldensage, aber verändert und verklärt durch das herrschende Gefühl und den Glauben der Liebe, der auch die Spiele der Einbildungskraft verschönert, und ihnen eine höhere Bedeutung leiht. Versucht es der Dichter aber, die Geheimnisse des Christenthums unmittelbar zu ergreifen, so scheinen sie sich als ein fast unerreichbares Ziel und zu hoher Gegenstand, der Darstellung eher zu entziehen. Wenigstens ist noch kein Versuch dieser Art, so große Talente sich demselben auch gewidmet haben, in dem Grade gelungen, daß jedes Gefühl von Disharmonie wegfiele. Dieses gilt auch von dem ersten und ältesten der großen christlichen Dichter, dem Dante noch einigermaßen, wie es bei den spätern Nachfolgern, dem Tasso, Milton, Klopstock, oft bemerkt worden ist. Mehr als jedem andern ist es dem Dante gelungen, himmlische Erscheinungen und paradiesische Entzückungen uns wirklich anschaulich zu machen, und doch zugleich wahrhaft dichterisch darzustellen. Gleichwohl kann man nicht läugnen, daß die Poesie und das Christenthum auch bei ihm nicht in vollkommner Harmonie sind, und daß sein Werk zwar nicht im Ganzen, aber doch Stellenweise nur ein theologisches Lehrgedicht sei. So ganz poetisch und zu den kühnsten Visionen seine Einbildungskraft geneigt war, so hatte doch auch wieder die damahlige Scholastik einen großen Einfluß auf diesen sonderbaren Geist. Sonst ist dieses in seiner Art einzige Werk reich an Leben; nach dem Umkreise der drei dargestellten Welten, der Finsterniß, der Reinigung und des vollkommnen Lichtes, stellt er uns eine Reihe der mannichfaltigsten Charaktere, kraftvoll mit kühnen Zügen gezeichnet, in den verschiedensten Zuständen dar;

von dem tiefsten Abgrund innerer Zerstörung und rettungsloser Qual, durch jede Stufe der Hoffnung und des Leidens hindurch, bis zu der höchsten Verklärung hinauf. Weiß man sich ganz in seinen Geist und seine besondern Ansichten und Absichten zu versetzen, dringt man ein in die Zusammensetzung seines Werkes, so findet man allerdings auch hier überall Einheit und Zusammenhang; wie dann dieses Werk nicht bloß durch den Reichthum der Erfindung und die eigene Zusammensetzung, sondern auch dadurch als ganz einzig erscheint, daß der Dichter einen solchen Entwurf mit dieser Kraft und Ausdauer durchzuführen vermochte. Aber das ist eben das Uebel, daß dieser Zusammenhang und diese Einheit nicht klar und leicht verständlich dem Auge erscheinen, sondern daß es eine große Vorbereitung, eine weitläuftige Zurüstung der verschiedensten Kenntnisse und Wissenschaften erfordert, ehe man dieses Gedicht im Ganzen wie im Einzelnen durchaus verstehen kann. Seinen Zeitgenossen, und der unmittelbar auf ihn folgenden Generation war seine Geographie und Astronomie nicht so fremd wie uns, die vielen Anspielungen aus der florentinischen Geschichte lagen ihnen viel näher, und selbst die Philosophie des Dichters war die des damahligen Zeitalters. Dennoch bedurfte es auch für sie eines Commentars, und so ist es denn gekommen, daß der größte und nationalste aller italienischen Dichter im Ganzen doch nicht der Dichter seiner Nation geworden ist. Zwar wurde er einige Menschenalter hindurch, wie ein zweiter Homer, durch einen öffentlich bestellten Lehrer in seiner Vaterstadt erklärt und erläutert, aber nicht das Werk selbst und der Geist des Ganzen, sondern nur einzelne Stellen aus ihm sind in lebendiger Wirkung geblieben. Kein anderer Dichter seiner Nation kommt ihm an kühnen und großen Zügen in Schilderung des Charakters und der Leidenschaften auch nur von ferne gleich, und keiner hat den italienischen Geist und Charakter so tief ergriffen und so sprechend darzustellen gewußt. Das Einzige, was man in dieser Hinsicht an ihm vermissen oder tadelhaft finden könnte, ist die überall verbreitete ghibellinische Härte. Es zeichnete diese im spätern Mittelalter für die überwiegende Allgewalt der weltlichen Herrschaft kämpfenden Ghibellinen, ein ganz eigner stolzer, hoch=

fahrender Geist und eine fast grausame Strenge und Härte des Gemüths aus, welche man aus den Geschichten und Denkmahlen jener Zeit kennen muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Auch die spätern Zeiten bis auf die unsrige haben ihre Ghibellinen gehabt, die alles Heil der Menschheit von einer bloß auf das Weltliche gerichteten Herrschaft erwarten, und die Macht des Unsichtbaren läugnen möchten, die sich doch immer zur rechten Zeit fühlbar macht und deutlich ans Licht tritt; aber diese Ghibellinen einer spätern überverfeinerten Zeit zeichnen sich mehr durch die Biegsamkeit und die Bereitwilligkeit aus, mit welcher sie wie eine weiche Masse den Stempel annehmen, den eine überlegene Kraft ihnen aufdrückt, die ihnen um so größer und herrlicher erscheint, je mehr sie sich auch durch zerstörende Wirkungen bewährt. Von ähnlicher Herrschbegier entbrannt, war unter jenen alten Ghibellinen Stolz und heroische Kraft zu allgemein verbreitet, es waren der Kämpfer, die gegen einander standen, und der großen Charaktere, die sich einer den andern hemmten, zu viele, als daß der Erfolg ein solcher hätte sein können. Es entstand nur eine kraftvolle Anarchie, ein allgemeines Ringen und Gähren gewaltiger Charaktere und Kräfte, aber zunächst noch nicht die gleichförmige Erschlaffung, welche nicht bloß Folge und Nachwirkung, sondern auch veranlassende Gelegenheit und mitwirkende Ursache des Despotismus ist. Immer aber bleibt die ghibellinische Härte, welche sich im Dante gewiß in einer nicht unedlen, und wohl erhabenen Gestalt darstellt, am Dichter ein Tadel, da sie nicht bloß auf die äußere Schönheit und Form, sondern auch auf die innere Schönheit und Gefühlsweise ihren rauhen Einfluß erstreckt.

Dieß sind die Flecken, welche ich der verdienten Bewunderung unbeschadet, an diesem größten aller christlichen und aller florentinischen Dichter glaubte bemerken zu müssen.

Dem Petrarca habe ich schon seine eigentliche Stelle angewiesen, da ich die ihm eigne kunstreiche Vollendung bei der allgemeinen Schilderung des Minnegesanges der verschiedenen Nationen erwähnte. Dieß ist die Gattung, zu der seine Gedichte gehören, und mit dem deutschen oder spanischen Minnegesang muß

man diesen italienischen vergleichen, um ihn richtig zu beurtheilen, und seinen eigenthümlichen Charakter aufzufassen. Dieser besteht eben darin, daß Petrarca kunstreicher, geistiger, platonischer ist als die andern Minnedichter des Mittelalters. Haben doch einige seiner Erklärer behaupten wollen, daß er unter der Laura gar keine wirkliche Geliebte verstanden, sondern unter diesem Namen nur sein geistiges Urbild und eine bloß sinnbildliche Idee besungen habe. Dagegen ist man denn mit authentischen Beweisen von ihrer wirklichen Existenz aufgetreten, von ihren ehelichen Verhältnissen und von der durch Kirchenbücher beglaubigten zahlreichen Familie, die sie hinterlassen; und auf eine andre, schönere Weise überführt uns das liebliche Bildniß von Memmi in der Sammlung der Petrarkischen Gedichte zu Florenz von der wahrhaften Existenz und Wirklichkeit dieser holden Frauenseele, in ihrer hohen, klaren Anmuth. So viel ist indessen gewiß, daß auch ein allegorischer Sinn und Geist in Petrarca's Gedichten sich ausspricht, der oft ganz deutlich und ohne alle andere Nebenbeziehung hervortritt, und den, wie schon oben bemerkt wurde, man bei den Werken des Mittelalters fast überall voraussetzen und aufsuchen darf. In der Verskunst und als Bildner seiner Sprache ist Petrarca einer der ersten Künstler, welche in irgend einer der romanischen Sprachen jemahls gedichtet haben.

Eben so kunstreich wie Petrarca zur Poesie, suchte Boccaz die italienische Prosa auszubilden; doch leidet sie auch bei ihm an der langen periodischen Verwicklung, von welcher der einzige Machiavell ganz frei ist.

Jene drei florentinischen Dichter, Dante, Petrarca, Boccaz, bilden eine ältere, strengere Schule der abendländischen Poesie, in welcher das allegorische Streben überwiegend war. Sie hatten jeder einen ganz neuen Weg gebahnt, die darstellende Kunst von einer eigenthümlichen Seite ergriffen; Dante die große allegorische in weltumfassenden Visionen und der ganzen Fülle der christlichen Sinnbilder; Petrarca nebst jener, in der er aber weit hinter seinem Vorbilde zurück blieb, die ihm eigenthümliche Art der lyrischen Dichtkunst, Boccaz den Roman und die Novellen, die Darstellung in Prosa, allein oder mit eingemischten Gedichten. Auch bei die-

sem letzten ist auf eine andre Weise, besonders in den größeren Dichtungen, die allegorische Richtung sehr auffallend sichtbar; und aus einem ähnlichen Bedürfniß und dunkel gesuchten Ziele, ging auch sein Streben hervor, die alte heidnische Mythologie neu zu beleben und christlich umzudeuten, was auch Dante schon hie und da auf seine Art sehr eigenthümlich versucht hatte. Alle drei fanden eine Menge von Nachfolgern, obwohl Dante, einzig in seiner Art, gar nicht geeignet war, Andern zum Vorbilde der Nachahmung zu dienen, und die Petrarkischen Lieder, wie die Novellen in Prosa, durch die häufige Wiederhohlung und den Ueberfluß bald ermüden mußten. Erst spät im fünfzehnten Jahrhundert, nachdem auf diesen Wegen gar keine Lorbeeren mehr zu ernten waren, entschlossen sich die Italiener, das eigentliche Rittergedicht zu versuchen, welches Boccaz in die Sphäre der griechischen Mythologie und der trojanischen Fabel hatte versetzen wollen. Der erste bekannte unter den Vorgängern des Ariost, war der Florentiner Pulci. Von einem Dichter, der mit den Alten schon sehr vertraut, in der Gesellschaft der Medicäer seine Rhapsodieen absang, sollte man ein günstiges Vorurtheil hegen; aber das Werk selbst entspricht der Erwartung nicht ganz; es gehört zu denen, in welchen Scherz und Witz den Mangel an Poesie, oder doch den Zusammenhang der unwahrscheinlichen und sinnleeren Erdichtungen, selbst darüber spottend, ersetzen sollen. In der Erzählung weiß man selten recht, was Parodie oder Ernst ist; der Witz ist so ganz local und florentinisch, daß er uns kaum verständlich bleibt; und das Ganze ist nur als ein Beweis merkwürdig, wie fremd dem italienischen Geist zuerst das eigentlich Romantische war. Weit glücklicher ist Bojardo, der nächste Vorgänger des Ariost, dessen unvollendetes Werk dieser zuerst nur fortsetzen wollte, es eben dadurch aber in Vergessenheit gebracht hat. Von Seite der Erfindung und der Fülle der Fantasie, die man ihm sonst wohl zutraut, verliert Ariost viel, sobald man seine Quelle kennen lernt. Der ganze Vorrath von Erfindungen und Erzählungen, womit er uns unterhält, findet sich schon bei seinem Vorgänger, und auch die mahlerische Kraft der Beschreibung ist dieselbe; nur die größere Sorgfalt, die Leichtigkeit und Anmuth in Sprache und Verskunst

hat Ariost voraus, und etwa den Vorzug, daß er Stellen aus der Odyssee, dem Ovid, oder sonst einzelne Blumen aus den alten Dichtern mit noch glücklicherem Kunstsinn zu benutzen und zu entlehnen weiß.

Es ist bemerkenswerth, daß die Ritterpoesie der Italiener nicht in Florenz zur vollkommenen Blüthe gelangt ist, sondern in der Lombardei, wo auch die deutsche Baukunst des Mittelalters Eingang fand, wo auch der Styl der Mahlerei mit dem der Deutschen verwandter, oder ihm doch nicht so ganz fremd war, als in Florenz oder Rom. Man darf nur die einzelnen Hauptstaaten des alten Italiens durchgehen, um es begreiflich zu finden, daß der Rittergeist hier weit weniger herrschend, und von Einfluß auf Sitten, Denkart und Dichtkunst sein konnte, als in dem übrigen gebildeten Abendlande. In Florenz ward der Geist schon früh ganz demokratisch; in Venedig war alles nur auf den Handel gerichtet, in Sitten und Kunst manches mehr dem orientalischen, oder neu griechischen Geschmacke nachgebildet, als im übrigen Abendlande. In Neapel war der Rittergeist seit den Normannen wohl nicht ganz erloschen, aber von fremden Königen beherrscht, und im Wechsel der Herrschaft oft beunruhigt, oder auch sonst durch was immer für ungünstige Umstände zurückgehalten, nahm Neapel an der höhern Geistesbildung des nördlichen Italiens nur einen entfernten Antheil. In Rom, als dem Mittelpunkt der Kirche, war der Sinn auf etwas andres gerichtet, und mehr auf den Glanz der bildenden Künste bedacht, welche die Kirche zu verherrlichen bestimmt waren, als auf die ritterliche Poesie. Erwachten ja die Erinnerungen des Nationalgefühls, so nahm es hier doch eine ganz andere Richtung, und verlor sich in leere Gedanken von der Wiederherstellung einer Republik und des alten Rom in seiner ehemahligen republikanischen Größe; wie es sich bei den Verirrungen des Rienzi zeigte, die selbst Petrarca theilte und bewunderte.

Dieß sind die Ursachen, warum die Poesie der Italiener, welche durch ihre kunstreiche Vollendung am meisten auch bei andern Nationen Einfluß gewonnen hat, und fast ein Allgemeingut des ganzen gebildeten Europa geworden ist, im Ganzen mehr zum

Antiken und zur Philosophie sich neigte, weniger aber, und erst in ihrer spätern Epoche, vom Rittergeiste beseelt war.

Ungleich glänzender als in der Poesie war das fünfzehnte Jahrhundert für Italien in der Mahlerkunst, deren eigentlicher Flor in demselben begann, und etwa bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fortdauerte. Nebst der wieder erweckten alten Literatur, hat die Kunst am meisten beigetragen, dieses Zeitalter als das der Medicäer oder Leo des Zehnten zu verherrlichen. Einzelne Mahler in Italien mögen schon früh die Ueberbleibsel von der bildenden Kunst der Alten für eine strengere Zeichnung, und genauere Kenntniß des Körpers benutzt haben, und durch den Anblick der Antike im Allgemeinen zu mannichfaltigen hohen Ideen von Form und Schönheit begeistert worden sein. Im Ganzen fand keine eigentliche Nachahmung der Antike Statt, selbst bei denen Mahlern nicht, welche am meisten wissenschaftliche Kenntnisse vom Alterthum besaßen; eine Kenntniß, die nur wenigen unter ihnen eigen war, und vielen der Ersten und Größten fehlte. Mit der eigentlichen Nachahmung der Antike im sechzehnten Jahrhundert begann auch schon das Sinken der Kunst. Früher, als sie in ihrer Blüthe stand, war der Geist dieser Mahlerei ein durchaus neuer und eigener, bald ein allgemein christlicher, auf die Ideen der Religion gerichteter, bald mehr national und italienisch, in den glücklichsten und vollkommensten Hervorbringungen beides gleich sehr. Daher hat die Mahlerkunst in diesem Zeitalter eine viel größere Herrlichkeit und höhere Blüthe erreicht, als die Poesie; denn welchen Dichter desselben könnte man wohl dem Raphael gleichstellen? Wir suchen hier vergeblich einen Tasso, der zugleich Dante wäre.

Und auch abgesehen davon, daß hier erhabener Tiefsinn des dichterischen Geistes mit seelenvoller Anmuth nicht so glücklich in einem Punkte der Vollendung zusammentrafen, blieb die Poesie gleich nach ihrem ersten Auffluge, und so wie sie ein reiferes Wachsthum erreichte, nicht so selbstständig und von Nachahmung rein. Seit der Wiedererweckung der alten Literatur, und der allgemeinen Verbreitung so vieler bisher noch weniger bekannten alten Dichter, zeigten sich bei allen Nationen des neuern Eu-

ropa, und zuerst bei den Italienern, verunglückte Versuche der Nachahmung der antiken Dichtkunst, welche ihr Wesen in der äußerlichen Form oder durch die Zufälligkeit des Inhalts nachkünsteln wollten. Selbst das wahre Genie blieb nicht immer ganz frei von diesem schädlichen Einfluß; Camoens und Tasso, die größten epischen Dichter der Neuern, würden sich ungleich mächtiger, freier und schöner entwickelt haben, wenn nicht die virgilische Form eines Heldengedichts ihnen vor Augen gestanden, ihren Dichtergeist beschränkt, und hier und da irre geleitet hätte. Aber noch auf andere Weise ward die alte Literatur der Poesie und selbst der neuern Sprache nachtheilig. Man fing wieder an, so allgemein lateinisch zu schreiben und zu dichten, daß man die Landessprache darüber vernachlässigte. Nebst Italien hat besonders Deutschland, wo die alte Literatur vor allen andern Ländern mit dem gleichen Eifer betrieben wurde, dadurch viel gelitten, und einige wahre und vortreffliche Dichter sind auf diesem Abwege für die Sprache und Nation verloren gegangen; indem man es erst zu spät erkannt hat, daß keine Poesie in einer todten Sprache lebendig zu wirken vermag. Unter Kaiser Maximilian wurden wohl lateinische Dichter gekrönt, aber so viel mir bekannt ist, keiner in deutscher Sprache, ungeachtet der Kaiser diese vor allen liebte, und selbst übte; sogar Schauspiele wurden lateinisch vor ihm aufgeführt. Die sichtbare Entartung und Verwilderung der deutschen Sprache in Vergleich mit ihrer frühern Blüthe, schiebt man gewöhnlich den Streitigkeiten und bürgerlichen Kriegen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zu. Gewiß haben diese das Uebel vermehrt; allein da sich jene Entartung der Sprache, wenigstens der Poesie, auch schon vor der Reformation zeigt, und bei solchen Schriftstellern, die ihre Bildung noch ganz in der frühern Zeit empfangen hatten, so scheint mir die erste Ursache darin zu liegen, daß jetzt die meisten und vorzüglichsten Schriftsteller und Dichter wieder anfingen, die Landessprache zu verschmähen, lateinisch zu schreiben und zu dichten. In Deutschland mußte, weil hier alles weniger geregelt, in Ordnung und Einheit war, dieses noch nachtheiliger wirken, als in Italien, wo man an den ersten großen florentinischen Dichtern und Schriftstellern aus dem

vierzehnten Jahrhundert schon eine fester bestimmte und kunstgebildete Norm für die Landessprache besaß, welche die neuen Lateiner doch nicht wieder zu verdrängen vermochten.

Nicht an der alten Literatur lag die Schuld, sondern an dem Gebrauch, oder vielmehr an dem Mißbrauch, den man neben der guten Anwendung davon machte. Diese große Erweiterung des historischen und dadurch auch alles übrigen Wissens im fünfzehnten Jahrhundert, die Bekanntschaft mit so vielen Quellen der Erkenntniß, und herrlichen Denkmahlen der Kunst und Geistesbildung, war an sich ein großes und unschätzbares Gut. Aber irren würde man sich freilich, wenn man glaubte, die volle Aussaat habe überall gute Früchte, und nirgend Unkraut getragen; die so plötzlich erworbenen geistigen Reichthümer seien gleich gut angewandt und so verarbeitet worden, wie wir es jetzt wohl einsehen und verlangen, daß sie verarbeitet und selbstthätig angeeignet werden sollen. Ich finde in dieser Hinsicht den Geist der neuern Europäer in den verschiedenen Jahrhunderten sich viel ähnlicher, als man gewöhnlich annimmt. Ich sehe überall die gleiche leidenschaftliche Wißbegier, welche mit rastloser Thätigkeit umherforschend, jede dargebothene neue und große Erweiterung der Erkenntniß mit Heftigkeit, ja man möchte sagen, mit Wuth an sich reißt, sich ganz darin verliert, diese neu erworbenen Begriffe nun auf alles anwenden will, dadurch auf eine Zeitlang für das Andere, was eben so wesentlich wäre, blind wird, bis in der allgemeinen Erschütterung und Gährung die zerstörenden Wirkungen um sich greifen, welche alle Revolutionen, auch die des Geistes und der Geistesbildung mit sich führen, und wo denn ein großer Theil von allem dem Guten und Großen wieder zu Grunde geht, was sich anfangs von den neu eroberten oder gewonnenen Reichthümern, für die Kunst und Erkenntniß, für die Bildung und das Leben hoffen ließ. Auch im Zeitalter der Kreuzzüge, als mit der Kenntniß des Morgenlandes, die Wissenschaft der Araber bekannt, und die Philosophie des Aristoteles herrschend wurde, die verschiedenen Nationen mehr in Berührung kamen, war die geistige Thätigkeit mit einem Mahl unglaublich erhöht worden, es war eine ganze Welt von neuen Ideen in Umlauf gekommen. Daß aber auch diese besonders im dreizehnten Jahrhun-

dert mit einem Mahle sich kundgebende Erweiterung und Revolution des menschlichen Geistes gar nicht so angewandt worden, wie es zu wünschen gewesen wäre, das ist jetzt allgemein anerkannt. Es erfolgte zunächst und im Allgemeinen daraus ein Sectengeist, der in den Schranken der Schule bloß als Barbarei erschien, bald aber seine zerstörende Wirkung auch auf die Kirche, die Staaten und das Leben äußerte. Unter allen plötzlich bereicherten und geistig befruchteten Zeitaltern Europa's ist das fünfzehnte Jahrhundert vielleicht das glänzendste, als durch den systematischen Gebrauch des Compasses, durch immer fortschreitende Bemühungen und Entdeckungen endlich der Weg nach Indien und Amerika gefunden ward, und nun zum ersten Mahle vor den Augen des erstaunten und gleichsam mündig gewordenen Menschen, sein Wohnort, die Erde, nach ihrer ganzen Größe und Beschaffenheit, klar und offen da stand; während zu derselben Zeit und schon früher die wieder erweckte alte Literatur dem Verstande eine neue geistige Welt geöffnet hatte, und nun auch die Buchdruckerkunst, ein Mittel zur Verbreitung und Vervielfältigung der Kenntnisse, und zur Erregung des Geistes darbot, was bei der ersten Bekanntwerdung einem Wunder gleich scheinen mußte. Ich finde aber die gleiche Regel und Bemerkung über den Gebrauch, welchen man von dem plötzlich gemachten Reichthum größtentheils machte, auch hier noch anwendbar, wie ich schon angedeutet habe, und noch weiter entwickeln werde. Die dritte allgemeine Revolution im wissenschaftlichen Gebiethe, und im Geiste des neuern Europa, liegt unsern Zeiten näher. Durch die unermeßlich großen Fortschritte, welche die Mathematik, und mit ihr die Naturkunde im siebzehnten Jahrhundert machte, und die im achtzehnten Jahrhundert nur weiter entwickelt und fortgesetzt wurden, sind zugleich alle mechanischen Kenntnisse und technischen Fertigkeiten so unglaublich erweitert worden, daß fast die ganze Lebenseinrichtung des menschlichen Geschlechts dadurch völlig verändert ist. Wer möchte wohl läugnen, daß diese Kenntnisse an sich herrlich und bewundernswerth, daß nichts erhebender ist als diese Herrschaft des Menschen über die Körper- und Sinnenwelt, die seiner ursprünglichen Hoheit und Bestimmung entspricht? War aber diese Herrschaft über die Körperwelt auch mit

der Herrschaft über sich selbst verbunden? War die durchaus physische und mathematische Denkart, welche aus jener Richtung des Geistes, auch über sittliche Gegenstände sich verbreitete, die richtige und angemessene? Die Folgen, welche diese Denkart, und die daraus erzeugte Philosophie auf Religion und Sitten, auf die Staaten und das Leben hervorbrachten, haben sich so schnell und so klar entwickelt, daß sie jetzt schon allgemein genug, als unglücklich und nachtheilig anerkannt werden, und bald wohl gar keine Verschiedenheit des Urtheils mehr darüber Statt finden wird.

Ich kehre zurück zum fünfzehnten Jahrhundert, wo ich zunächst des Nachtheils erwähnte, welchen die ausschließende Vorliebe für die alte Literatur und Sprache schon damahls der fernern Ausbildung der lebenden Sprache und der in ihr sich darstellenden Poesie der neuen Zeit zu bringen drohte. Es darf uns um so weniger befremden, wenn wir hier mancherlei Schwankungen, und einzelne Verirrungen gewahr werden, da die Geschichte der Geistesbildung der Neuern uns überhaupt nichts anders darbietet, als einen steten Kampf zwischen dem Alten und Fremden, was für die Bildung, für die Erkenntniß und Form unentbehrlich ist, und dem Neuen, Eignen und Vaterländischen, was der eigentliche Lebensgeist jeder lebendigen, wirksamen und nationalen Literatur und Poesie sein und bleiben muß.

Einige von den neuern Lateinern des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien mögen wohl die ernstliche Absicht gehabt haben, die Vulgarsprache ganz zu verdrängen, und die alte römische wieder allein herrschend und zu einer lebenden zu machen. Nicht bloß die Mythologie und Sprache der Alten wurden wieder eingeführt, oft mit der unpassendsten Anwendung auf neuere und christliche Gegenstände; und wohl ist es bedeutend, daß viele es nicht mehr elegant fanden, von Gott in der einfachen Person zu reden, sondern statt dessen nach Art der Alten „die Götter" sagten; auch die Sitten und Lebenseinrichtungen der Alten wurden hie und da in Italien mit einem thörichten Eifer, soll man sagen, nachgeahmt oder nachgeäfft. Nicht bloß die Staatsverfassung, sondern auch die Religion der Alten wieder einzuführen,

mag bei einigen wohl der ernstliche Wunsch, oder wenigstens der vorübergehende Gedanke entstanden sein. Doch solche Verirrungen, die ohnehin nie zur Ausführung kommen konnten, möchte man als unbedeutend übergehen. Ungleich ernsthafter und von dem größten Einfluß auf die Staaten und das Leben, erscheint die mit der alten Literatur auch wieder erwachte altrömische Denkart in einem großen Schriftsteller dieses Zeitalters, dem Machiavelli. Im Styl und in der Kunst der Geschichtschreibung ist er einzig, nicht bloß unter den Italienern, sondern überhaupt unter den Neuern, und den Ersten unter den Alten gleich. Kraftvoll, schmucklos und gerade zum Ziel treffend, wie Caesar, ist er dabei tief und gedankenreich wie Tacitus, aber klarer und deutlicher als dieser. Nicht irgend Einer ist sein Vorbild gewesen, sondern von dem Geist des Alterthums überhaupt durchdrungen, ist ihm ohne alle Absicht und Nachkünstelung zur andern Natur geworden, stark, lebendig, und angemessen zu schreiben, wie die Alten. Die Kunst der Darstellung findet sich bei ihm nur wie von selbst, sein stetes Ziel ist der Gedanke. Aber, wie läßt sich nun seine Denkart und die ihm eigne Staatskunst, welche nur allzu herrschend geworden ist, rechtfertigen, oder auch nur erklären, wie ist sie überhaupt zu beurtheilen? Daß er das Ideal eines ruchlosen Tyrannen, wie ein Exempel- und Lehrbuch für Herrscher und Fürsten aufgestellt, sucht man dadurch zu rechtfertigen und zu beschönigen, daß man sagt, es sei nicht so gemeint gewesen, er habe seinem Zeitalter und seiner Nation vielmehr nur ein treues Bild ihres eignen politischen Verderbens aufstellen wollen. Ungeachtet nun gewiß ist, daß Machiavelli durchaus republikanisch dachte und ein glühender Patriot war, so will doch jene Erklärung durchaus nicht recht passen. Richtiger mag es daher sein, die Erklärung eben in seinem Patriotismus zu suchen, mit seinen übrigen Staatsansichten und Grundsätzen zusammen genommen. Es ist, als ob er den Ersten seiner Nation stillschweigend hätte andeuten wollen, um Italien zu befreien, müsse man eben die, wenn auch noch so verzweifelten, oder unsittlichen Mittel ergreifen, wodurch andere es zu Grunde gerichtet und unterjocht hatten; so müsse man den Feind mit seinen eignen Waffen bestreiten; das Vaterland zu

retten, sei alles erlaubt. — Wie er von den Ausländern dachte, kann seine äußerst merkwürdige kurze Vergleichung der Franzosen und der Deutschen dienen. Mit einem bewundernswerthen Scharfsinn zeigt er, daß die Deutschen gar nicht so mächtig seien, als man sie glaube, und daß dagegen die Macht der französischen Könige äußerst furchtbar und in stetem Anwachs sei. So gedankenreich und treffend aber auch Machiavelli's kurze Charakteristik beider Nationen erscheinen mag, ist sie nichts weniger als schmeichelhaft; der einen wirft er unter allen möglichen Beziehungen den Mangel an Treue und Glauben vor, die er fast als eine angeborne Eigenschaft zu betrachten scheint, der andern aber als den Hauptfehler die ungebändigte Freiheits-Liebe, und die innere Uneinigkeit und Streitsucht, welche ihr Reich schon aufgelöst habe, und auch ihre Macht und Kraft ganz zu Grunde richten und herunter bringen werde.

So dachte er von andern Nationen, was man ihm bei den damahligen Schicksalen Italiens, seiner Vaterstadt, und seiner selbst wegen nicht unbedingt verübeln kann. Der Grundsatz aber, die gefährlichsten Feinde Italiens, nähmlich die innern mit ihren eignen unsittlichen Waffen, und auf eine der ihrigen ähnliche Art zu bekriegen, läßt sich auf keine Weise billigen; denn es waren ja nicht die einzelnen Gräuelthaten dieser kleinen Tyrannen, welche Italien ins Unglück gestürzt hatten, sondern die weit allgemeiner verbreiteten Grundsätze und Gesinnungen, welche solche Thaten möglich machten und herbeiführten.

Das Auffallendste an Machiavelli aber liegt nicht hierin, auch nicht allein in dem oft bestrittenen Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, sondern darin, daß er mitten in dem neuern christlichen Europa eine Politik aufstellte von solchem Inhalt und solchem Geist, als ob so etwas, wie das Christenthum, oder überhaupt eine Gottheit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre. Und doch war das Christenthum bisher, als das Band aller Nationen, der Grund der Staaten, Europa durch diesen geistigen Verein als eine Familie betrachtet worden. In dem Maaße, wie sie selbst Gott dienten, glaubte man, seien die Könige würdig und berechtigt, über die Menschen und Völker zu herrschen; in diesem

Sinn seien sie und ihre Gewalt von Gott eingesetzt. Auf dem unsichtbaren Boden der Kirche ruhten noch immer alle Staaten, Gesetze und Rechte. Von allem diesen, von der ganzen christlichen Staats- und Lebenseinrichtung nimmt nun Machiavelli gar keine Notiz; er schreibt nicht bloß wie ein Alter der heidnischen Vorzeit, sondern er denkt auch so, und zwar im allerentschiedensten und strengsten Sinne, und wie die Macht des alten Rom eigentlich nur auf Gewalt und List gegründet war, wobei die Gerechtigkeit als eine ziemlich überflüssige Zugabe, äußere Zierrath oder bloße Nebensache erscheint, so sind auch Kraft und Verstand die einzigen Hebel in Machiavelli's Politik. Von Gerechtigkeit ist dabei gar nicht die Rede, was nicht zu verwundern ist, da er Staaten und Völker ganz nur nach jenen Begriffen der Kraft und des Verstandes, und ohne alle Beziehung auf Gott betrachtet. So wenig es eine wahre Ehre ohne Tugend, eben so wenig giebt es ohne Gott eine Gerechtigkeit unter den Menschen, die mehr als eine bloß äußere Form und heuchlerische Verhüllung der innern Schlechtigkeit wäre, jener sich alles erlaubenden und alles begehrenden Gewalt und List. Mit dem Glauben an Gott fällt auch jedes andere Vertrauen und jeder Glauben an irgend ein Unsichtbares weg. Das Unsichtbare aber ist es, worauf das Sichtbare ruht, und wie die Seele den Leib, so hält auch der Glauben und der Gedanke Gottes den Menschen, die Nationen, und die Staaten zusammen. Ist diese Seele, dieser innere Lebensgeist dem Ganzen einmahl entzogen, so zerfällt es und löst sich auf, oder bleibt den einzelnen Theilen des organischen Körpers, den einzelnen Staaten und Nationen noch eine Lebenskraft übrig, so ist es doch nun bloß ein eignes, abgesondertes, aus seinem wahren Zusammenhange weggerissenes, seinem eigentlichen Ziel entrücktes, im Innern sich selbst, und nach Außen sich gegenseitig unter einander zerstörendes Leben. Sind die Nationen und Staaten nicht mehr in Gott und in der Gerechtigkeit verbunden, so steigen unvermeidlich jene Ungeheuer der Finsterniß, Anarchie und Despotismus, aus ihrem Abgrunde empor, und nehmen die Stelle der verlassenen Gerechtigkeit ein.

Die politische Auflösung selbst, von der sich ungeachtet der

standhaften Gegenwirkung mancher gerechten und wahrhaft christlichen Könige und Herrscher mit dem Fortgange der Zeiten und der Entwicklung der Kräfte, immer häufigere und gefährlichere Erscheinungen zeigten, kann freilich keinem Einzelnen beigemessen werden; sie hatte viel tiefere Gründe. Indessen wer irgend eine schon vorhandene Kraft des Schlechten auf bestimmte Grundsätze und in eine klare, leicht anwendbare Form bringt, der macht ihre Wirkungen systematisch, und eben dadurch unendlich gefährlicher und folgenreicher, und insofern läßt es sich nicht läugnen, daß Machiavelli's Politik auf die nachfolgenden Zeiten einen äußerst schädlichen und verderblichen Einfluß gehabt hat.

Die beiden großen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts, die Buchdruckerkunst und die Magnetnadel, welche, wenn auch schon früher angewandt, doch erst damahls zu ihrem großen Resultate unter Columbus gelangte, waren noch von einigen andern begleitet, die gleichfalls von wichtigem Einfluß waren: der Gebrauch des Schießpulvers und des Papiers. Als Erfindungen sind beide ungleich älter, aber die allgemeine Anwendung gab ihnen erst in jenem Zeitalter Wirksamkeit und einen bedeutenden Einfluß. Alle diese Erfindungen zusammen genommen, haben der menschlichen Gesellschaft eine ganz veränderte Gestalt gegeben. So wie die Völker der Vorzeit, welche den Gebrauch des Eisens, und mit diesem meistens auch mehr oder minder unvollkommen, Schrift und Metallgeld kannten, durch eine unermeßliche Kluft geschieden sind von den Wilden, welche unbekannt waren mit diesen Werkzeugen der Verbindung zwischen dem Menschen und der Erde, den verschiedenen Völkern und Ländern, der Vorwelt und der Nachwelt, durch welche erst alles in Berührung tritt, von einander abhängig wird, und eine gemeinschaftliche Entwicklung des Menschen beginnt; eben so ist auch nun die neue Zeit diesseits der Buchdruckerkunst und Magnetnadel, wenn man so sagen darf, durch eine eben so große Kluft von der alten Welt jenseits dieser Entdeckungen getrennt.

Aber eben an diesen Erfindungen zeigt sich's, daß es mehr auf den Gebrauch ankommt, welchen der Mensch von ihnen macht, als auf die Erfindungen selbst. Der Compaß war schon früher

auch andern Völkern bekannt, welche aber demungeachtet weder die Erde umsegelt, noch die neue Welt entdeckt haben. Die Buchdruckerkunst und das Papier, dienen seit lange in China, um Zeitungen, Anschlagzetteln und Visitenkarten in großer Menge zu vervielfältigen, ohne daß der Geist der Chinesen darum einen besondern Aufschwung genommen hätte.

Die Erfindung des Schießpulvers wurde selbst in den Zeiten, da sie in allgemeinen Gebrauch kam, für durchaus schädlich und verderblich wirkend gehalten. Nicht bloß Dichter, wie Ariost, beklagten es als eine unselige Erfindung, welche der persönlichen Tapferkeit entgegen stehe, und der Rittertugend den Untergang bringe; sondern auch Staatsmänner und Krieger dachten so, und stimmten ähnliche Klagen an. Doch von dieser Seite waren die Klagen und Besorgnisse wohl ungegründet; wahre Tugend und Tapferkeit weiß sich überall Raum zu schaffen. Bei andern Sitten und in einer andern Form des Krieges haben die neuen und neuesten Zeiten Beispiele von Heroismus aufgestellt, welche den Heldenthaten des Alterthums oder der Ritterzeit gewiß an die Seite treten dürfen. Im Ganzen aber kann eine Erfindung, wodurch die zerstörenden Wirkungen des Kriegs an Ausbreitung nicht minder als an Schnellkraft gewonnen haben, und ungleich systematischer geworden sind, wohl nicht unter die glücklichen gezählt werden. Ich führe nur eine verderbliche Wirkung gleich aus dem Zeitalter des ersten Gebrauchs an. Ohne das Schießpulver hätte die auf die erste Entdeckung von Amerika folgende Eroberung durch die Europäer durchaus nicht so zerstörend und verwüstend sein können. In dieser Hinsicht möchte es scheinen, als habe ein feindlicher Dämon jenem herrlichen Werkzeuge der Entdeckung, welche die Europäer nach der neuen Welt hinüber führten, gleich ein Mittel der Zerstörung zum Nachtheil der Menschlichkeit hinzugefügt.

Auch von dem Gebrauch des Papiers könnte es sehr zweifelhaft scheinen, ob dadurch die Wirkungen der Buchdruckerkunst auf Verbreitung der Kenntnisse und Geistesbildung wahrhaft befördert, oder vielmehr mit übeln Folgen vermischt worden. Durch dieses allzu leichte Mittel der Verbreitung, nahm in Zeiten der Anarchie und Revolution die Buchdruckerkunst, an sich eine der größten

und herrlichsten Erfindungen, in der unglaublich schnellen und allgemeinen Verbreitung volkserregender Flugschriften, bisweilen etwas von den zerstörenden Wirkungen des Schießpulvers an. Ueberhaupt würde bei einem etwas seltnern und kostbarern Material, der Druck vielleicht mehr seiner ursprünglichen Bestimmung, alle wahrhaft bedeutenden Denkmahle der Geschichte, der Kunst und Wissenschaft zu erhalten und zu verbreiten, treu geblieben sein. Statt dessen ist nun mit häufiger Vernachlässigung der wichtigsten Urkunden der Geistesbildung, durch die Leichtigkeit des flüchtigen Materials, eine eigentliche Ueberschwemmung und zweite Sündfluth von vergänglichen Schriften eingetreten, wodurch selbst die Sprache oft verwildert; ein Weltmeer von oberflächlichen Gedanken und papiernen Mittheilungen, auf welchen der Geist des Zeitalters hin und her wogend, nur zu oft in die Gefahr kommt, den Compaß der Wahrheit zu verlieren.

Zehnte Vorlesung.

Einige Worte über die Literatur der nördlichsten und östlichen Völker in Europa. Ueber die Scholastik und deutsche Mystik des Mittelalters.

In der bisherigen Darstellung der Geistesbildung der neuern Europäer haben wir vorzüglich nur die südlichen und westlichen Nationen Europa's betrachtet, die Deutschen, und die ganz oder halb romanisch redenden Völker, Italiener, Franzosen, Spanier und Engländer. Die Literatur dieser Völker ist auch unstreitig sowohl an sich, als durch ihren weit verbreiteten Einfluß die merkwürdigste und die wichtigste. Gleichwohl würde es meinem Wunsche und meiner Idee von einer wahrhaft welthistorischen und in einem nationalen Geiste abgefaßten Geschichte der Literatur sehr entsprechen, wenn ich auch die übrigen nördlichsten und östlichen großen Nationen in mein Gemählde mit aufnehmen könnte. Eine jede bedeutende und selbstständige Nation hat, wenn man so sagen darf, ein Recht darauf, eine eigne und eigenthümliche Literatur zu besitzen, und die ärgste Barbarei ist diejenige, welche die Sprache eines Volkes und Landes unterdrücken, oder sie von aller höhern Geistesbildung ausschließen will. Auch ist es nur ein Vorurtheil, wenn man vernachlässigte oder unbekanntere Sprachen sehr häufig einer höhern Vervollkommnung für unfähig hält. Einige Sprachen giebt es wohl, welche der Poesie in einem gewissen Maaße widerstehen, und ihr weniger günstig sind; eine regelmäßige, und für die wesentlichsten Zwecke des Lebens und des wissenschaftlichen Gebrauchs zureichende und angemessene Ausbildung in Prosa, leidet fast jede Sprache. Hat die Literatur einer minder bedeutenden Nation auch keinen unmittelbaren Einfluß auf die andern Völker, so ist

die Geschichte ihrer Geistesentwicklung in ihrem Verhältniß zu der Nationalwohlfahrt und zu den Schicksalen und der übrigen Geschichte eines Volkes doch schon an und für sich ein sehr anziehendes und belehrendes Schauspiel. Doch kann ich in dieser Hinsicht mehr nur andeuten, was ich wünschte weiter ausführen zu können, als daß ich selbst meinen Forderungen an eine vollständige Geschichte der europäischen Literatur Genüge zu leisten im Stande wäre. Denn zu oft habe ich es bestätigt gefunden, daß man in der Geschichte der Literatur sich weniger als irgendwo sonst auf das Zeugniß und den Bericht anderer verlassen kann, wenn man nicht durch eine zureichende Kenntniß der Sprache im Stande ist, selbst zu prüfen und zu urtheilen. Ich werde also nur auf einige allgemeine Betrachtungen mich beschränken müssen, indem ich hier bei der Epoche des Anbeginns einer neuen Literatur und der Wiederherstellung der Wissenschaften und Kenntniß des Alterthums, den Blick auch auf die übrigen Nationen und auf das gesammte Europa richte. Für diese allgemeine Uebersicht ist hier beim sechzehnten Jahrhundert, welches für ganz Europa die Scheidewand bildet zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit, wohl die schicklichste Stelle. Was die Sprache selbst und ihren auch auf andere Völker sich verbreitenden Einfluß betrifft, so hatten die romanischen hier einen entschiedenen Vortheil und Uebergewicht. Sie sind so nah verwandt unter sich, und alle auch mit ihrer Mutter, der lateinischen, damahls der allgemeinen Sprache des christlichen Abendlandes, daß ihre Erlernung verhältnißmäßig ungleich leichter war, als die einer jeden andern ursprünglichen Stammsprache. Daher waren sie auch schon früh und selbst im Mittelalter, noch ehe das Bedürfniß des Handels oder politische Ursachen dazu mitwirkten, verbreiteter als die deutsche und die übrigen nördlichen und östlichen Sprachen Europa's. Zu bemerken ist jedoch, daß Spanien, wie schon durch seine geographische Lage und eigenthümliche politische Entwicklung, Verfassung und Sitten, so auch in seiner Geistesbildung und Sprache von dem übrigen Europa mehr abgesondert blieb, und weniger Einfluß darauf gewann. Daß gleichwohl diese von dem übrigen Europa abgesonderte Geistesbildung und Sprache Spaniens eine hohe Stufe von

innerer Vortrefflichkeit erreichte, hat man in neuern Zeiten mit mehr Gerechtigkeit als ehedem anerkannt. Nur ist noch das von dem ehemahligen Vorurtheil geblieben, daß man diese Vorzüge zu sehr bloß auf die Dichtkunst beschränkt, da gerade einer der eigenthümlichsten Vorzüge der spanischen Sprache, man darf wohl sagen, der spanischen Nationalbildung, darin besteht, daß auch die Prosa in dieser Sprache ungleich früher und vortrefflicher, als in irgend einer andern romanischen ausgebildet ward. Die portugiesische Mundart wurde zwar schon frühe, auch für die Prosa, weich und angenehm gebildet; späterhin aber blieb sie zurück gegen die höhere Kunst und die reiche Mannichfaltigkeit der spanischen Schwestersprache. Die italienische Sprache ist, den einzigen Machiavelli ausgenommen, für den praktischen und politischen Gebrauch nie sehr glücklich und angemessen ausgebildet gewesen. Die frühern Versuche der andern romanischen Sprachen in der Prosa, sind meistens unförmlich. Die französische und englische haben erst im siebzehnten Jahrhundert, also ungleich später sich zur praktischen Angemessenheit und politischen Beredsamkeit ausgebildet, und es ist dieser Vorzug hier vielleicht mehr als in Spanien auf den Mittelpunkt der Hauptstadt und auf die höhern Stände beschränkt geblieben. Früh schon ward in Spanien die Landessprache zur Gesetzgebung und zu den wichtigsten Lebensgeschäften, und zwar sehr glücklich angewandt, und vielleicht hat selbst die Absonderung der Nation vom übrigen Europa zur frühern Entwicklung der Sprache beigetragen, die an gut geschriebenen geschichtlichen Werken sehr reich ist, und in der eine männliche Beredsamkeit sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat; eine Beredsamkeit voll von dem feurigsten Geiste, deutlich und scharf, und wo es angemessen ist, auch mit treffendem Witz und Spott durchwebt. Nur in der höhern Philosophie hat Spanien weniger bedeutende Nahmen, als Italien, Deutschland und die andern gebildeten Nationen, und eigentlich keinen großen Schriftsteller aufzuweisen.

Die deutsche Sprache war als eine ganz eigenthümliche zu erlernen, viel schwerer als die romanischen, konnte daher auch nicht in dem Maaße verbreitet sein, wie diese; welche Unbekanntschaft

der andern Nationen mit der Sprache, oft auch eine Verkennung der deutschen Geistesbildung und Literatur zur Folge gehabt hat. Dessen ungeachtet glaube ich, die Stelle, welche ich der deutschen Nation in dieser Geschichte der Literatur angewiesen habe, historisch vollkommen rechtfertigen zu können. Ist gleich die deutsche Sprache weniger verbreitet, so ist dennoch der gründlichere Geschichts- und Sprachforscher auch bei den südlichen und westlichen Nationen durchaus genöthigt, zu der Quelle ihres deutschen Ursprungs zurück zu gehen, da mit der germanischen Verfassung und Lebenseinrichtung auch vieles vom germanischen Geist, was sonst nicht verständlich sein kann, auf die andern Nationen übergegangen ist. Eine gründliche Kenntniß vom Mittelalter und seiner Geschichte, ist ohne Kenntniß der deutschen Geistesbildung und Sprache zu erlangen gar nicht möglich; denn, wie Frankreich und England im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht bloß politisch, sondern auch literarisch das Uebergewicht hatten und herrschten, so waren Italien und Deutschland in aller Bildung die ersten Länder während des ganzen Mittelalters. Die größte und für die Literatur folgenreichste Entdeckung im fünfzehnten Jahrhundert, die Buchdruckerkunst, war eine deutsche Erfindung, und von Deutschland sind im sechzehnten Jahrhundert jene Bewegungen und Erschütterungen ausgegangen, welche den großen Zwiespalt im Glauben zur Folge hatten, und welche dem christlichen Europa auch in Rücksicht der Geistesbildung eine neue Gestalt und Richtung gegeben haben. Ist die deutsche Sprache, für die gesellschaftlichen Kreise, für das praktische Leben, die höhern Geschäfte und politische Beredsamkeit bis jetzt noch nicht so mannichfaltig brauchbar und überall angemessen ausgebildet, als die englische und französische, so ist sie dagegen, wie die italienische, welche derselbe Tadel eben so sehr trifft, der Dichtkunst günstig, und für den höhern wissenschaftlichen Gebrauch, seit der griechischen, vielleicht die reichste. In der bildenden Kunst, woran die meisten andern auch sehr gebildeten Nationen kaum einen irgend bedeutenden Antheil genommen haben, behaupten die Deutschen wenigstens die zweite Stelle neben und nach den Italienern. In der neuern Literatur, die sich seit den Erschütterungen des sechzehnten und der

ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in den verschiedenen Ländern Europa's zu entwickeln anfing, hat die deutsche Sprache und Geistesbildung fast zuletzt ihren neuen Aufschwung genommen; doch ist dieß wohl an sich nicht als ein Nachtheil zu betrachten. Wenigstens in wissenschaftlicher Rücksicht, in Geschichte und Philosophie sollte die spätere Literatur allerdings auch die reichste und reifste sein. Und diese Reichhaltigkeit wenigstens wird man der deutschen Literatur in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht absprechen können, in einem Zeitraume, wo bei manchen andern Nationen ein Stillstand und Rückfall, oder auch ein fast gänzliches Ermatten und Erlöschen in der Literatur und der Geistesbildung sich zeigte. Wie viel Mängel im Einzelnen sich überall noch finden mögen, sieht man auf das Ganze, so ist der Zeitpunkt wohl nicht sehr entfernt, wo die Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur, für wissenschaftliche Bildung auch bei andern Nationen unentbehrlich scheinen und sich mehr und mehr verbreiten wird.

Unter den nördlichsten und östlichsten Nationen nahmen die skandinavischen im Mittelalter an der Poesie und an der Geistesbildung des übrigen Abendlandes den nächsten und unmittelbarsten Antheil. Der Einfluß, welchen sie selbst als wandernde Normannen auf Europa und dessen Poesie gehabt, ist schon früher berührt worden. Sie nahmen Antheil an den Kreuzzügen und also auch an allem, was diese für Geist und Einbildungskraft Neues herbeiführten oder hervorbrachten. Als wissenschaftliche Seefahrer durchreisten forschende Isländer ganz Europa, sammelten überall Kenntnisse, oder auch Dichtungen ein. Die älteste noch unverfälschte Quelle der Poesie der germanischen Völker und des gesammten Mittelalters hatten sie in ihrer Edda erhalten; jetzt brachten sie aus dem südlichen Europa die christlichen Ritterdichtungen in ihre Heimath zurück. In manchen derselben, besonders in den deutschen Heldenbüchern, war die Aehnlichkeit mit ihrer nordischen Sage auffallend, selbst einzelne dem Norden angehörige Gestalten fanden sich in denselben wieder. Diese behandelten sie nun mit besonderer Liebe in mannichfachen Werken und Formen; und wir dürfen diese ganze Richtung, zusammengenommen mit den

gothischen und deutschen Heldengedichten aus demselben Kreise, als eine eigenthümlich nordische Schule in der abendländischen Poesie betrachten, die in mancher Rücksicht von dem romantischen Geist der südlichen Fantasie bei den lateinischen Völkern noch sehr abweichend und verschieden ist. Was in jenen skandinavischen Dichtungen noch heidnischen und nordischen Ursprungs war, die einzelnen Gestalten, und überhaupt das Wunderbare, was aus der alten Götterlehre herstammte, faßten sie, als der Quelle in ihrer Edda noch näher, mit einem tieferen Gefühle auf. Dieses Wunderbare, was in der Poesie der südlichen Völker fast bloß ein flüchtiges und bedeutungsloses Spiel der Fantasie, ein müßiger Schmuck geworden ist, hat in der nordischen Dichtkunst einen ernsten Sinn, innere Wahrheit und Bedeutung. Von dieser Seite hat die nordische Behandlung der Nibelungen selbst vor dem deutschen Heldengedichte im Einzelnen Vorzüge. So hatte Island und Skandinavien überhaupt im Mittelalter seine eigenthümlich gestaltete Ritterpoesie, welche auch auf ähnliche Weise, wie bei andern Nationen, sich aus der Poesie erst in prosaische Ritterbücher auflöste und dann in einzelne Volkslieder zersplitterte. Dieß letzte geschah in Dänemark, wie in England und Deutschland, besonders in dem Zeitalter, wo die Glaubensstreitigkeiten und die daraus hervorgehende gänzliche Veränderung der kirchlichen und der bürgerlichen Verfassung, auch in der Ueberlieferung der alten Nationalandenken und Heldensage eine große Unterbrechung verursachte, so daß nur einzelne Anklänge davon übrig blieben, vernachlässigt und nur unter dem Volke sich erhaltend, vielfach verstümmelt und halb unverständlich geworden. Indeß auch so, und wären sie nur ein schwacher, undeutlicher Nachhall von der Poesie der vorigen Zeiten, sind Volkslieder, wie England und Deutschland, Schottland und Dänemark deren so viele und in mancher Hinsicht auch geschichtlich merkwürdige besitzt, der sorgsamsten Aufmerksamkeit und Aufbewahrung, einer schonenden, sorgfältigen und verständigen Behandlung werth. Die alte Literatur des Nordens war allen skandinavischen Völkern gemein. Mit der Reformation scheint eine starke Unterbrechung Statt gefunden zu haben; die einheimischen Geschichtschreiber der dänischen, wie der

schwedischen Literatur, betrachten auch den allzu großen Einfluß, welchen die hochdeutsche Sprache mit der ersten Einführung des Protestantismus bei ihnen bekam, als schädlich für die Entwicklung der Landessprache. Die spätere schwedische Literatur wird selbst von einheimischen Beurtheilern, welche jetzt und für die Zukunft eine neue und bessere Bahn zu gründen suchen, in vieler Hinsicht als ein Beispiel aufgestellt, wie wenig auch die gefühl- und charaktervollste Nation, zu einer selbstständigen und reichhaltigen, zu einer wahrhaft nationalen Literatur gelangen kann, wenn sie immer nur einer fremden Sprache und ausländischen Vorbildern ausschließend huldigt. Sehr reichhaltig und eigenthümlich hat sich dagegen in neuern Zeiten die dänische Literatur entwickelt, ungefähr in der gleichen Epoche, wie die deutsche, und obwohl selbstständig, auch in Geist und Charakter dieser und der engländischen verwandter, als der französischen. Wie unsre Sprache eine noch verwandte mit der jener andern nordischen Völker, so ist auch die deutsche Poesie innig zusammenhängend und fast eine gemeinsame, besonders mit der dänischen und engländischen zu nennen. Für die deutsche Philosophie aber findet diese Gemeinsamkeit in der neuern Zeit nicht mehr Statt, und doch wird es vorzüglich die Theilnahme an dieser und das gemeinsame Fortschreiten in ihr sein, was für die künftige Weltepoche und die Bestimmung der Völker von deutschem Stamme, jene neue Zeit wissenschaftlich zu begründen, über den Antheil einer jeden einzelnen Nation an diesem Ruhm entscheiden wird.

In einer Rücksicht möchte man das ältere Skandinavien vor der Reformation wohl mit Spanien vergleichen; darin nähmlich, daß beide Länder bei einer sehr hohen Stufe innerer politischer und geistiger Ausbildung, doch ein von dem übrigen Europa mehr abgesondertes und ganz für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Ganzes bildeten. Freilich nahmen auch die Nordländer, wie die Spanier, Theil an dem allgemeinen Rittergeiste des Mittelalters, der ihnen ohnehin von Alters her nicht fremd war; sie bereicherten sich auf Reisen mit der Kenntniß des südlichen Europa's. Gleichwohl fand weder für sie, noch für Spanien, ein so inniger und vielfacher Verkehr mit andern Nationen Statt,

wie zwischen England und Frankreich vom eilften bis zum fünfzehnten, oder zwischen Italien und Deutschland vom neunten bis zum sechzehnten Jahrhundert. Auch die Geistesbildung von Skandinavien war ganz nur Nationalbildung, vorzüglich auf Poesie, Geschichte und andere Kenntnisse gerichtet, weniger auf die höhere Philosophie; wenigstens haben sie in der frühern Zeit, eben wie Spanien, keinen sehr bedeutenden Nahmen in derselben aufzuweisen. Es ist auffallend, daß jene vier Länder in der Mitte von Europa, Italien und Deutschland, Frankreich und England, so wie sie in der politischen Geschichte des neuern Europa am dauerndsten eine Hauptstelle einnehmen, auch in der Geschichte der Literatur sich dadurch auszeichnen, daß sie von dem ersten Erwachen des Europäischen Geistes, unter Karl dem Großen bis auf die neueste Zeit, an der Entwicklung der Philosophie, an ihren Fortschritten oder Rückschritten, Erweiterungen oder Verwirrungen den thätigsten Antheil genommen haben, und mit wenig Ausnahme alle großen und ausgezeichneten Nahmen in der Geschichte der neuern Philosophie diesen vier Nationen angehören. Die sehr bestimmte und in den verschiedensten Zeitaltern noch kenntlich bleibende Nationalverschiedenheit und Richtung in der Philosophie dieser Völker, werde ich in der Folge zu bestimmen versuchen.

Unter den slavischen Nationen besaß Rußland schon in dem frühern Mittelalter seine Nationalgeschichtschreiber in der Landessprache; ein unschätzbarer Vorzug, und ein nicht zu verkennender Beweis von dem Anfang einer nationalen Geistesbildung. Daß diese überhaupt vor der mongolischen Verwüstung in Rußland allgemeiner und verbreiteter gewesen sei, ist aus dem blühenden Handel, dem alten Zusammenhang mit Constantinopel und andern historischen Umständen sehr wahrscheinlich. Aber eben, weil es der griechischen Kirche angehörte, war Rußland während des Mittelalters und bis auf neuere Zeit, politisch und geistig von dem übrigen Abendlande getrennt. Unter den slavischen Nationen, welche ganz diesem angehörten, hatte Böhmen unter seinem Karl dem Vierten eine vollständige, und sehr reiche Literatur, welche näher bekannt zu machen, auch historisch wichtig sein würde; doch scheint sie nach dem, was darüber bekannt geworden,

im wissenschaftlichen und geschichtlichen Fache reicher gewesen zu sein, als in Gedichten. Ob die pohlnische Sprache, deren Fähigkeit für Poesie in neuern Zeiten sehr gerühmt wird, nicht auch schon in frühern Epochen und im Mittelalter einen Reichthum von eigenthümlichen Dichtungen besessen habe, wie man nach dem Charakter der Nation wohl vermuthen möchte, ist mir nicht bekannt. Sollte dieß aber nicht der Fall sein, sollten die slavischen Sprachen und Nationen im Mittelalter keine so reiche und eigenthümliche Poesie gehabt haben, als die germanischen oder die romanisch redenden Völker, so läßt sich vielleicht im Allgemeinen ein Erklärungsgrund dafür angeben. Sie nahmen an den Kreuzzügen entweder gar keinen, oder doch verhältnißmäßig viel geringern Antheil; überhaupt war der Rittergeist ihnen, wo nicht ursprünglich fremd und unbekannt, so doch ungleich weniger allgemein und alles beherrschend und durchdringend, als im übrigen Abendlande. Vielleicht war auch die eigenthümliche Götterlehre, welche die Slaven vor der Annahme des Christenthums besaßen, weniger reich, als die germanische, oder ward sie bei der Einführung desselben plötzlicher, strenger und allgemeiner vertilgt. Die slavischen Sprachen, obwohl den edelsten alten und neuen in der Abstammung verwandt und kunstreich in ihrem grammatischen Bau, scheinen auch von Natur weniger zur Poesie geneigt oder geeignet zu sein.

Gewiß ist es, daß die Ungarn in ihrer Stammsprache eine eigenthümliche Heldenpoesie auch schon in sehr alten Zeiten besessen haben. Der nächste Gegenstand derselben war wohl die Einwanderung und Eroberung des Landes selbst unter den sieben Heerführern. Daß diese Sagen aus der heidnischen Zeit auch nach Einführung des Christenthums nicht ganz verloren gegangen, sieht man aus den Chronikschreibern, die mehrere Lieder von solchem Inhalt vor sich zu haben bezeugen. Ja es hat sogar ein ungarischer Gelehrter, Revaj, eines der Art, welches die Ankunft der Magyaren nach Ungarn, zum Gegenstande hat, noch aufgefunden und der Vergessenheit entzogen. Aller Wahrscheinlichkeit nach besteht die Chronik von dem sogenannten Schreiber des Königs Bela, der in der ungarischen Geschichte und selbst in dem

ungarischen Staatsrechte eine so wichtige Rolle spielt, dem größten Theile nach aus solchen geschichtlichen Heldenliedern, die der Notar nur in Prosa aufgelöst, und wo er denn wohl allerlei eigne Meinungen und seinsollende Erklärungen aus seinem Kopfe hinzugefügt hat. Er verdient daher gar nicht die Erbitterung, womit ihn die kritischen Geschichtforscher zu bekämpfen pflegen. Man sollte in diesem Buche lieber ein, wenn gleich verstümmeltes Denkmahl der alten Heldensage und Poesie der Magyaren erkennen, und es als solches schätzen, und nicht staatsrechtliche Folgerungen daraus ziehen, oder Streitigkeiten daran knüpfen, die einer solchen Sagensammlung ganz fremd sind. Ein anderer Gegenstand der ungarischen Dichter war Attila, den sie als einen ihrer Nation angehörenden Helden und König betrachteten. Es finden sich in den Chroniken Beweise, daß Attila und die gothischen Helden, welche die deutschen Dichtungen in dem Nibelungenliede, und dem Heldenbuche ihm zugesellen, auch in ungarischer Sprache besungen worden, und daß Lieder dieser Art noch bis in ziemlich späten Zeiten vorhanden gewesen. Wahrscheinlich ist diese ganze alte Poesie vorzüglich erst unter Matthias Corvin untergegangen, der seine Ungarn mit einem Mahle ganz lateinisch und italienisch umwandeln wollte, worüber denn die Landessprache, wie natürlich, vernachlässigt ward, und die alten Sagen und Lieder in Vergessenheit geriethen. So ging es den Ungarn im fünfzehnten Jahrhundert, wie es auch wohl uns Deutschen im achtzehnten ergangen sein würde, wenn ein großer König dieser Zeit, der wie Matthias auch nur ausländische Geistesbildung ehrte und kannte, eben so unumschränkt über das gesammte Deutschland geherrscht hätte, wie Corvin in Ungarn. Was dieser ausländischen Bildungs-Barbarei noch von der alten Sage, von Sprachdenkmahlen und Dichtkunst entging, das mag dann in der türkischen Verwüstung vollends zu Grunde gegangen sein. Indessen hat sich doch die Neigung zum historischen Heldengedichte bei den Ungarn auch in den folgenden Zeiten erhalten, und im sechzehnten, wie im siebzehnten Jahrhundert berühmte Meister und Werke in der epischen Gattung hervorgebracht, bis endlich auch in der jetzigen Zeit ein gefühlvoller Dichter, Kisfaludi, den Ge-

sang, den er zuerst der Liebe geweiht hatte, der alten Nationalsage zugewandt.

Ich beschließe diese Betrachtungen über die Literatur und Sprache, auch die weniger allgemein bekannten und verbreiteten, der verschiedenen europäischen Völker, mit einem allgemeinen Gedanken, den ich schon vorhin berührte. Eine jede selbstständige und bedeutende Nation, hat, wenn man so sagen darf, das Recht, eine eigenthümliche Literatur, d. h. eine eigne Sprachbildung zu besitzen, ohne welche auch die Geistesbildung nie eine eigne, allgemein wirkende, und nationale sein kann, sondern in einer ausländischen Sprache erlernt und fortgeübt, immer etwas barbarisches behalten muß. Thöricht würde es freilich sein, die Liebe zu der vaterländischen Sprache bloß dadurch zu beweisen, daß man die fremden nicht lernt, oder ihre Vorzüge nicht erkennt. Selbst für allgemeine Geistesbildung sind außer den alten Sprachen, auch mehrere der neuern, nach dem besondern Zweck eines jeden die eine oder die andere, mehr oder minder durchaus unentbehrlich. Anderntheils wird sie zu erlernen und zu gebrauchen, durch äußere Verhältnisse nothwendig gemacht. Der Gebrauch einer ausländischen Sprache für die Gesetzgebung und die bürgerlichen Rechtsgeschäfte ist allemahl höchst bedrückend, ja man kann sagen, schlechthin ungerecht; der Gebrauch einer ausländischen Sprache für die Staatsgeschäfte und was damit zusammenhängt, auch für das höhere gesellschaftliche Leben, kann nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben für die einheimische Sprache. Wo aber ein Verhältniß dieser Art einmahl eingeführt worden, da ist es, wenigstens für den Einzelnen, ein unvermeidliches Uebel. Hier ist es nun die Sache der Gebildeten, und überhaupt der höhern Classe, ins Mittel zu treten, und den rechten Weg zwischen beiden Extremen, durch ihren Einfluß, allmählig zu dem allgemeinen zu machen; der Nothwendigkeit zu geben, was sie fordert, ohne doch die Pflicht gegen das Vaterland zu vergessen. Denn, als eine recht eigentliche und unerläßliche Pflicht, betrachte ich allerdings die Sorge für die eigne Sprache, besonders von Seiten der höhern Classe. Jeder Gebildete sollte dahin streben, seine Sprache rein und richtig, ja

so viel als möglich vollkommen und vortrefflich zu reden; er sollte sich, wie von der Geschichte seines Volkes, so auch von ihrer Sprache und Literatur, eine allgemeine, aber doch nicht gar zu oberflächliche Kenntniß verschaffen. Eine Pflicht, die im Grunde um so leichter zu erfüllen ist, je mehr der Verstand und die Gabe des Ausdrucks auch durch Erlernung fremder Sprachen schon geübt worden sind. Den Gebrauch der unentbehrlichen fremden Sprachen im Leben aber, sollte man allerdings auf das Nothwendige beschränken. Die Pflicht für die Sprache sollte besonders der höhern Classe heilig sein; denn je größer der Antheil ist, welchen ein Einzelner von dem Eigenthum, der Würde, und von allen Vorrechten einer Nation für sich besitzt und genießt, je mehr ist er auch berufen, für die Erhebung und Erhaltung seiner Nation, nach seinen Kräften mitzuwirken. Eine Nation, deren Sprache verwildert oder in einem rohen Zustande erhalten wird, muß selbst barbarisch und roh werden. Eine Nation, die sich ihre Sprache rauben läßt, verliert den letzten Halt ihrer geistigen, innern Selbstständigkeit, und hört eigentlich auf zu existiren. Wie gefährlich aber auch der Andrang ausländischer Idiome erscheinen mag, wenn auf der einen Seite ein absichtlicher Plan systematischer Sprachausrottung vorhanden ist, auf der andern die Modethorheit die Menge weit über die Grenze dessen hinausführt, was der wahre Werth der fremden Sprache zu gelten verdient, oder unvermeidliche Nothwendigkeit erheischt; die Gefahr ist niemahls groß, sobald sie nur als solche erkannt wird. Denn in allem, was nicht in dem Wagespiel des Augenblicks, sondern in der Entwicklung der Zeiten entschieden wird, ist die gemeinschaftliche, stillschweigende Opposition der Gutgesinnten jederzeit unüberwindlich. Der Tyrann wirkt, ohne es zu wollen, mehrentheils selbst seinem Zwecke entgegen, indem durch die beabsichtigte Unterdrückung nur das widerstrebende Nationalgefühl um so lebhafter erweckt, oder doch allgemeiner verbreitet wird. So bestätigte es sich auch in der neuesten Zeit, da es der größten despotischen Uebermacht nicht gelingen wollte, der deutschen Nation ihr intellektuelles Leben zu entreißen.

Nach dieser Uebersicht der verschiedenen Nationen Europa's kehre ich zurück zum Faden der Geschichte. Die großen Erweiterungen und Entdeckungen, welche der Wissenschaft und der Literatur einen neuen Aufschwung gegeben, gehören der äußern historischen Erscheinung und dem letzten Resultate nach dem achtzehnten Jahrhundert an. Ihre ganze Richtung und neue Gestalt aber erhielt diese Geistesbildung, die sich im achtzehnten Jahrhundert so mächtig entwickelte, im sechzehnten durch die Reformation. Diese bestimmte bei dem einen, wie bei dem andern Theile der nun in Zwiespalt gerathenen Christenheit, die Wege, welche diese neue Geistesbildung jetzt einschlug, das Ziel, dem sie nachstrebte, die Schranken, innerhalb deren sie sich bewegte. An und für sich lag der Streit beider Theile eigentlich ganz außerhalb der Sphäre der Geistesbildung und Literatur; er ging entweder die Politik an, insofern er die kirchliche Verfassung, das Wesen, die Grenze, und die Ausübungsweise der geistlichen Macht betraf, oder er hatte solche Geheimnisse der Religion zum Gegenstande, welche größtentheils selbst der Philosophie unzugänglich sind.

Indessen hat die Reformation, die alles erschütterte und veränderte, natürlich auch auf die Wissenschaften, auf Literatur und Geistesbildung, einen vielfachen indirecten Einfluß gehabt, theils einen wohlthätigen, theils einen nachtheiligen. Zu dem ersten gehört z. B. die allgemeine Verbreitung des Studiums der griechischen und der andern alten Sprachen, die jetzt für die Religion selbst unentbehrlich gehalten wurden, und die daher in protestantischen Ländern, in Holland, England, dem protestantischen Deutschlande, wo nicht mit größerm Eifer, doch mit mehr Allgemeinheit cultivirt sind. Indessen war die Liebe zu den alten Sprachen schon vor der Reformation in Italien und Deutschland besonders so herrschend, daß man diese hier nicht als das erste belebende, sondern nur als mitwirkende Ursache betrachten darf. Der gegenseitige Streit und Wetteifer beider Theile konnte zwar über die Hauptgegenstände der Uneinigkeit zu keinem Fortschritte und keiner Entscheidung führen, weil diese Gegenstände gar nicht geeignet sind, auf solche Weise durchgestritten und ent=

schieden zu werden; die Religion überhaupt Sache des Gefühls und Glaubens, nicht aber des Disputirens, und eines dialektischen Streits ist. Für die gründliche historische Untersuchung ist aber allerdings der Streit vortheilhaft gewesen. Freilich ist dieß mehr ein indirecter als ein unmittelbarer Vortheil, der auch meistens, wie alle wohlthätige Folgen der Reformation erst später, nachdem die äußere Ruhe einigermaßen wieder hergestellt worden war, eintrat, dagegen der nachtheilige Einfluß in einigen Stücken gleich Statt fand. Nachtheilig war die Wirkung auf die bildenden Künste; nicht nur durch einige Zerstörungen, die hie und da Statt gefunden, sondern vorzüglich dadurch, daß die Kunst ihrer ursprünglichen und natürlichen Bestimmung entrückt wurde. Auch die nachfolgenden Unruhen und Bürgerkriege waren, wie sie es immer sind, den Künsten noch schädlicher, als der Literatur. Besonders Deutschland ist dadurch augenscheinlich um die volle Entwicklung der ihm eigenthümlichen Mahlerei gekommen, die unter Albrecht Dürer, Lucas Kranach und Holbein so herrlich zu blühen angefangen. Diese Männer, die alle ihre Bildung noch in der frühern Zeit erhalten hatten, fanden jetzt keine Nachfolger. In den protestantischen Niederlanden richtete sich die Mahlerei jetzt auf andere, geringere Gegenstände, wo sie auch bei der vollkommensten Behandlung, der ältern religiösen Mahlerei an Würde nie gleich kommen konnte. Ueberhaupt verursachte es eine große, schädliche Unterbrechung, daß mit den angefochtenen Punkten des Glaubens oder der kirchlichen Verfassung zugleich das ganze Mittelalter und alles, was es hervorgebracht, dessen Geschichte und Denkart, selbst Kunst und Poesie in einem revolutionären Umschwung zusammen verworfen, verkannt und bald mehr oder minder vergessen ward. Für Deutschland war dieser Verlust besonders empfindlich. Eine solche Unterbrechung und Wegwerfung der geistigen Erbschaft der Vorfahren ist von einer jeden sehr großen plötzlichen Veränderung kaum ganz zu trennen. Wenigstens aber sollte man jetzt, wo alle Gründe dazu wegfallen, jene Verkennung des Mittelalters und seiner Kunst und Bildung nicht länger fortsetzen. Der Behauptung, daß die Reformation die wahre Geistesfreiheit hervorgebracht habe, kann

nicht ohne große Einschränkung beistimmen. Die allgemeine Freiheit, ja völlige Ungebundenheit des Geistes, am Ende des siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert gehört wenigstens erst zu den später erfolgten Wirkungen der Reformation: es haben außer ihr noch andere Ursachen dazu mitgewirkt, auch ist es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß diese Ungebundenheit in dem Maaße eher verderblich, als lobenswerth und heilsam war. Die Reformation ist weder die erste und einzige Ursache, noch ist die ihr beigemeßne Geistesfreiheit die rechte gewesen. Die nächste und erste Wirkung der Reformation auf Philosophie und Denkfreiheit aber, war vielmehr beschränkend. Von einer solchen liberalen Geistesentwicklung, wie sie in Italien und Deutschland unter den Medicäern, unter Leo dem Zehnten und Kaiser Maximilian Statt gefunden, ging sogar der Begriff im sechzehnten und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ganz verloren. Ein politischer und geistiger Despotismus, wie ihn Heinrich der Achte beim ersten Ausbruche des Sturms, dann nach der vollendeten Zerreißung Europa's, Philipp der Zweite in den katholischen Ländern und Cromwell von der andern protestantischen Seite im Zustande revolutionärer Demokratie ausübten, wäre ohne die Reformation gar nicht möglich gewesen. Wer an der Spitze einer neuen Parthei und großen Revolution steht, die zugleich eine politische und religiöse ist, besitzt eine so unumschränkte Macht, auch über die Denkart und den Geist, daß es wenigstens nur von seiner Willkühr abhängt, sie nicht zu mißbrauchen. Allerdings schien aber auch den Anhängern der alten Lehre, unter einem Philipp dem Zweiten, und unter mehreren Königen in Frankreich jedes Mittel erlaubt, wenn es nur dazu führte, die weitere Ausbreitung des neuen Glaubens zu verhindern. Wollte man einzelne Beispiele von Verfolgungen aus der frühern Zeit, und noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert anführen, wie z. B. die Verbrennung des Huß, um die wohlthätige Wirkung der Reformation zu beweisen, so wird man finden, daß bei solchen traurigen Ereignissen stets auch politische Gründe mitgewirkt haben, und man wird leider ähnliche Beispiele auch nach der Reformation, aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert genug finden. Und zwar bei beiden Theilen;

der erste große Selbstdenker und allgemein wirkende Schriftsteller, welchen die Protestanten nach der Zeit der ersten Gährung besaßen, Hugo Grotius, konnte in dem freiesten Lande, welches es damahls gab, dem Gefängniß und der Verfolgung nicht entgehen. Auf der andern Seite führte die Gefahr und der Mißbrauch, den einige von der Geistesfreiheit machten, zur Beschränkung und Unterdrückung. Dadurch ist besonders Italien, um die Entwicklung seiner im fünfzehnten Jahrhundert aufblühenden Philosophie gekommen; so, daß es fast verkannt wird, was mir unläugbar scheint, daß diese scharfsinnige Nation auch zur höchsten geistigen Forschung eine ursprüngliche Neigung und eine angestammte Fähigkeit besitzt. Die ausgezeichneten philosophischen Talente, welche Italien im sechzehnten und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hervorbrachte, nahmen eine so unglückliche Richtung, daß sie für ihr Vaterland meistens verloren gingen, da ihre Lehren nicht bloß dem Geiste der Kirche entgegen, sondern auch selbst mit dem allgemeinen sittlichen Glauben der Menschheit unvereinbar, und für ihn zerstörend waren. In dem geistigen, wie im politischen Gebieth führt Anarchie den despotischen Druck herbei, dieser aber, wenn er seinen Gipfel erreicht hat, erregt wieder noch heftigere Empörungen und Reactionen, ohne Maaß und Ende. So bleibt nichts als ein stetes Hin- und Herschwanken von einem Extrem zum andern, zwischen Despotismus und Anarchie, die beide gleich schlimm und verwerflich sind; überall, wo keine dritte, höhere Macht ins Mittel tritt, oder wo sie, wenn auch noch vorhanden, doch nicht mehr anerkannt wird; weil das Band des Ganzen einmahl aufgelöst ist.

Wenn einige Lobredner der Reformation diese so ansehen und darstellen, als sei sie schon an und für sich ein Fortschritt des menschlichen Geistes und der Philosophie gewesen, als Befreiung von Vorurtheil und Irrthum, so setzen sie eben das, als schon ausgemacht voraus, was der Gegenstand des Streites ist. Man sollte sich dieses Arguments um so weniger jetzt noch bedienen, da es durch das Beispiel so großer Nationen, durch Spanien und Italien, das katholische Frankreich im siebzehnten Jahrhundert,

und die Geistesbildung des südlichen Deutschlandes in neuern Zeiten wohl hinreichend auch für die anders Denkenden erwiesen sein sollte, daß eine hohe, und selbst die höchste Stufe der Geistesbildung vollkommen vereinbar ist mit jenen Ueberzeugungen, welche die Stifter des Protestantismus als Vorurtheile verwarfen. Es sollten die Anhänger der Reformation überhaupt weniger Gewicht legen auf die Folgen, die sie gehabt hat; da einige derselben auch nachtheilig waren, viele nur sehr entfernt und mittelbar aus ihr hervorgingen, die Folgen und Wirkungen aber auf keinen Fall über den Werth der Sache selbst entscheiden können. Auf der andern Seite dürfen diejenigen, welche die Reformation an und für sich verwerflich und mit ihrer religiösen Ueberzeugung unvereinbar finden, gar kein Bedenken tragen, anzuerkennen, daß dieselbe besonders späterhin auch viele äußerst wohlthätige und heilsame Folgen gehabt hat. Betrachtet man überhaupt die Weltgeschichte mit dem Gefühl und in dem höheren Lichte des Glaubens, wird man in dem Gange und in dem Schicksal der Menschheit die lenkende Hand der Vorsehung gewahr, so bietet sich überall fast das gleiche Schauspiel dar. Ueberall werden dem Menschen die glücklichsten Gelegenheiten und Veranlassungen, wie durch ausdrücklich darauf angelegte Fügung dargeboten, alles Gute zu wirken, das Wahre zu erkennen, und alles wahrhaft Große und Herrliche zu erreichen; dargeboten nur, nicht aufgezwungen; denn er selbst muß mitwirken, um das zu werden, was er eigentlich sein sollte. Selten zieht der Mensch allen Vortheil von den ihm dargebotenen Mitteln, sehr oft macht er einen ganz verkehrten Gebrauch davon und stürzt sich nur immer tiefer in seine alte Verwirrung zurück. Die Vorsehung aber ist, wenn man so sagen darf, unermüdlich in diesem Kampf mit der Ungeschicklichkeit und Verkehrtheit des Menschen; kaum ist durch seine Schuld und Verblendung irgend ein großes, allgemeines, furchtbares Uebel entstanden, so gehen unmittelbar aus dem Schooß des selbstverschuldeten Unglücks, neue, unerwartete Wohlthaten hervor; Warnungen und Lehren, die sich lebendig in Thatsachen und Begebenheiten aussprechen, immer wiederhohlte Anforderungen zur Rückkehr, um den Menschen dahin zu bringen, daß er endlich zur Besinnung gelange, daß er sich aufrichte und auf dem Wege der Wahrheit wandle.

Mit der Kunst und Poesie stand der Protestantismus eigentlich nicht in unmittelbarer Berührung, wirkte zuerst vielmehr störend für diese; Geschichte und Sprachkunde wurden auf seine Veranlassung theils vielfacher bearbeitet, theils allgemeiner verbreitet; mit der Philosophie aber stand er in dem nächsten Verhältniß. Es wird daher hier der Ort sein, ihre Geschichte und ihren Zustand sowohl vor der Reformation, als in dem ersten Jahrhundert nach derselben mit einigen Worten zu berühren, doch nur in sofern die Philosophie einen wesentlichen Einfluß auf die allgemeine Geistesbildung gehabt hat.

Die ausgezeichneten Selbstdenker, welche England, Italien und Frankreich in den frühern Zeiten bis zum zwölften Jahrhundert hervorbrachte, sind schon erwähnt worden. Am meisten brachte Deutschland deren hervor, in einer fast fortgehenden Reihe, von Karl dem Großen, bis auf die Reformation, und noch nach derselben. Ueberhaupt ist Geistesträgheit der Vorwurf, welchen man den neuern Europäern auch im Mittelalter am wenigsten machen kann. Soll ja ein Vorwurf Statt finden, so ist es der, daß sie mit dem Guten und Brauchbaren auch viel Unnützes und Schädliches aufnahmen, so oft sich ihrer rastlosen Wißbegier eine neue Erweiterung der Kenntnisse darbot. So bekamen sie von den Arabern, nebst den mathematischen, chemischen und medicinischen Kenntnissen, worin ihnen diese überlegen waren, auch das ganze astrologische und alchemische Wesen und Unwesen zugleich mit überliefert; und mit dem Aristoteles, der ihnen als der Gipfel und Inbegriff alles bloß natürlichen Denkens und Wissens erschien, einen ganzen Wust von dialektischen Streitigkeiten und sophistischen Künsten, wie sie auch schon bei den Alten, vornehmlich bei den Griechen, häufig Statt gefunden hatten. Das Beste in der Philosophie des Aristoteles ist der Geist der Kritik; diesen aber in ihm zu finden und zu ergreifen, wird eine so umfassende und genaue Kenntniß des Alterthums erfordert, wie sie damahls zu erwerben fast unmöglich war, und wie sie auch jetzt noch selten ist. Der Geist der Kritik verläßt den Aristoteles nur in dem Gebiethe der Metaphysik, weil hier die einzigen beiden Führer, denen er folgte, Vernunft und Erfahrung, durchaus nicht zureichen. Aus

der Anhänglichkeit an diese, schon in dem Meister selbst unverständliche Metaphysik, entstand die sogenannte Scholastik. Einigen Ersatz für dieses Uebel gewährte die Nachfolge, welche der beobachtende Theil der Physik des Aristoteles, besonders seit Albertus Magnus, in Europa fand. Daß die Moral des Stagiriten ein großer Gewinn für das Mittelalter gewesen sei, kann man wohl nicht behaupten; ihr Werth für uns liegt vorzüglich auch in der Beziehung auf die griechische Sitte, Lebenseinrichtung und Staatsverfassung. Man hatte ja längst an der christlichen Sittenlehre eine viel reinere und bessere, und bereicherte diese aus dem Aristoteles zunächst nur mit einer Menge überflüssiger Eintheilungen, und bloß dynamischer Gegensätze, mit manchen falschen Voraussetzungen aus dem heidnischen Leben verwebt. Ein sehr auffallendes Beispiel von dem schädlichen Einfluß der aristotelischen Sittenlehre in der praktischen Anwendung, bietet sich uns in einem schon sehr gebildeten und gelehrten Zeitalter dar. In Spanien wurde im sechzehnten Jahrhundert die große Frage von der Behandlung der Amerikaner, von einem übrigens nicht unbiedern Manne, dem Sepulveda, der aber ein blinder Anhänger des Aristoteles war, und der so, wie dieser nach den Sitten und Begriffen des Alterthums gethan hatte, die Rechtmäßigkeit der Sklaverei annahm, ganz gegen die gute Sache, und sehr gegen den Geist des Christenthums entschieden.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die großen Lehrer der aristotelischen Philosophie im Mittelalter zuerst diesen Sectengeist verbreitet haben. Die Kirche hatte vielmehr demselben entgegengewirkt, so viel es ging, weil gleich anfangs mit der aristotelischen Philosophie oft auch viele gefährliche und irrige Lehren und Meinungen verbunden waren; indem die aristotelische Philosophie, wo sie recht tief aufgefaßt ward, vielleicht nicht nothwendig, aber doch sehr oft bei den Arabern, wie im Mittelalter und im sechzehnten Jahrhundert dahin führte, statt der Gottheit bloß eine allgemeine Weltseele zu verehren, und besonders die persönliche Unsterblichkeit der Seele zu läugnen. Weil aber der Drang der Zeiten unwiderstehlich war, und die aristotelische Philosophie nicht mehr abgehalten werden konnte, so suchten einige christliche

Philosophen, eben so eifrig, die Wahrheit des Glaubens zu erhalten, als die natürliche Erkenntniß durch Vernunft und Erfahrung zu erweitern, sich des Aristoteles zu bemächtigen, um den Strom, der nicht mehr abgehalten werden konnte, wenigstens zu lenken und Verderben zu verhüten. Das Urtheil über den Werth dieser an Geist zum Theil sehr großen und ausgezeichneten Männer kann man im Allgemeinen wohl dahin bestimmen: was ihre Philosophie Uebles und Scholastisches enthält, das rührt von der aus dem Alterthum noch fortgeerbten und ohne gehörige Sorgfalt und Unterscheidung aufgenommenen Sophistik, aus den ursprünglichen Mängeln des Aristoteles in der Metaphysik, so wie auch seiner arabischen Commentare, und von dem leidenschaftlichen Sectengeist ihres Zeitalters her; welcher letztere überhaupt und überall von ansteckender Art ist, so daß selbst der, welcher ihn bestreitet, nicht immer sich ganz rein davon erhalten kann. Diesen Sectengeist zu nähren und zu entflammen, trugen besonders die Universitäten viel bei, wo viele Tausende von Jünglingen von der leidenschaftlichsten Wißbegier entflammt, für Gegenstände und Streitigkeiten dieser Art, Partbei ergriffen. Das Gute, was aber die besten Philosophen des Mittelalters enthalten, das verdanken sie dem Christenthum, welches sie meistens auch vor den größern Verirrungen bewahrte, und dann ihrem eignen, zum Theil sehr großen Genie und Verstande. Man würde übrigens sich irren, wenn man die eigentlich so zu nennende Scholastik in einem allgemeinen Sinne, das unnütze Herumtreiben des Geistes in leeren Begriffen und unverständlichen Formeln ausschließend, für einen Fehler des Mittelalters halten wollte. Es hat dieses Uebel in der griechischen Philosophie sehr häufig sich geäußert, ja den höchsten Grad erreicht, selbst in der Zeit der blühendsten Cultur. Dasselbe kann man auch von den neuern Zeiten sagen, und nicht bloß von Deutschland gilt es; auch in Frankreich und England ließen sich Beispiele der Art anführen, oft selbst von denen, welche am meisten gegen die Scholastik und den Aristoteles streiten; wenn man nähmlich auf das Wesentliche des Uebels sieht, und nicht etwa die Sophistik, wo sie in ihrer Form biegsamer und eleganter ist, deswegen für weniger gefährlich hält.

Das Herumtreiben in leeren Begriffen und todten Abstractionen, welches immer eintritt, sobald die Wahrheit verloren gegangen, ist die eigentliche, der Vernunft erbliche Krankheit; mag es nun als geschwätzige Kunst und Beredsamkeit noch gefährlicher auf das Leben einwirken, oder in den Formeln der Schule auf deren engern Kreis beschränkt bleiben. Ein der Wahrheit entgegenstehender Sectengeist ist in beiden Fällen damit verbunden.

Die Philosophie des Mittelalters hatte überhaupt nur den Fehler, daß sie noch nicht ganz und durchaus christlich war, daß der Geist des Christenthums noch nicht alle Kräfte, Kenntnisse und Begriffe der Menschen vollkommen durchdrungen hatte. Es lag in der von den Alten ererbten Philosophie der neuern Europäer, nach den beiden schon früher von mir geschilderten Hauptarten und Formen derselben, der Platonischen und Aristotelischen, der Keim zu zwei verschiedenen Abwegen des Irrthums. Der eine ist der schon geschilderte der Vernünftelei, wozu die Dialektik der Alten und Aristoteles führten. Der andere an sich bessere und höhere Weg war der Platonische, der sich jedoch auch in Schwärmerei verirren konnte, sobald das Denken und Glauben aller Schranken, deren keine Thätigkeit des Menschen entbehren kann, entledigt ward. Beispiele davon liefert uns die zweite Gattung der Philosophie des Mittelalters, die der sogenannten Mystiker. Sobald sie sich bloß an das religiöse Gefühl hielten, und ihrem innern Berufe folgten, in stiller Frömmigkeit nach der evangelischen Vollkommenheit zu streben, so standen sie auf dem festen Boden der christlichen Wahrheit und wirkten unendlich viel Gutes, nicht bloß für ihre Zeitgenossen, sondern für die ganze katholische Welt aller Zeiten, wie unser Thomas a Kempis; und dieser Weg war im Gegensatz des scholastischen unstreitig ganz der rechte. Doch findet sich auch bei den bloß religiösen Mystikern des Mittelalters, neben einem frommen Herzen und der tiefsten Innigkeit des Gefühls oft ein Anstrich von pantheistischer Verneinung und Selbstvernichtung, welcher dem Geiste des Christenthums eigentlich fremd und für die höhere Entwicklung desselben sogar störend ist. Wollten sie aber zugleich das Gebieth der Wissenschaft umfassen, so war das religiöse Gefühl allein ohnehin nicht zureichend, und es wurden

dann noch andre Quellen der Erkenntniß hinzu genommen, besonders für die Erkenntniß der Natur, welche nicht immer hinreichend lauter und gesichtet waren. Der Platonismus, mit vielen andern orientalischen, öffentlichen und geheimen Ueberlieferungen verbunden, gab der Fantasie einen zu freien Spielraum, und besonders in der Naturwissenschaft war diese Denkart fast immer mit dem Glauben an Astrologie und der Neigung zu magischen Geheimnissen verbunden. Besonders in Deutschland war dieß der Fall; man darf dessen wohl um so eher erwähnen, da diese Meinungen auch jetzt wieder viel Einfluß und allgemeine Herrschaft gewinnen. So wie berühmte Männer ehedem ihre Lebensbeschreibung mit einer Erhebung zu Gott, oder mit sonst einem frommen Wunsche oder Gedanken anfingen, so wird es jetzt wieder Sitte, sie mit der Nativität, und mit dem astrologischen Urtheil zu eröffnen. Solche Phänomene, die für wunderbar und geheimnißvoll gelten, nicht als ob sie an und für sich ganz regellos, unzusammenhängend und unbegreiflich wären, sondern weil sie allerdings einer höhern und verborgnern Ordnung und Region angehören, bin ich weit entfernt, läugnen zu wollen, wenn tiefe Naturforscher sie zum Gegenstande ihrer Untersuchung machen. Nur müssen dergleichen siderische Einflüsse, insofern sie wirklich Statt finden, um alle falsche Anwendung und Gefahr, die damit verbunden sein kann, zu vermeiden, nothwendig einem christlich erleuchteten Sinne untergeordnet bleiben, welcher allein im Stande ist, diese geheimen Kräfte richtig zu deuten und sicher zu leiten. Wenn man diesen astralischen Erscheinungen und Mächten aber so viel Gewalt einräumt, daß die menschliche Freiheit dem Einfluß der Gestirne ganz unterworfen wird, dann ist der Glauben an Astrologie allerdings für alle Moral und Religion untergrabend, wie unser Schiller in dem Charakter eines von diesem Glauben beherrschten Helden so vortrefflich dargestellt hat. Eben weil der Mißbrauch so leicht, die Mittheilung so gefährlich ist, sind die Dinge dieser Art wohl oft als Geheimnisse behandelt worden. Ich finde es selbst historisch nicht unwahrscheinlich, daß ein Albertus Magnus, daß im fünfzehnten Jahrhundert der große Mathematiker Nicolaus von Cusa, der biedere Bischof Trithemius, dann Reuchlin, der Erste

seiner Zeit in aller orientalischen Gelehrsamkeit, manches gewußt haben mögen, was auch jetzt vielleicht nicht überall bekannt sein mag. Man würde auch sehr unbillig sein, wenn man den großen Geist, die Kenntnisse, die biedern Gesinnungen und Grundsätze der genannten Männer, wegen der beigemischten Irrthümer ihrer Zeit, die jetzt beinahe auch wieder die der unsrigen zu werden scheinen, verkennen wollte. Aber andere sind wohl nicht so rein geblieben, und wie leicht die Irrthümer oder auch die Kenntnisse dieser Art in eine fast betrügerische Geheimnißkrämerei mit Charlatanerie übergehen, oder doch davon verunreinigt werden, zeigen andere Charaktere dieses Zeitalters. Ich will nur den Agrippa nennen; auch Paracelsus ist nicht frei von solchen Flecken. Indessen hatte Deutschland in den frühern Zeiten vorzüglich eine große Anzahl von jenen reinern und bloß vom religiösen Gefühl beseelten, mystischen Philosophen, welche noch kein Vorwurf dieser Art treffen kann. Keine neuere Sprache ist so früh für die höhere Philosophie und die geistigsten Gegenstände angewandt und ausgebildet worden, als die deutsche. Dieser Schriftsteller gab es vom dreizehnten Jahrhundert an bis zur Reformation in niederdeutscher und oberdeutscher Sprache sehr viele. Sie standen in Verbindung untereinander, bildeten eine Art von Schule, und nannten sich Diener der heimlichen Weisheit, oder der himmlischen Sophia, worunter sie die göttliche und höhere Wahrheit verstanden, welcher sie nachstrebten, und deren Betrachtung sie ihr Leben widmeten. Ich will aus der Menge nur Einen anführen, der für die Geschichte der Sprache sehr wichtig ist. Dieser ist der Prediger oder Philosoph Tauler, der noch lange nach der Reformation von Katholiken und Protestanten um die Wette verehrt und benutzt ward, bis die allgemeine Vergessenheit auch ihn traf. Die elsassischen Gelehrten, welche, nachdem sie politisch schon Frankreich angehörten, sich oft durch gründliche deutsche Geschichts- und Sprachforschung ruhmwürdig als wahre Deutsche bewährten, haben das Verdienst, daß sie in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit auf diesen vergessenen Denker und Weisen zuerst wieder hinlenkten, und dessen hohe Wichtigkeit wenigstens für die Sprache erkannten. Vergleicht man die seinige mit der in Luthers Zeit oder hundert

Jahre nach ihm, bei ähnlichen Gegenständen üblichen, so ist der Unterschied ungefähr eben so groß, wenn man Prosa mit Poesie vergleichen darf, wie der zwischen dem sanften Wohllaut der schönsten Rittergedichte des dreizehnten Jahrhunderts, wie etwa des Nibelungenliedes und den rauhen Knittelversen des sechzehnten Jahrhunderts. So ist also auch in diesem Stücke die ältere Zeit nicht die rohere gewesen, sondern wie im Geist und in der Gesinnung besser, so auch in der Sprache von reinerem Werth.

Wenn man also jetzt bisweilen der deutschen Nation ihre Neigung zur Mystik zum Vorwurf macht, so ist dieser Fehler viel älter als die Tadler selbst vielleicht wissen; denn man könnte ihn von dem zwölften Jahrhundert, ja von den Zeiten Karls des Großen an, mit historischen Beweisen und Belegen in fast ununterbrochner Reihe, als allerdings gegründet durchführen. Weit entfernt aber, daß dieses in dem rechten und würdigen Sinne des Wortes, ein Tadel sein sollte, können wir vielmehr nur das höchste Lob der geistigen Richtung einer Nation darin sehen, wenn wir in dem welthistorischen Fortgange der intellectuellen Entwicklung, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, nebst den Indiern und Griechen, die Deutschen als das dritte unter diesen metaphysischen Völkern bemerken und jenen in diesem Stücke beizählen müssen; indem bei diesen drei genannten Völkern die Anlage zur Metaphysik, oder der Wissenschaft von den göttlichen Dingen, so wie die Richtung darauf, in allen Höhen und Tiefen, Wegen und Abwegen, welche dieses Streben mit sich führt, nicht erst von außen eingepflanzt und angeregt, sondern ganz bei ihnen einheimisch und gleichsam angeboren war.

In der Philosophie des Mittelalters ist übrigens, wie in der neuern Zeit ein sehr starker und entscheidender Einfluß des Nationalcharakters sichtbar. England und Frankreich haben auch in den ältern, wie in den neuern Zeiten, vorzüglich gewandte Selbstdenker, so wie auch kühne Zweifler und Sophisten hervorgebracht; und mehrere unter den sogenannten Scholastikern, welche Franzosen oder Engländer waren, tragen für jene ältere Zeit ganz dieses Gepräge. Die Italiener unterscheiden sich in der ältern

Zeit durch eine besonders feste Anhänglichkeit an die Wahrheiten des Glaubens; nächstdem aber durch einen ähnlichen Hang, wie in Deutschland zu einer höhern, geistigen, oft auch schwärmerischen Philosophie. Die Neigung zum Platonismus ist selbst in ihren Dichtern sichtbar. Es hat also mit einem Worte der eine Hauptweg des Nachdenkens, die Erfahrungs- und Vernunft-Philosophie, in welcher unter den Alten Aristoteles der größte war, in England und Frankreich, im Mittelalter wie in neuern Zeiten am meisten Einfluß und Anhänger gefunden. Daher auch beide Nationen, ungeachtet alles politischen Zwiespaltes, in dem Innersten ihrer Ansichten, Begriffe und Urtheile, oft mehr als man beim ersten Blicke denkt, zusammenstimmten. Die Neigung zu einer andern und mehr platonischen Art von Philosophie theilt der kunstliebende Italiener, mit dem tief empfindenden Deutschen, daher bei aller Verschiedenheit der Abstammung, Sprache und Sitten, eine gewisse Sympathie und Anneigung zwischen beiden Nationen unverkennbar ist.



Eilfte Vorlesung.

Allgemeine Betrachtung über die Philosophie vor und nach der Reformation. Poesie der katholischen Völker, der Spanier, Portugiesen und Italiener. Garcilaso, Ercilla, Camoens, Tasso, Guarini, Marino und Cervantes.

Der Zustand der allgemeinen Geistesbildung, und der Gang der Philosophie kurz vor der Reformation und in dem ersten Jahrhundert nach derselben, war zuletzt der Gegenstand unserer Betrachtung. Ich fasse die wesentlichen Resultate dieser Untersuchung in folgende allgemeine Bemerkung zusammen.

In ganz Europa war vor der Wiederherstellung der alten Literatur und der Reformation der leere logische Wortkram, den man aristotelisch nannte, bei dem großen Haufen der Gelehrten, und auf allen öffentlichen Lehranstalten herrschend. In Deutschland und nächstdem in Italien war aber im fünfzehnten Jahrhundert neben jener todten Wortphilosophie, eine andere, höhere Philosophie verbreitet, welche sich theils an die platonische, theils an die orientalische anschloß. Sie enthielt im Einzelnen Anlaß zum Irrthum, aber sie war wenigstens im Ganzen auf dem bessern Wege, sie war auf jeden Fall reicher an Gehalt, und von tieferem Sinne. Selbst in der Art, wie sie, und in der Person derjenigen, von denen sie gelehrt ward, zeigt sich ihr Vorzug. Sie herrschte nicht auf den Universitäten und in den Schulen, sie war überhaupt keine Secte, sondern wahrhaft Philosophie nach dem alten Sinne des Worts, Liebe zur Wahrheit und Weisheit, nur um ihrer selbst willen gesucht und verbreitet, von solchen die zur höchsten Erkenntniß den unwiderstehlichen Beruf in sich fühlten. Die größten Naturforscher und Mathematiker, die umfassendsten Kenner des griechischen Alterthums, und die ersten Orientalisten des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien und Deutschland

hingen ihr an. Die wieder erneuerte Bekanntschaft mit der griechischen Literatur hatte auf die Philosophie im Ganzen keinen andern Einfluß, als daß sie der mystischen und mehr platonischen Art zu philosophiren, mit so vielen Schätzen und Denkmahlen des Alterthums neuen Stoff und neue Nahrung zuführte, Hülfsmittel und Werkzeuge, sich zu bereichern und immer kühner zu entwickeln, aber auch mannichfaltige Veranlassung gab zu neuen Irrthümern, oder vielmehr nur zur Wiedererneuerung aller Neu-Platonischen oder andern orientalischen Schwärmereien. Durch die Wiederherstellung der alten Literatur gewann also die eine damahls herrschende Hauptart der Philosophie an Umfang der Erkenntniß und Entwicklung; aber auch an Einfluß zur Verbreitung schwärmerischer Meinungen, überhaupt also an Wirksamkeit zum Guten, wie zum Irrthum.

Auf die andere Art der Philosophie, auf die aristotelische, war der Einfluß noch größer. Man hatte dieselbe bisher gar nicht rein aufgefaßt und gelehrt; sie war schon bei den Scholastikern mit vielen platonischen Begriffen vermischt gewesen, da man sie zugleich immer dem Christenthum unterordnete. Als man sie nun immer mehr aus den geläuterten Quellen selbst, und in dem ganzen Zusammenhange der griechischen Geistesbildung kennen lernte und auffaßte, so war dieß für die Form allerdings ein Gewinn; man entfernte wenigstens das äußere scholastische Wesen, und kleidete sie in ein Gewand, welches dem classischen Vortrage des Alterthums und dem kritischen Scharfsinn des Urhebers nicht mehr so ganz unähnlich und ihrer unwürdig war. Je besser und tiefer man aber in den Geist der griechischen Philosophie eindrang, je häufiger ereignete es sich, daß einzelne Anhänger derselben auf solche Folgerungen ihres Systems geriethen, welche mit der Religion und Sittlichkeit unvereinbar sind; wie z. B. als erste Ursache an Gottes Statt, bloß eine allgemeine Weltseele anzunehmen und zu verehren, vorzüglich aber die Unsterblichkeit der Seele zu läugnen. Dieß war bei mehreren Anhängern des Aristoteles, besonders in Italien im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert der Fall. Geringeren Einfluß, wenigstens keinen gleich Anfangs so deutlich sichtbaren, hatte es auf den Gang der Philo-

sophie, wenn einige Kenner und Verehrer der alten Literatur jetzt mehr und mehr auch andere Systeme des Alterthums, wie z. B. das stoische zu erneuern suchten. Plato und Aristoteles haben die beiden Hauptwege des menschlichen Denkens und Erkennens so entschieden bezeichnet und gebahnt, daß sie auch für alle nachfolgende Zeiten die Hauptwege geblieben sind, und bleiben mußten. Die andern Systeme des Alterthums erhalten meistens nur durch ihre Beziehung auf jene beiden ihren Werth, es sind nur Abweichungen oder Nebenwege, die sich doch bald wieder in jene beiden Hauptwege verlieren. Daher machten jene Versuche den Stoicismus, oder andere Philosophien des Alterthums zu erneuern, wenig Glück, und hatten diese Versuche keine andere Wirkung als die Mannichfaltigkeit und Gährung der Meinungen überhaupt zu vermehren. Nur das schlechteste unter allen Systemen des Alterthums, das des Epikur, der rohe Materialismus, welcher alles aus körperlichen Atomen ableitet und entstehen läßt, fand schon im siebzehnten Jahrhundert vielen Beifall; und darin lag freilich schon ein hinreichender Beweis von dem großen Verfall der echten Wissenschaft und tieferen Philosophie. Späterhin fand diese rohe Atomistik, die im Grunde nichts ist, als die wieder hervorgerufne und durch die neuen Entdeckungen der Naturkunde bereicherte und erweiterte Lehre Epikurs, immer mehr Anhänger, und ward endlich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zur eigentlich herrschenden Secte, besonders in Frankreich, durch die Verbreitung der französischen Sprache aber auch im übrigen Europa.

Man nennt die Epoche des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts oft im Allgemeinen eine Wiederherstellung, oder gar eine Wiedergeburt der Wissenschaften. Eine Wiederherstellung war es allerdings, wenigstens in Rücksicht auf die erneuerten Kenntnisse der griechischen Literatur und des Alterthums, wodurch das historische Wissen zwar noch nicht bis zur Vollständigkeit gelangte, aber doch unermeßlich erweitert ward. Für eine wahre Wiedergeburt des menschlichen Geistes und der Wissenschaften kann es durchaus nicht gelten, denn so würde doch nur eine Veränderung genannt werden können, die nicht bloß Bereiche-

rung wäre, und durch eine Einwirkung von außen hervorgebracht, sondern ein Erwachen aus dem vorigen todten Zustande, und ein neues Leben, das von innen emporflammte. Eine solche innere, den Geist selbst neu belebende totale Veränderung in der Philosophie hat die Reformation zunächst nicht hervorgebracht: die beiden Hauptwege der Philosophie, die Aristotelische und Platonische, blieben im Wesentlichen die nähmlichen. Doch hat auf den fernern Gang, die Entwicklung und Ausbreitung beider die Reformation mächtig gewirkt. Von jener platonisch-orientalischen, die vor ihm und zu seiner Zeit in Deutschland so viele Freunde hatte, scheint Luther selbst wenig Kenntniß gehabt zu haben; dagegen hegte er einen desto größern und wohl verzeihlichen Haß gegen die Scholastik und auch gegen ihren vermeintlichen Stifter, den Aristoteles, welchen er nicht anders als „einen todten Heiden" zu nennen pflegte. Dem ungeachtet war selbst Luthers nächster Freund und Nachfolger, Melanchthon schon wieder ein Anhänger derselben; ja derjenige, welcher dem Aristoteles und der geläuterten scholastischen Philosophie von neuem das Uebergewicht gab. Die Ursache war folgende: die höhere und geistige Philosophie, welche aber, wenn der Mittelpunkt der Wahrheit einmahl schwankend geworden, der Schwärmerei und allen Arten des Irrthums die Pforte öffnet, hatte diese Wirkung, in den ersten anarchischen Zeiten der Reformation, besonders in Deutschland in vollem Maaße gehabt. Daher entstand ein allgemeines Mißtrauen gegen dieselbe. Es ward die aristotelische Philosophie überhaupt jetzt wieder allgemein herrschend bei beiden Theilen, in Spanien, wie in Deutschland; weil man dieses alte Formelwesen, je geistloser es getrieben wurde, um so eher dem einen, wie dem andern Glauben anschmiegen konnte. War damit auch einige bessere Naturkenntniß, mehr Sprach- und Alterthumskunde, wie ehedem vereint, so war es doch im Ganzen das alte Uebel, derselbe logische Wortkram, den die bessere Philosophie schon im fünfzehnten Jahrhundert zu verbannen nahe daran war, und der nun in allen Ländern, wo es wissenschaftliche Cultur gab, noch bis in der Mitte, ja bis an das Ende des siebzehnten Jahrhunderts fortdauerte. In Italien ward die kühnere Philosophie, die

jetzt wirklich den Charakter der gefährlichsten und wildesten Opposition annahm, unterdrückt, und mehrere ausgezeichnete Talente, wie Jordanus Brunus, wurden ein Opfer dieses Kampfes. In Deutschland und England ward die höhere Philosophie zwar nicht ganz unterdrückt, aber doch auch verdrängt und mitunter verfolgt, wenigstens aus dem allgemeinen Kreise der gelehrten Bildung ausgeschlossen. Um so mehr ward sie dagegen in geheimen Ueberlieferungen oder Verbindungen fortgepflanzt, oder auch von Einzelnen aus dem Volke ergriffen. Auf beiden Wegen mußte sie einer mannichfachen Verwilderung und Verwirrung ausgesetzt sein, und konnte um so weniger zu einer allgemeinen Entwicklung und Wirksamkeit gelangen. Zwar sind die Gaben der Natur nicht nach menschlicher Rangordnung eingezirkelt und geschlossen, sondern mit freigebiger Hand sind sie überall verbreitet und oft verschwenderisch ausgestreut, und das Licht der göttlichen Offenbarung steht jedem christlichen und empfänglichen Sinne offen, der damit begnadigt wird; der Geist des tiefern Nachdenkens und der höchsten Erkenntniß ist nicht auf die sogenannten gebildeten Stände beschränkt, und auch von der Gelehrsamkeit ganz unabhängig. Viele der merkwürdigsten unter den griechischen Philosophen waren Männer von geringer Herkunft, ohne weitere Auszeichnung und Gaben, als ihr inneres Denken; der weiseste unter den Griechen, Sokrates, war kein Gelehrter, und wollte keiner sein. Die ersten Verkündiger des Christenthums waren Männer aus dem Volke, wir sehen sie gleichwohl mit den höchsten Gegenständen und Geheimnissen des Nachdenkens durchaus vertraut. Aehnliche Männer waren alle Jahrhunderte hindurch von Zeit zu Zeit aufgestanden. Es liegt überhaupt in dem starken und weniger zerstreuten Gemüthe des Volks eine oft wunderbare sittliche und auch geistige Kraft. Staaten und Secten sind oft durch geringe Männer aus dem Volke gestiftet worden; und auch die Rettung des Vaterlandes und die Verbreitung und neue Belebung der wahren Religion, ist nicht selten von solchen Männern ausgegangen, wenn sie dazu berufen waren und von reiner Begeisterung ergriffen wurden, wovon auch die Geschichte der katholischen Kirche so viele erhebende

Beispiele enthält. Das geschah freilich meistens durch lebendige That, nicht durch Schriften. Sehen wir auch auf den erfinderischen Geist und die Gabe der Sprache, und vergleichen wir die Philosophie mit der Dichtkunst, so ist auch in dieser Hinsicht das Genie kein ausschließendes Vorrecht der Gelehrten. Konnte ein Shakespeare, der sich doch ganz an die Volkspoesie anschloß, eine Höhe und Tiefe der Darstellung erreichen, in welcher den kunstreichsten und gelehrtesten Dichtern, ihm zu folgen und gleich zu kommen, noch nie hat gelingen wollen; so läßt sich auch begreiflich finden, daß ein Mann aus dem Volke in Deutschland alle Höhen und Tiefen des geistigsten Nachdenkens, und jener höhern und geheimen Philosophie erschöpfen konnte, welche damahls aus dem Kreise der Wort- und Schriftgelehrten verstoßen war. Dieß findet seine volle Anwendung auf jenen Mann, dessen Nahme schon den Aufgeklärten ein Aergerniß und den Gebildeten eine Thorheit ist; den sogenannten teutonischen Philosophen, Jakob Böhme, der zu seiner Zeit nicht bloß in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, in Holland und in England viele eifrige Anhänger hatte, zu denen auch jener, durch sein Unglück so berühmte König Karl von England gehörte.

Ich habe schon mehrmahls meine Ueberzeugung geäußert, daß ich auch das Dasein einer Volkspoesie immer nur als einen Beweis von Zerrüttung und Auflösung der wahren Dichtkunst ansehen kann; denn diese soll nicht ausschließlich dem Volke so wenig, wie den Gelehrten überlassen sein, sondern dem Volke, den Gebildeten, und der gesammten Nation gemein sein. Kann aber selbst die Volkspoesie nicht allen nachtheiligen Spuren dieses getrennten Zustandes, und der daher rührenden Vernachlässigung und Verwilderung entgehen, wie viel mehr muß dieß der Fall sein, mit einer solchen Volksphilosophie, deren Begriff sogar schon beinahe etwas Widerstreitendes in sich schließt? Wie sehr auch das Genie des Einzelnen sich in dem ungünstigen Verhältniß bewähren mag; es ist dieß durchaus nicht die Stelle, welche die Philosophie eigentlich im Ganzen einnehmen soll. Das merkwürdige System dieses teutonischen Philosophen ausführlicher zu schildern und zu erklären, bleibt einem andern Orte vorbehalten. Vor

allen ähnlichen und sonst theologischen Schriftstellern unter den Protestanten der damahligen Zeit, zeichnet er sich durch einen besonders frommen, stillen und christlichen Sinn aus. Die mannichfaltigen Entwicklungen der Seele in ihrem innerlichen Leben, bilden die Grundlage seines Nachdenkens; eine höhere Sehnsucht aber führte ihn schon früh weit über die Gränzen des gewöhnlichen protestantischen Unterrichts und Glaubens hinaus, und richtete seinen Geist zunächst und fast ausschließend auf die Morgenröthe einer bessern Zukunft, einer neuen Zeit und allgemeinen Verherrlichung. Die Herrlichkeit der göttlichen Offenbarung in den Wundern seiner Schöpfung aber suchte er vorzüglich aus den verborgenen sieben Quellen der Natur und ihrer innerlichen Kräfte zu enthüllen; und für diese geheimen Tiefen und Quellen der Natur hat er wohl allerdings einen sehr offnen und hellen Sinn, ein eignes nicht allen zu Theil gewordenes inneres Gehör, und ihm ganz eigenthümliche glückliche Anschauungsgabe besessen. Zu bemerken ist indeß, daß so sehr Böhme's System auch das Gepräge eines durchaus aus sich selbst und der eignen Quelle schöpfenden Geistes an sich trägt, es doch nicht ohne Zusammenhang ist mit andern Formen der geheimen Philosophie, die man um diese Zeit immer mehr Einfluß gewinnen sieht. Begreiflich ist es wohl, wenn der unversiegliche Durst nach Wahrheit sich damahls andre, verborgnere, von dem leeren Wortwesen der Gelehrten weit entfernte Wege suchte, auf denen manche Ueberzeugungen und Entdeckungen, Erkenntnisse oder auch Schwärmereien und Irrthümer sich schnell verbreitet zu haben scheinen. Nachdem das zugleich sichtbare und unsichtbare Band der Kirche für einige Länder Europa's zerrissen war, trat nun eine unsichtbare Verbindung anderer Art hie und da an die Stelle, oder sollte sie wenigstens einnehmen. Es gibt Stufen in der Erkenntniß der Wahrheit, niedre und höhere Grade; die letztern können schwerlich in dem Zustande der noch kämpfenden Menschheit allgemein sein. Ich will zugeben, daß es nach Lessings Meinung, unter den Erkenntnissen auch an sich geheime gibt, nähmlich solche, die es ihrer Natur nach sind, weil bei demjenigen, der sie ergriffen, oder erhalten hat, nicht wohl der Entschluß Statt finden kann, sie zur Unzeit allge-

mein und öffentlich mitzutheilen, wozu ihm vielleicht die Mittel fehlen würden. Das Dasein solcher Ueberlieferungen ist historisch fast zu allen Zeiten deutlich; auch wird man schwerlich jemahls verhindern können, daß sich Ansichten und Ueberzeugungen dieser Art in einer oder der andern Form unsichtbar fortpflanzen. Aber wenn eine solche Ueberlieferung auch ganz reine und lautere Wahrheit, ohne alle beigemischte falsche Schatzgräberei nach leeren Geheimnissen enthielte, so würde doch die Opposition dieser geheimen und der öffentlichen Wahrheit schon an sich als ein großes Uebel zu betrachten und immer schlechthin verwerflich sein. Die äußere Zerspaltung der sichtbaren Kirche ward im Zeitalter der Reformation, von allen Gutgesinnten mit Recht als das größte Unglück betrachtet, weil dadurch die Familie der christlichen Völker getrennt, der Körper der Menschheit zerrissen werde. Wenn es eine unsichtbare Kirche geben könnte, die im Widerspruch wäre mit der sichtbaren, so würde diese Trennung noch schrecklicher, und wie eine Scheidung von Körper und Seele sein, und uns mit einer gänzlichen Auflösung bedrohen. Doch dem ist nicht also; Leib und Seele der Menschheit sind noch nicht getrennt, und die Wahrheit ist nur Eine. Wer den Felsen verlassen hat, auf dem sie ruht, der wird ihren Tempel nicht erbauen. Die Wunder der Natur und die Geheimnisse der Wissenschaft und der Geisterwelt sind nur einzelne Strahlen an dem ewigen Leuchter der göttlichen Offenbarung, wie er von Anbeginn bis an das Ende der Zeiten in Gottes Kirche besteht und bestanden hat; und so wie jene Strahlen einzeln von diesem Baume des Lebens, dem wahren Glauben, abgerissen werden, muß ihr Licht, so herrlich es sonst auch glänzen möchte, unwiederbringlich erlöschen und sich verfinstern. Die Schule und die Wissenschaft, so wie ihre exoterische oder esoterische Fortpflanzung und Anknüpfung, kann und muß in den meisten Zeitaltern in der äußern Verfassung, Gestaltung und lebendigen Anwendung von der Kirche und Religion verschieden und getrennt werden; aber im innersten Geiste müssen sie ewig Eins sein, denn das Wort des Lebens, welches sie beide auf verschiedenem Wege, zu verkünden, zu deuten und wirksam zu verbreiten haben, ist überall dasselbe und ebenfalls nur Eines.

Dieß waren also die Wirkungen der Reformation auf die Philosophie. Jene geistigere platonisch-orientalische Art zu philosophiren, welche im fünfzehnten Jahrhundert die größten Männer Italiens und Deutschlands öffentlich angebaut hatten, ward nach der Reformation im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wieder unterdrückt, dem Volke und einzelnen Naturdenkern überlassen, oder nur im Verborgenen nicht ohne große Verunstaltung und Verwilderung fortgepflanzt. Oeffentlich aber und bei den Gelehrten des Tags herrschte der alte logische Wortkram, den man aristotelisch nannte, bis gegen die Mitte und das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, fast noch zwei Jahrhunderte lang fort, wo ihn andre Systeme und Secten verdrängten, deren Werth ich in der Folge betrachten werde, da sie bis auf unsre Zeiten fortgewirkt haben, und ihre volle Entwicklung dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

Die Wirkungen der Reformation für Geistesbildung und Wissenschaft, müssen also in einem richtigen und umfassenden historischen Sinn ganz anders aufgestellt werden, als sie nach dem beschränkten Partheibegriffe in unbedingter Lobrede gewöhnlich erscheinen. Ueberhaupt aber muß man eine große Weltperiode dieser Art nicht nach den Wirkungen und Folgen, sondern nach dem innern Wesen beurtheilen. Wenn nun das Wesen jener Epoche mehrentheils als ein Erwachen der Vernunft geschildert, das Mittelalter aber als der Zeitraum der vorherrschenden Fantasie bezeichnet wird, so ist dieses im Allgemeinen allerdings richtig; es bedarf aber noch sehr vieler nähern Bestimmungen, damit nicht ganz falsche Folgerungen daraus hergeleitet werden. Wohl ist in jedem Weltalter eine von den Elementarkräften des menschlichen Bewußtseins vorwaltend, welche eben in diesem Zeitraum besonders verarbeitet, und dem letzten allgemeinen Ziele gemäß gestaltet werden soll, mithin den eigenthümlichen Charakter desselben bildet. So ist in dem dritten Weltalter, welches von Constantin bis zur Reformation zwölf Jahrhunderte umfaßt, und welches wir als die Uebergangs-Periode von der alten in die neue Welt, die mittlere Zeit zu benennen pflegen, das vorherrschende Element die Fantasie gewesen, aber nicht die alte heidnische, son-

dern eine neue, christlich völlig umgewandelte und erleuchtete Fantasie, und eben daraus, aus diesem neuen Frühling, und der christlichen Wiedergeburt dieser Einen Elementarkraft des Menschen ergeben sich die eigenthümlichsten Erscheinungen jener Welt-Periode; womit gar nicht gesagt ist, daß nicht auch die andern Kräfte des Verstandes oder des Willens in manchen großen Ereignissen und Erzeugnissen jener Zeit sich herrlich kund gegeben, da unter jener Angabe, nur ein Uebergewicht des vorherrschenden Elementes zu verstehen ist, wovon sich das Verhältniß zu den andern Elementen in dem Einzelnen ihrer Entwicklung nach dem ganzen Stufengang derselben durch alle Perioden jenes Zeitraumes wohl nachweisen läßt. Auch die dialektische Spitzfindigkeit der Scholastiker kann gegen jene Herrschaft der Fantasie im Mittelalter keinen gegründeten Einwurf bilden, da vielmehr, wo eine Elementarkraft im Ganzen eines Zeitalters herrschend ist, sich die entgegengesetzte um so mehr als Ausnahme in einigen wenigen Individuen zu concentriren, und im grellen Gegensatz und höchster Einseitigkeit zu gestalten und zu entwickeln pflegt. So tritt auch in unsrer Vernunft-Epoche die Poesie und künstlerische Fantasie aus dem Zeitalter in isolirter Absonderung heraus, wie damahls auf der entgegengesetzten Seite die Scholastik; wie überhaupt die intellektuelle Entwicklung in jedem Weltalter ihre eigenthümlichen Mängel und Schlacken mit sich führt. Wenn aber das vierte Weltalter, welches mit dem Anbeginn des sechzehnten Jahrhunderts in dem entscheidenden Wendepunkt der damahligen Zeit eintrat, als die Periode der vorherrschenden Vernunft ganz richtig bezeichnet wird, mußte es gerade ein solches Erwachen derselben sein? Ein Rückfall in die heidnische Vernunft, in den alten Stolz und Ungehorsam, statt einer höheren Erleuchtung des christlichen Denkens und Wissens in angemeßner Entwicklung und immer steigendem Fortschritt? Dazu war es eben so unnöthig als frevelhaft, erst den Glauben zu zerreißen, dann das Wissen mit dem Glauben auf drei Jahrhunderte hinaus in unauflöslichen Zwiespalt zu versetzen, wodurch das Erste in sich selbst verderbt, verschlechtert und ganz und gar verwildert, das andere aber von diesem feindlich abgesondert, und durch die feindliche Absonderung

auch innerlich gehemmt, und in seinem lebendigen Wirken gelähmt werden mußte. Eben so wenig war es nöthig, jedes Heiligthum der Erinnerung und allen Schmuck des Lebens, mit welchem eine kindlich fromme Fantasie es wohlthätig umkleidet hatte, mit einem Mahle wegzuwerfen, um der Vernunftbestimmung der neuen Welt-Periode nachzukommen. Auch jenes Mittelalter der aufdämmernden Fantasie hat seine eigenthümlichen Verirrungen hervorgebracht; aber so ganz hat diese, obwohl nur einem Gestirne der Nacht vergleichbar, doch nicht des rechten Weges verfehlt, wie das helle Tageslicht der Vernunft, während der ganzen ersten Hälfte ihres Weltenumlaufs, nachdem sie sich einmahl von Gott abgewandt hatte. Nicht aber in dem Vernunft-Charakter der modernen Zeit liegt das Uebel, da diese wie jede andre Elementarkraft in dem Cyklus der intellektuellen Entwicklung, wenn die Zeit da ist, an die Reihe der Herrschaft kommen mußte, wie sie gleich damahls entscheidend in die Weltgeschichte eintrat, sondern in dem schlechten Gebrauch, welchen der Mensch als ein freies Wesen, von der neu erweckten Kraft gemacht hat, da er sie nicht in liebevoller Eintracht zu immer höherer Verherrlichung des Christenthums, als des kostbaren Unterpfandes der göttlichen Ueberlieferung und Offenbarung gebraucht, sondern durchgehends fast nur in einem Geiste des Zwiespalts und der Trennung angewendet hat, bis in unsern Tagen aus dem Uebermaß des langen Uebels selbst, die Rettung hervorgegangen ist.

So wie die Nationen Europa's seit der Epoche des Zwiespalts feindlich auseinander traten, so fand auch zwischen den verschiedenen Wissenschaften und Studien eine vielfach schädliche Trennung Statt. Besonders für das Studium des Alterthums war dieß nachtheilig, und verursachte, daß es keine rechten Früchte trug, noch auf das Leben einwirken konnte. Die ersten Stifter dieses erneuerten Studiums waren Philosophen und Männer, die das Mittelalter und ihre Zeiten eben so lebendig kannten, als das Alterthum und die orientalische Gelehrsamkeit mit der griechischen verbanden. Ihnen erschien daher alles im Ganzen mehr an seiner rechten Stelle, im großen Zusammenhange der Weltgeschichte und in lebendiger Kraft. Nachdem nun aber die Tren-

nung eingetreten, die Philosophie verdrängt, unterdrückt oder verwildert, das Mittelalter aber vergessen war, beschränkte sich der Blick der Gelehrten, die kaum in ihrer Welt und in ihrem Volke mehr einheimisch waren, ganz auf das Alterthum der Griechen und Römer, welches sie bewunderten, ohne doch das Schöne desselben eigentlich zu empfinden. Nur von Dichtern und Künstlern ward dieses etwa lebendig aufgefaßt; bei den Gelehrten entstand jetzt, da die classische Gelehrsamkeit mit Philosophie fast nie vereint war, ein dumpfer Wortaberglauben, der erst im achtzehnten Jahrhundert einer lebendigern Erkenntniß der Alten Raum gegeben hat.

Selbst für Kunst und Poesie kann man als nachtheilig ansehen, daß sie fast ganz außer Berührung mit der Philosophie kamen, daß die Bildung der Fantasie von der Bildung des Verstandes mehr oder minder getrennt ward, und die letzte der ersten nicht selten feindlich entgegen wirkte. Doch bildete Poesie und Kunst in diesen stürmischen Zeiten, an deren Schwankung und Gährung Philosophie und Geschichte mit Antheil nehmen mußten, beinah noch das einzige freie Asyl, wo Gefühl und Geist sich ungestört in ihrer Schönheit entfalten konnten.

Die Poesie der katholischen Länder, die spanische, italienische, portugiesische, bildet in diesem Zeitalter ein innig verbundenes Ganzes, so daß ich sie in der Betrachtung zusammen nehmen werde. Die Spanier hatten schon früh ihr eignes Nationalgedicht vom Cid; ihr Minnegesang blühete im fünfzehnten Jahrhundert später als bei irgend einer andern Nation. Ueberhaupt erhielt sich der Rittergeist und die damit verbundne Poesie hier länger als irgendwo sonst in Europa. Ihre Ritterbücher von meist selbst erfundenem Inhalt, der den übrigen Nationen fremder blieb, zeichneten sich aus, wenigstens das älteste und bekannteste derselben, der Amadis, durch eine gebildetere und schöne Schreibart, und durch den vorherrschenden Hang zu sanften und idyllischen Darstellungen. So bestätigt sich auch hier die schon bei Gelegenheit der Ritterpoesie und besonders der altdeutschen gemachte Bemerkung, daß gerade heroischen Naturen, und sehr kriegerischen Nationen dieser Hang zum Sanften und Zarten in der

Poesie oft eigen ist. An die Ritterbücher schloß sich schon früh bei Spaniern und Portugiesen der Schäferroman, als eine beliebte Gattung an. Die Poesie überhaupt, und besonders der Minnegesang ward im fünfzehnten Jahrhundert, durch zwei Männer befördert, welche an Geburt, Rang und Einfluß die Ersten des Reichs waren; Villena und Santillana. Ueberhaupt ist die Poesie in Spanien seit ihrem ersten Anfang mehr von den Edlen und Rittern, als von Gelehrten oder bloßen Künstlern geübt worden, und keine andere Nation zählt unter ihren Dichtern so viele, die auch das Schwert für ihr Vaterland geführt hätten. Die Poesie, welche wir mit einem allgemeinen Nahmen, die spanische nennen, sollte in ihrer ältesten Zeit richtiger die castilische genannt werden; denn anfänglich war sie nur dieser Provinz eigenthümlich, und mehrere andre Länder der spanischen Halbinsel hatten ihre eigne, von der castilianischen verschiedene Kunst. In Catalonien blühete eine eigne Poesie, die man der Mundart nach zu der provenzalischen rechnet. Der letzte bekannte Gesang derselben war dem Heldenruhm und dem traurigen Schicksale des Charles von Viane gewidmet, dem letzten, den das Volk als seinen eignen Fürsten geliebt zu haben scheint, und dem eigentlichen Erben und ältern Bruder erster Ehe jenes Ferdinand, der nachmahls unter dem Nahmen des Katholischen, auch in Castilien herrschte, und deßhalb in einigen arragonischen Ländern mehr als ein Fremder, und mit ungünstigen Augen angesehen ward. Arragonien ward mehr und mehr untergeordnet, mit der abgesonderten Selbstständigkeit des Landes hörte auch die, demselben eigenthümliche Poesie auf, und so wie Castilien das herrschende Land ward, so vereinigte sich auch in der castilischen Dichtkunst alle Schönheit der Poesie, die sonst in den verschiedenen Provinzen des dichterischen Landes zerstreut vorhanden war. Nur die Portugiesen behielten, so wie sie ein eignes Volk und Reich bildeten, allein auf der schönen Halbinsel ihre eigne Sprache und Poesie; doch blieb von alten Zeiten her ein inniger Verkehr mit Castilien; viele Portugiesen schrieben castilisch, und manches, was für altcastilisch gehalten wird, stammt von den Portugiesen her. Ja so verwandt ist die Poesie der einen und der andern Nation, daß

es nicht leicht ist abzusondern, was der Erfindung nach, der einen oder der andern angehört. Auch die Araber trugen mit dazu bei, die spanische Poesie zu bereichern und zu verschönern. Zwar die altcastilischen Gedichte sind ganz rein von einem solchen arabischen Einfluß oder orientalischen Anhauch. Sprache und Geist ist vielmehr streng und schlicht, treuherzig und einfach. Man kann um so bestimmter sagen, daß in dieser altspanischen Dichtkunst gar nichts arabisches ist, je deutlicher und sichtbarer in der spätern Zeit, wo der Einfluß wirklich Statt fand, derselbe sich kund giebt. Die Trennung, welche die Verschiedenheit des Glaubens verursachte, und die gegenseitige Abneigung ist auch vollkommen hinreichend zu erklären, warum ein solcher Einfluß früherhin nicht sichtbar sein konnte, der eine ganz besondere Veranlassung hatte. Als Isabella und Ferdinand der Katholische, ich nenne Isabella zuerst, weil diese von einem ganz besondern Eifer beseelt war, ihr geliebtes Spanien von den Fremden und Feinden des Glaubens befreit zu sehen; — als diese mit ihren Rittern Granada eroberten, und nun in diesem glorreichen Augenblick, nach sieben Jahrhunderten, Spanien wieder frei und ganz sein war, da war in diesem letzten Kriege das arabische Königreich in Granada in zwei Partheien getheilt gewesen, an deren Spitze zwei edle Stämme standen. Der eine derselben, die Bencerrajen, trat nachgehends zu den Spaniern und zu dem Christenthum über; der andre floh zu den Mauren nach Afrika. Noch sind die Romanzen vorhanden, welche den Ruhm und die Thaten der Bencerrajen und ihre Feindschaft gegen die Zegri's und die letzten Kämpfe der arabischen Granadiner besingen. Stolze Lieder der glühendsten Liebe und Ruhmbegierde; abgerissne Heldengesänge von hohem Zartgefühl, einfach in der Sprache, aber doch nicht ohne die orientalische Gluth, auch ihrem Inhalte nach als lyrische Stammgesänge noch ganz arabisch, und der ursprünglichen alten Poesie dieser Nation, so weit wir sie kennen, ähnlich. Hier in diesen Romanzen, den schönsten meines Bedünkens, die es in spanischer oder überhaupt in irgend einer neuern Sprache giebt, ist der arabische Geist, und die orientalische Farbe nicht zu verkennen, und allerdings haben sie auf die ganze nachfolgende Poesie der Spanier einen entschei=

benden Einfluß gehabt. So blühete der Garten der spanischen Poesie auf altcastilischem Boden durch portugiesische Erfindungen und provenzalische Blumen, und nun auch durch arabische Farbengluth verschönert, immer reicher und herrlicher empor. Unter Karl dem Fünften, der den Ariost als den ersten Dichter Italiens krönte, ward die kunstreichere Poesie der Italiener durch Garcilaso und Boscan in Spanien eingeführt, jedoch mit Rücksicht auf die eigne Sprache und Poesie, und ohne die ältere Weise derselben ganz aufzugeben. Dieser hing die Nation so fest an, daß die Einführung der italienischen Kunstweisen Anfangs viel Widerspruch fand, nachher aber doch einen glücklichen Erfolg hatte. Keine andre Poesie ist aus so mannichfaltigen Elementen entstanden, als die spanische; aber diese Elemente waren nicht ungleichartig, noch unvereinbar, es waren einzelne Anklänge der Fantasie und des Gefühls, die zusammen erst einen vollen Accord bildeten, und der spanischen Dichtkunst eigentlich den höchsten Zauber des Romantischen verleihen. Nicht bloß reich ist diese Poesie, sondern auch durchaus Eins in Geist und Richtung, und Eins mit dem Charakter und dem Gefühl der Nation.

Seit jener glorreichen Zeit unter Ferdinand dem Katholischen und Karl dem Fünften, ist überhaupt keine Literatur so ganz national gewesen, als die der Spanier. Betrachtet man die Werke der Literatur nach den Grundsätzen irgend einer allgemeinen Theorie der Kunst, so ist des Streits über die Vorzüge oder Mängel, so wie überhaupt über den Werth eines einzelnen Werkes, oder einer gesammten Literatur kein Ende, so daß meistens das unbefangene Gefühl über den Streit verloren, und der erste reine Eindruck ganz vergessen wird. Es giebt aber noch einen andern, viel einfachern Standpunkt für den Werth einer Literatur und aus dem sich die Frage ungleich leichter und sicherer entscheiden läßt. Dieß ist der moralische Gesichtspunkt, der alles darauf bezieht, ob eine Literatur durchaus national, der Nationalwohlfahrt und dem Nationalgeiste angemessen ist. In dieser Hinsicht wird fast jeder Vergleich zum Vortheil der Spanier ausfallen. Man nehme die Poesie und Literatur der Italiener, die bloß als Kunstwerk betrachtet, an Bildung

und im Styl unstreitig den Vorzug vor vielen andern behauptet; wie sehr muß sie in dieser Beziehung zurück stehen gegen die spanische! Einige der ersten Dichter sind ganz ohne Beziehung auf die Nation und ohne Gefühl von der Nationalwohlfahrt, wie Boccaz, Ariost, Guarini; oder es lassen sich nur einzelne Anklänge der Art, wie beim Petrarca vernehmen, und auch in diesen hat der Patriotismus oft eine ganz verkehrte Richtung genommen, wie in der Bewunderung des Rienzi, und der Idee von der Wiederherstellung des alten Rom. Dante und Machiavelli sind am meisten Nationalschriftsteller, aber der erste mit seinem herben ghibellinischen Partheihaß, wo er die wirkliche Welt berührt und auf die Zeithistorie anspielt, ist doch kein allgemeiner, da der Lichtstrom seiner dichterisch religiösen Visionen sich ohnehin dem Auge der Menge ganz entzieht, und nur sehr wenige ihm folgen können, und der florentinische Staatsdenker in den politischen Grundsätzen höchst verderblich und heidnisch, steht aller wahren Nationaldenkart vielmehr entgegen und muß durchaus nachtheilig auf sie einwirken.

Wie groß erscheint von dieser Seite die spanische Literatur und Poesie. Alles in ihr ist vom edelsten Nationalgefühl durchdrungen; streng, sittlich und tief religiös, auch da, wo gar nicht von Sittenlehre oder Religion unmittelbar die Rede ist. Nichts, was die Denkart untergraben, das Gefühl verwirren, den Sinn verkehren könnte. Ueberall ein und derselbe Geist der Ehre, der strengen Sitte und des festen Glaubens. Den Reichthum an gut geschriebenen geschichtlichen Werken, die früh entwickelte und sich immer gleich bleibende männliche Beredsamkeit, habe ich schon erwähnt. Aber auch ihre Dichter sind ächte Spanier. Fast könnte man sagen, nur die Kunst macht den großen Unterschied unter ihnen, die Sprache und die Ausführung; sonst aber herrscht in allen ihren Schriftstellern so zu sagen, nur Eine Denkart, die spanische. Dieser hohe Nationalwerth der spanischen Literatur muß sehr in Anschlag gebracht werden, wenn man sie nur gar zu oft bloß nach dem Kunststyl der Alten oder der Italiener beurtheilt hat, oder auch nach den Forderungen des französischen Geschmacks. In Rücksicht auf jenen Nationalwerth, nimmt die spanische Literatur wohl die erste Stelle ein; die englische vielleicht die zweite.

Nicht als ob diese weniger reich wäre, sondern weil sie schon mehr Elemente des Kampfs, und mancherlei antinationale Bestrebungen und Abwechslungen enthält. Die Nationaleinheit der englischen Literatur, wird ungeachtet solcher Gegenwirkungen, oft mehr nur absichtlich aufrecht erhalten, wie nach einer stillschweigends anerkannten Uebereinkunft, als daß sie schon von selbst aus dem Gefühl und Charakter hervorginge. Ich bin übrigens weit entfernt, jenen nationalen Gesichtspunkt für den einzigen zu halten, aus dem der welthistorische Werth einer Literatur zu beurtheilen ist. Vielmehr werde ich mich in der Folge zu zeigen bemühen, wie es gerade der innere Kampf ist, der einem großen Theil der französischen und der gesammten deutschen Literatur ihre hohe und wichtige Bedeutung giebt; wenn es nämlich nicht bloß geringfügige weltliche Interessen und politische Partheizwecke gilt, sondern ein Kampf der Wiedergeburt ist, aus dem eine neue Epoche des geistigen Lebens, in allgemeiner Anerkenntniß des Göttlichen, und der gereinigten Wissenschaft wie des höhern intellectuellen Friedens, hervorgehen soll.

Man betrachtet den Garcilaso unter Karl dem Fünften nebst einigen andern Dichtern derselben Zeit, als ein Muster schöner Sprache und eines edeln Geschmacks. Allerdings hat er auch ein glückliches Beispiel darin gegeben, an das es späterhin um so nöthiger war zu erinnern, je mehr die Fantasie einiger Dichter verwilderte oder in Künstelei verfiel. Daß Garcilaso oder einige andre jener Zeit aber den Gipfel der Vollkommenheit in der poetischen Sprache bezeichneten, etwa wie Virgil bei den Römern, Racine bei den Franzosen, das kann ich nicht finden. Seine Gedichte selbst sind mehr glückliche Ergießungen eines liebevollen Gefühls, als große classische Werke. Ein lyrischer und idyllischer Dichter kann auch wohl dieß glückliche Aufblühen einer Sprache und Poesie bezeichnen, aber unmöglich die ganze Vollendung desselben umfassen; weil lyrische Gedichte dazu von zu geringem Umfang und zu beschränktem Inhalt sind. Nur ein epischer oder ein dramatischer Dichter vermag auf solche Weise allgemeine und bleibende Norm für die Kunst und Sprache seiner Nation zu werden. Das Leben der Spanier

selbst war damahls noch so ritterlich und reich, ihre Kriege in Europa so glorreich und groß, die Abentheuer auf dem Weltmeer und in der neuen Welt auch für die Fantasie so auffallend und merkwürdig, daß das erfundene und erdichtete Romantische der alten Ritterbücher gegen diese Wirklichkeit weit zurückstehen mußte. Man fing jetzt allgemein an, das fantastische Spiel der alten Rittergedichte im Epischen zu verwerfen; aber die Spanier sind dabei in das entgegengesetzte Extrem eines allzu historischen Inhalts verfallen. Wenigstens ist dieß der Fall mit dem berühmtesten epischen Versuch in dieser Sprache, der Araucana des Ercilla, worin die Kriege der Spanier mit einem sehr tapfern und Freiheitsliebenden amerikanischen Volke, soll man sagen, besungen oder erzählt werden. Die Beschaffenheit des fremden Landes und seiner wilden Bewohner, Wildnisse und Naturerscheinungen, Kämpfe und Schlachten, sind mit einer Wahrheit geschildert, bei der man überall fühlt, daß der Dichter das alles als Augenzeuge sah und mit erlebte. Es hat dieses erste epische Gedicht der Spanier einzelne poetische Stellen und Schönheiten in Menge, aber im Ganzen ist es zu sehr nur eine versifizirte Reisebeschreibung und Kriegsgeschichte. Das Heldengedicht muß beides vereinen, historische Wahrheit und Größe, und das freie Spiel der Fantasie im Wunderbaren; es mag dieß nun erdichtet und mythisch sein, oder selbst auf dem geschichtlichen Gebiethe sich darbieten. So bleibt also wohl der Cid das einzige große Nationalheldengedicht, was die Spanier besitzen. Viel glücklicher als Ercilla, war hierin der portugiesische Dichter Camoens. So wie den Spaniern die amerikanische Wildniß, so war seiner Nation das reiche Indien zu Theil geworden; für den Dichter ein weit glücklicherer Gegenstand. Auch bei ihm fühlt man, daß er selbst Krieger und Seefahrer, Abentheurer und Weltumsegler war. Er stützt sich ganz auf die historische Wahrheit und historische Herrlichkeit seines Gegenstandes und fängt seinen Heldengesang an mit einem Gegensatz gegen den Ariost, dessen Dichtungen er durch seine heroische Geschichte zu besiegen hoffte, Thaten verherrlichend, die alles überträfen, was jener von dem erdichteten Ruggiero gesungen hatte. Das Gedicht des Camoens hat besonders im Anfange einigermaßen den

virgilischen Zuschnitt, der damahls nicht ohne beschränkenden Einfluß als eine allgemeine Norm in der höhern und ernsten epischen Dichtkunst galt. Aber wie der kühne Seefahrer bald die Küste verläßt, sich ins freie Meer hinauswagend, so verliert auch Camoens bald sein Vorbild aus den Augen in diesem Gedichte, wo er mit seinem Gama durch Gefahr und Sturm die Welt umsegelt, bis das Ziel erreicht ist, und die frohen Sieger das ersehnte Land betreten. Wie den Schiffer berauschende Wohlgerüche, schon von fern anwehend, in Wellen und Mühsal erquicken und ihm die Nähe von Indien verkünden; so weht ein blühender, ja berauschender Duft durch dieses unter dem indischen Himmel ersonnene Gedicht; es ist der südlichste Glanz darüber verbreitet, und obwohl einfach in der Sprache, ernst in der Absicht und Anlage, übertrifft es an Farbe und Fülle der Fantasie bei weitem den Ariost, dem er es wagen durfte, den Kranz abzugewinnen. Nicht bloß den Gama aber und die Entdeckung Indiens besingt Camoens, auch nicht bloß die dortige Herrschaft und Heldenthaten der Portugiesen, sondern Alles, was irgend aus der ältern Geschichte seines Volks, ritterlich, schön, groß, edel und liebevoll rührend war, ist in dieses Gedicht eingeflochten und in ein Ganzes verwebt. Es umfaßt die ganze Poesie seines Volks; unter allen Heldengedichten der alten und der neuen Zeit, ist keines in dem Grade national, und niemahls ist auch seit dem Homer, ein Dichter von seiner Nation in dem Maaße verehrt und geliebt worden, wie Camoens, so daß sich alles noch übrige Gefühl des Vaterlandes, bei dieser gleich nach ihm von ihrer Herrlichkeit herabgesunkenen Nation, fast an diesen Einen Dichter heftet, der ihr und uns mit Recht statt vieler andern Dichter und einer ganzen Literatur gelten kann. Am würdigsten erscheint Camoens, als Dichter seiner Nation, in dem Anfang und Schluß seines Gedichts, wo er den nachmahls unglücklichen, das blühende Reich in sein Schicksal mit hinabreissenden jungen König Sebastian mit Liebe und Begeisterung anredet, aber auch ermahnend und ernst warnend, wie der begeisterte Greis, der selbst so lange das Schwert geführt hatte, zu seinem König reden durfte.

Etwas jünger als Camoens, ist Tasso, der uns schon durch

seine Sprache und zum Theil auch seinen großen, christlichen Inhalt näher steht, welcher auf das glücklichste gewählt ist, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernst der geschichtlichen Wahrheit verbinden. Für seine Zeit noch mehr, als für die unsere; denn noch dauerte der alte Kampf zwischen der Christenheit und den Mächten Mahomeds fort. Noch unter Karl dem Fünften, schmeichelten sich spanische Helden und Krieger wohl mit der Hoffnung, Gottfrieds verlorne Eroberungen im gelobten Lande wieder zu gewinnen; was an sich nicht unmöglich, und sobald die spanische Seemacht im Mittelmeer einmahl entschieden herrschte, sogar weniger schwer scheinen konnte, als der furchtbaren türkischen Landmacht in Europa selbst Gränzen zu setzen. Nicht bloß eine poetische, sondern auch eine patriotische Begeisterung für die Sache der Christenheit, beseelte den eben so ruhmbegierigen, als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Größe seines Gegenstandes durchaus nicht erreicht, den Reichthum desselben so wenig erschöpft, daß er ihn so zu sagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beschränkte die virgilische Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem sogenannten epischen Maschinenwerk. Doch hat den Camoens dieselbe Idee von der einem epischen Gedichte nothwendigen Form nicht verhindern können, alles darin zu verweben, was ein poetisches Nationalgedicht irgend verherrlichen konnte, und seinen Gegenstand ganz zu erschöpfen. Schwerlich möchte dieß auch bei richtigern Begriffen von der epischen Kunst dem Tasso gelungen sein. Er gehört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur sich selbst und ihr schönstes Gefühl darstellen, als eine Welt in ihrem Geiste klar aufzufassen, und ihr eigenes Selbst in dieser zu verlieren und zu vergessen im Stande sind. Die schönsten Stellen in seinem Gedichte, sind solche, die auch einzeln oder als Episoden, in jedem andern Werk schön sein würden, und nicht wesentlich zum Gegenstande gehören. Die Reize der Armida, Clorindens Schönheit und Erminias Liebe, diese und ähnliche Stellen sind es, die uns an den Tasso fesseln. Gestalten, von denen der deutsche Dichter den Tasso selber so schön sagen läßt:

> „Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte:
> Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.“

In Tasso's lyrischen Gedichten ist eine Gluth der Leidenschaft und eine Begeisterung der unglücklichsten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferspiel Aminta, das auch ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erst an die Quelle jener schönen Dichtungen führt, und wogegen die Kälte des kunstreichen Petrarca sonderbar absticht. Tasso ist ganz ein Gefühlsdichter, und wie Ariost durchaus mahlerisch, so ist über Tasso's Sprache und Verse ein Zauber musikalischer Schönheit ausgegossen, der wohl am meisten mit beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er selbst beim Volke mehr als Ariost ist. Die einzelnen Stellen und Episoden des Gedichts sind oft gesungen worden, und da die Italiener sonst eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, so haben sie ihr episches Gedicht für den lebendigen Gesang sich auf solche Weise in einzelne Romanzen aufgelöst; die wohllautendsten, edelsten, dichterisch schönsten und schmuckvollsten, die wohl irgend ein anderes Volk besitzt. Diese Art ihren Dichter zu nehmen und Stellenweise vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefühl die beste; denn an dem innern Zusammenhang des ganzen Werks als eines solchen, möchte nicht sehr viel verloren sein. Wie wenig Tasso sich selbst mit seinem Begriffe von epischer Kunst befriedigen konnte, zeigen seine mannichfachen Abänderungen, und mißlungenen Versuche. Zuerst versuchte er es mit einem Rittergedicht; das befreite Jerusalem, dem er seinen schönsten Ruhm verdankt, wollte er, da seine glücklichste Zeit schon vorüber war, ganz umarbeiten; die schönsten, reizendsten und liebevollsten Stellen brachte er seiner jetzigen sittlichen Strenge oder Aengstlichkeit zum Opfer; dafür sollte eine, durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Ersatz gewähren. Noch versuchte er ein christlich episches Gedicht von der Schöpfung. Wie schwer es auch dem glücklichsten Dichter werden muß, einige wenige zum Theil geheimnißvolle Sprüche Mosis, zu eben so viel ausführlichen Gesängen zu entfalten, darf nicht erst auseinander gesetzt werden. Ich habe schon beim Dante über die poetische Behandlung solcher Gegenstände gesprochen, und erwähne des Gedichts von Tasso hier nur, weil es besonders dieses war, was

Milton vor Augen hatte. In diesem Gedichte von der Schöpfung entsagte Tasso sogar dem Gebrauch des Reims, dessen Zauber doch seine Gesänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den selten ein Dichter so ganz in der Gewalt hatte, als er. So streng war er eigentlich gegen sich selbst; man sollte also bei so vielen Schönheiten, wegen einiger Gedankenspiele, oder sogenannten Concetti's, nicht so streng über ihn richten. Welch ein Begriff von Poesie kann noch übrig bleiben, wenn man es ihr abspricht, daß sie ein Spiel der Fantasie ist, und sein darf! Wenn man jeden Gedanken so streng prüfen und zerlegen will, so kann am Ende wohl nichts übrig bleiben, als die dürre Prosa. Und selbst in dieser finden sich, wenn man streng analysiren will, auch bei den nüchternsten Schriftstellern, hie und da Bilder, die ganz genau genommen, nicht durchaus richtig sind, und etwas falsches enthalten. Viele von diesen spielenden Gedanken beim Tasso sind nicht bloß sinnreich, sondern auch bildlich schön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe sind solche Gedankenspiele am ersten erlaubt; sie finden sich auch in den Liebesdichtern der Alten, die man sonst immer als das Haupt der Gorgone, ein Schreckbild von classischer Strenge, der spielenden Fantasie der romantischen Dichter entgegen hält.

Betrachten wir nun den Tasso ganz als einen musikalischen Gefühlsdichter, so ist es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewissen Sinne einförmig, und daß er so durchgehends sentimental ist. Von derjenigen Poesie, die in ihrem innern Wesen lyrisch ist, scheint diese Einförmigkeit nun einmahl unzertrennlich zu sein; und ich finde eher eine Schönheit darin, daß selbst über die Darstellung sinnlicher Reize beim Tasso dieser sanfte elegische Hauch verbreitet ist. Aber ein epischer Dichter muß allerdings reicher, er muß mannichfaltig sein, er muß eine Welt von Gegenständen, den Geist der Gegenwart und der Vergangenheit, seine Nation und die Natur umfassen; er muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, sondern jede Saite des Gefühls zu berühren und anzuregen verstehen. In diesem epischen Reichthum steht Camoens weit über den Tasso; auch in seinem Heldengedichte sind Stellen von Zartgefühl und Liebe in Menge, den schönsten im

Tasso vergleichbar; auch bei ihm bricht ungeachtet des südlichen Glanzes und des sinnlichen Reizes, der über alles verbreitet ist, ein Laut der liebevollen Klage und Schwermuth oft aus dem Innern hervor; und er ist auch darin ein romantischer Heldendichter zu nennen, daß er ganz durchdrungen ist von der Gluth und Begeisterung der Liebe. Aber er vereinigt die mahlerische Fülle des Ariost mit dem musikalischen Zauber des Tasso, und verbindet damit noch das Große und den Ernst des wahren Heldendichters, was Tasso doch mehr sein wollte, als daß er es wirklich war.

Ich darf also nicht mehr hinzusetzen, daß unter jenen drei großen epischen Dichtern der Neuern, dem Ariost, Camoens und Tasso, dem zweiten nach meinem Gefühle die Palme gebührt. Doch gestehe ich gern, daß bei solchen Urtheilen das persönliche Gefühl mehr oder minder mitwirkt; denn nur einiges von dem, was den Werth eines Dichters bestimmt, läßt sich auf Begriffe und Grundsätze zurückführen, und aus ihnen bestimmen und erweisen; über anderes kann nur das Gefühl entscheiden. Ich erinnere hiebei an die bekannte Anekdote vom Tasso, welcher, als ihn jemand fragte, wen er für den größten italienischen Dichter halte, nicht ohne Empfindlichkeit antwortete: Ariost sei der zweite. Die Ruhmbegier der Dichter war immer leicht verletzbar, und so sind auch diejenigen, welche einen Dichter lieben, eifersüchtig auf dessen Vorzüge.

Schon im Tasso hatte die italienische Dichtersprache so viel von dem Adel und der Würde der alten römischen angenommen, als sie konnte, ohne ihre eigenthümliche Natur und Schönheit aufzugeben. Nach ihm neigte sich die italienische Poesie immer mehr zum Antiken, nicht allein im Styl und der Form, sondern auch in der Wahl der Gegenstände. Der letzte große Dichter der noch blühenden Zeit, Guarini, ein Liebesdichter wie Tasso, ist in seinen lyrischen Gedichten, und nach einzelnen Stellen zu urtheilen, gedankenreicher als Tasso und auch im Styl meistens gedrängter und oft von hohem Schwung. Natürlicher aber und hinreissender ist der Strom des Gefühls in den Liebesgesängen des Tasso. Guarini's arkadisches Schauspiel, der Pastor Fido, ist obwohl ohne ängstliche Nachkünstelung und so ganz es auch nur sein Gefühl und seine Liebe war, die er darin aussprach, vom Geist des Alterthums

durchdrungen und selbst in der Form groß und edel, wie das Drama der Griechen. Ist also im Ganzen das Theater nicht der glänzende Theil der ältern italienischen Literatur, sind ihre frühern Versuche, das Trauerspiel der Alten wieder herzustellen, meistens mißlungen und als kalte Nachahmungen ohne Wirkung geblieben, so kann es zum Ersatz dafür gelten, daß sie wenigstens in einem Drama von ganz eigner Art, eine so hohe und eigenthümliche Vortrefflichkeit erreichten. Diese ward auch von den andern Nationen anerkannt; kein andrer Dichter ist so viel übersetzt, gelesen und allgemein bewundert worden als Guarini, der auch in Frankreich bis auf den Cid des Corneille als ein hohes Urbild galt. Als Drama war das Werk nicht geeignet, einen Weg zu bahnen und eine Bühne zu gründen, mag als solches auch an sich mangelhaft erscheinen. Dagegen die lyrische Poesie der Italiener wohl nirgends einen kühnern Aufschwung genommen hat, als in einigen Chören und andern Stellen dieses Gedichts. Ueber das Tändelnde in den Gedanken der romantischen Liebesdichter, über die sogenannten Concetti's habe ich schon beim Tasso geredet. Aus eben den Gründen lassen sie sich im Allgemeinen beim Guarini erklären und rechtfertigen; einzelne Stellen ausgenommen, die nicht mehr natürlich tändelnd, und kindlich spielend, sondern schon gekünstelt und weniger glücklich sind. Guarini hat Stellen, welche in dem edeln und ernsten Styl eines großen Dichters des Alterthums nicht unwürdig wären; aber er steht schon an der Gränze des edlen Styls und eines üppigen Geschmacks, dessen ganze Fülle sich in Marino findet, der Alles, was Ovid oder die Liebesdichter der Alten, Weichliches und Ueppiges darbieten, mit dem Spielenden was Petrarca, Tasso, Guarini hie und da darbieten, zusammen geschmolzen und wie in ein weitläufiges Meer von poetischen Süssigkeiten durcheinander gerührt hat, die dem gesunden Sinne um so mehr widerstehen müssen, da seine Tändeleien nicht mehr Natur, und dem eignen Gefühl entquollen, sondern meistentheils nachgekünstelt sind.

Dieses Ende nahm die ältere Poesie der Italiener, indem sie in den erotischen Dichtungen der Alten einen falschen Vereinigungspunkt zwischen der Mythologie, der Kunst und dem Styl

der Alten, und dem in der romantischen Poesie herrschenden Liebesgefühl gefunden zu haben wähnte.

Viel länger und glücklicher erhielt und entwickelte sich die spanische Poesie und Literatur in ihrem abgesonderten Dasein. Die Nachahmung des Antiken konnte hier weniger die Oberhand und einen allgemeinen schädlichen Einfluß gewinnen, weil das Nationalgefühl zu lebendig und zu mächtig wirkte. Dieß lenkte auch die Poesie hin auf die Gegenwart; der Roman erreichte in Spanien eine Vortrefflichkeit wie bei keiner andern Nation; die Bühne einen fast unübersehlichen Reichthum, und eine durchaus eigenthümliche Gestalt und Form.

In der Poesie hat die spanische Sprache eigentlich keine Zeit aufzuweisen, welche als die vollkommenste und als Norm für die andern gelten könnte, denn obwohl man in spätern Zeiten oft Ursache fand, an den Garcilaso und einige andere ältere Dichter, als classisch in der Sprache zu erinnern, so war dieß doch nur in einem sehr eingeschränkten Sinne richtig und gegründet. Die Dichtersprache der Spanier blieb eigentlich immer ganz frei; zu viel Kunst und Poesie ist oft darin verschwendet worden, aber einer anerkannten Regel, die der herrschenden Sylbenmaaße ausgenommen, war sie nie unterworfen. Dieß ist um so auffallender, da im Gegentheil die Prosa der Spanier schon von frühern Zeiten an auf das regelmäßigste gebildet und auf das strengste bestimmt war; die schärfste Präcision ist ihr so zur andern Natur geworden, daß während die Prosa in andern Sprachen gewöhnlich aus Nachlässigkeit verworren wird, die spanische Prosa nur vor dem einzigen Fehler sich zu hüten hat, daß sie nicht aus allzugroßer Genauigkeit und Schärfe in das Spitzfindige fällt; jene Eigenschaft, welche die Spanier mit dem eignen Nahmen der Agudeza bezeichnen. Doch dieser Fehler findet sich bei den besten Schriftstellern und Darstellern nicht, unter denen Cervantes anerkannt der erste und vollkommenste ist, in welchem die Prosa der Spanier ihren Gipfel der Vollendung erreichte, und eine Norm geblieben ist, wie die Dichtersprache in Spanien keine solche hatte; eine Freiheit, welche der lebendigen Bewegung und Entfaltung ihrer reichen und erfinderischen Fantasie vielleicht sehr günstig war.

Der Roman des Cervantes verdient seinen Ruhm und die Bewunderung aller Nationen von Europa, die er nun schon seit zwei Jahrhunderten genießt, nicht bloß durch den edlen Styl und die Vollkommenheit der Darstellung; nicht bloß dadurch, daß dieses unter allen Werken des Witzes, das reichste an Erfindung und Geist ist, sondern auch als ein lebendiges und ganz episches Gemählde des spanischen Lebens und eigenthümlichen Charakters. Darum hat es auch einen immer neubleibenden Reiz und Werth, während so viele Nachahmungen desselben in Spanien selbst, in Frankreich und in England schon ganz veraltet und vergessen sind, oder auf dem besten Wege, es bald zu werden. Was ich schon bei einer andern Gelegenheit von poetischen Werken des Witzes sagte, daß der Dichter in dieser Gattung um so mehr durch eine reiche Mitgabe von Poesie in den Nebenwerken, in der Darstellung, in der Form und Sprache, seinen Beruf und sein Recht an alle Freiheiten, die er sich übrigens nimmt, bewähren müsse, das findet hier seine volle Anwendung. Daher auch diejenigen unstreitig sehr Unrecht haben, welche aus dem Roman des Cervantes nur die reine Satyre heraus= sondern, die Poesie aber bei Seite lassen wollen. Freilich ist diese letztere nicht immer so ganz nach dem Geschmack andrer Nationen, weil sie eben durchaus im spanischen Geiste ist. Wer aber in die= sen sich zu versetzen, und ihn mit zu empfinden weiß, der wird fin= den, daß Scherz und Ernst, Witz und Poesie, in diesem reichen Lebensgemählde grade auf das glücklichste vereinigt sind, und eines durch das andre erst recht ihren vollen Werth erhalten. Die übri= gen Werke in Prosa von Cervantes, in schon bekannten Gattun= gen, ein Schäfer=Roman, die Novellen, ein Pilger=Roman, den er zuletzt schrieb, theilen mehr oder minder die Vorzüge des Styls und der kunstreich geordneten Darstellung, mit dem Don Quixote, welchem jedoch die Krone in der Fülle der Erfindung bleibt, und jene andern Dichtungen erhalten ihren Werth vorzüglich nur durch ihre Beziehung auf dieses Werk, das einzig in seiner Art, um so unnachahmlicher erscheint, je mehr es nachgeahmt worden. Es ist dieses Werk eine der spanischen Literatur ganz einzige Zierde, und mit Recht können die Spanier auf einen Roman stolz sein, der so ganz ein allgemeines Nationalwerk ist, wie keine andre Literatur

einen ähnlichen besitzt, der als das reichste Gemählde des Lebens, der Sitten und des Geistes der Nation, wohl einem epischen Gedichte verglichen werden darf und nicht mit Unrecht von mehrern als ein solches von ganz eigenthümlicher und neuer Art betrachtet worden ist.

Zwölfte Vorlesung.

Vom Roman. Dramatische Poesie der Spanier. Spenser, Shakespeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und französisches Trauerspiel.

Der Roman des Cervantes ist seiner hohen inneren Vortrefflichkeit ungeachtet, ein gefährliches und irreleitendes Beispiel der Nachahmung für die andern Nationen geworden. Der Don Quixote, dieses Werk von einer in seiner Art einzigen Erfindung, hat die ganze Gattung der neueren Romane mit veranlaßt und eine Anzahl von mißlungenen Versuchen, eine prosaische Darstellung der wirklichen Gegenwart zur Poesie zu erheben, bei Franzosen, Engländern und Deutschen hervorgebracht. Das Genie des Cervantes abgerechnet, dem wohl einiges frei stand, was einem andern zur Nachfolge nicht zu rathen wäre; so waren auch die Verhältnisse, unter denen er in Prosa darstellte und dichtete, ungleich günstiger als die seiner Nachfolger. Das wirkliche Leben in Spanien war damahls noch mehr ritterlich und romantisch, als in sonst irgend einem Lande in Europa. Selbst der Mangel an einer allzustreng vervollkommneten bürgerlichen Ordnung, das freiere und wildere Leben in den Provinzen konnte für die Poesie günstiger sein.

In allen diesen Versuchen, die spanische Wirklichkeit durch Witz und Abentheuer, oder durch Geist und Gefühlserregung zu einer Gattung der Dichtkunst zu erheben, sehen wir die Verfasser immer auf irgend eine Weise eine poetische Ferne suchen; sei es nun in dem Künstlerleben des südlichen Italiens, wie oft in den deutschen Romanen, oder in den amerikanischen Wäldern und Wildnissen, was vielfältig bei den Ausländern versucht worden. Ja, wenn auch die Begebenheit ganz im Lande und in der

Sphäre des einheimischen bürgerlichen Lebens spielt, immer strebt die Darstellung, so lange sie noch Darstellung bleibt, und nicht bloß in ein Gedankenspiel der Laune, des Witzes und des Gefühls sich auflöst, auf irgend eine Weise aus der beengenden Wirklichkeit sich herauszuarbeiten und irgend eine Oeffnung, einen Eingang zu gewinnen in ein Gebieth, wo die Fantasie sich freier bewegen kann; wären es auch nur Reiseabentheuer, Zweikämpfe, Entführungen, eine Räuberbande oder die Ereignisse und Verhältnisse einer fahrenden Schauspielergesellschaft.

Der Begriff des Romantischen in diesen Romanen, selbst in vielen der bessern und berühmtesten, fällt meistens ganz zusammen mit dem Begriff des Polizeiwidrigen. Ich erinnere mich hiebei der Aeußerung eines berühmten Denkers, welcher der Meinung war, daß bei einer durchaus vollkommenen Polizei, (wenn der Handelsstaat völlig geschlossen, und selbst der Paß der Reisenden mit einer ausführlichen Biographie und einem treuen Portraitgemählde versehen sein wird) ein Roman schlechtweg unmöglich sein würde, weil alsdann gar nichts im wirklichen Leben vorkommen könnte, was dazu irgend Veranlassung, oder einen wahrscheinlichen Stoff darbieten würde. Eine Ansicht, welche, so sonderbar sie lautet, doch in Beziehung auf jene verfehlte Gattung nicht ohne Grund ist.

Das wahre und richtige Verhältniß der Poesie zur Gegenwart und zur Vergangenheit zu bestimmen, ist eine Frage, welche die eigentlichen Tiefen und das innere Wesen der Kunst betrifft. Ueberhaupt wird in unseren Theorien, außer einigen ganz allgemeinen, gehaltleeren und fast durchgehends falschen Ansichten und Definitionen über die Kunst und das Schöne an sich, meistens nur von den Formen der Poesie gehandelt, welche zu kennen allerdings nothwendig, aber doch bei weitem nicht zureichend ist. Eine Theorie von dem der Dichtkunst angemessenen Inhalt giebt es noch kaum, ungeachtet eine solche für ihre Beziehung auf das Leben doch ungleich wichtiger wäre. Ich habe mich in den gegenwärtigen Vorträgen bemüht, diese Lücke auszufüllen, und eine solche Theorie zu geben, überall, wo sich dazu die Gelegenheit darbot.

Was die Darstellung des Wirklichen und der nächsten Ge-

genwart in der Poesie betrifft, so ist vor allen Dingen zu erinnern, daß das Wirkliche nicht deßwegen als ungünstig, schwierig, oder verwerflich für die poetische Darstellung erscheint, weil es an sich immer gemein und schlechter wäre, als das Vergangene. Es ist wahr, das Gemeine und Unpoetische tritt in der Nähe und Gegenwart allerdings stärker und herrschender hervor; in der Ferne und Vergangenheit, wo nur die großen Gestalten hell erscheinen, verliert es sich mehr in den Hintergrund. Aber diese Schwierigkeit könnte ein wahrer Dichter wohl besiegen, dessen Kunst oft eben darin sich zeigt, das, was als das Gewöhnlichste und Alltäglichste gilt, indem er eine höhere Bedeutung und einen tiefern Sinn herausfühlt oder ahnend hinein legt, durchaus neu, und in einem dichterischen Lichte verklärt erscheinen zu lassen. Beengend aber, bindend und beschränkend ist die Deutlichkeit der Gegenwart jederzeit für die Fantasie; und wenn man dieser im Stoff unnützerweise so enge Fesseln anlegt, so ist zu besorgen, daß sie sich nur von einer andern Seite in Rücksicht der Sprache und Darstellung desto mehr dafür entschädigen werde.

Um meine Ansicht über diesen Punkt auf dem kürzesten Wege deutlich zu machen, erinnere ich an das, was ich über die religiösen und christlichen Gegenstände schon mehrmahls bemerkte. Die übersinnliche Welt, die Gottheit, und die reinen Geister können im Ganzen nicht geradezu dargestellt werden; die Natur und die Menschheit sind die eigentlichen und nächsten Gegenstände der Poesie. Aber jene höhere und geistige Welt kann überall in diesen irdischen Stoff eingehüllt sein, und aus ihm hervorschimmern. Eben so ist auch die indirecte Vorstellung der Wirklichkeit und Gegenwart, die beste und angemessenste. Die schönste Blüthe des jugendlichen Lebens und der höchste Schwung der Leidenschaft, die reiche Fülle einer klaren Weltanschauung, lassen sich leicht in die weiter oder enger umgränzte Vergangenheit und Sage einer Nation verlegen, gewinnen da einen ungleich freiern Spielraum, und erscheinen in reinerem Lichte. Der älteste Dichter der Vergangenheit, welchen wir kennen, Homer, ist zugleich ein Darsteller der lebendigsten und frischesten Gegenwart. Jeder wahre Dichter stellt in der Vorzeit zugleich sein eigenes Zeitalter, ja im gewissen

Sinne sich selbst mit dar. Dieses scheint mir durchaus das Rechte, und das wahre Verhältniß der Poesie zur Zeit folgendes zu sein. An und für sich soll sie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darstellen; aber geradezu und ganz ohne Hülle vermag sie dieß nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens, und diesen findet sie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemählde derselben, trägt sie aber den ganzen Reichthum der Gegenwart, so weit dieselbe dichterisch ist, hinein, und indem sie das Räthsel der Welterscheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflösung hinleitet, und überhaupt eine höhere Verklärung aller Dinge in ihrem Zauberspiegel ahnen läßt, greift sie selbst in die Zukunft ein, als Morgenröthe ihrer Herrlichkeit, und Ahnung des herannahenden Frühlings. Sie bewährt sich auf diese Weise, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinend, als wahrhaft sinnliche Darstellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit. Auch im philosophischen Sinne ist das Ewige ja keine Abwesenheit und bloße Negation der Zeit, sondern vielmehr ihre ganze ungetheilte Fülle, in der alle Elemente derselben nicht unselig zerrissen, sondern innig vereint sind, wo die vergangene Liebe in bleibender Erinnerung immer wieder neu und gegenwärtig wird, das Leben der Gegenwart aber zugleich eine Fülle der Hoffnung und eine reiche Zukunft stets anwachsender Herrlichkeit schon jetzt in sich trägt.

Wenn ich im Ganzen die indirecte Darstellung der Wirklichkeit und der umgebenden Gegenwart, für die der Poesie angemessene halte, so soll dieß keineswegs ein Verwerfungs-Urtheil über alle Dichterwerke aussprechen, welche den entgegengesetzten Weg wählten. Man muß den Künstler von seinen Werken zu unterscheiden wissen. Der wahre Dichter bewährt sich auch auf dem falschen Wege und auch in solchen Werken, die ihrer ursprünglichen Anlage nach nicht vollkommen gelingen konnten. Milton und Klopstock werden als große Dichter geehrt, obgleich es wohl nicht geläugnet werden kann, daß sie sich selbst eine Aufgabe gesetzt haben, die eigentlich unauflöslich war.

So darf auch dem Richardson, der noch auf anderem Wege,

als die Nachahmer des Cervantes die moderne Wirklichkeit zur Poesie zu erheben versuchte, ein großes Talent der Darstellung nicht abgesprochen und ein hohes Streben nicht deßhalb in ihm verkannt werden, weil dieses Streben auf einem solchen Wege, das Ziel ganz zu erreichen nicht vermochte.

Eben so vortrefflich und ungleich reicher als in der Gattung des Romans, zeigt sich die spanische Dichtkunst auf der Bühne. Die lyrische Gefühls-Poesie ist die Frucht einer einsamen Liebe und Begeisterung; ja wenn sie auch nicht auf sich allein und die nächsten Gegenstände ihrer Umgebung beschränkt, nun öffentlich hervortritt, das Zeitalter und die Nation ergreifend, so ward sie doch in der Einsamkeit empfangen. Die heroische Poesie aber setzt eine Nation voraus, eine solche, die es wahrhaft ist, oder die es war; eine Nation, die eine Erinnerung hat, eine große Vergangenheit, eine Sage, eine ursprünglich poetische Denkart und Ansicht, eine Mythologie. Beide, die lyrische sowohl als die epische Poesie, gehören noch mehr der Natur als der Kunst an. Die dramatische Dichtkunst aber eignet dem Staat und dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben, erfordert daher auch einen großen Mittelpunkt desselben zum Schauplatze ihrer Entwicklung. Es ist wenigstens dieses das natürlichere, und auch das günstigere Verhältniß; wie sehr auch in der Folge Kunstschulen in kleineren Wirkungskreisen mit den großen Hauptstädten, dem ersten Sitz der dramatischen Kunst, wetteifern oder dieselben sogar übertreffen mögen. Schon daraus ist es begreiflich, daß die Bühne zu Madrid, London und Paris mehr als ein Jahrhundert glänzend, jede in ihrer Art bis zur Vollkommenheit ausgebildet, und fast bis zum Ueberfluß reich waren, ehe in Italien und Deutschland ein eigentliches Theater entstehen und sich entwickeln konnte. Denn obwohl Rom von Alters her die Hauptstadt der Kirche, Wien seit dem fünfzehnten Jahrhundert der Sitz des deutschen Kaiserthums gewesen, so waren doch beide nicht in dem Maaße Mittelpunkt ihrer Nation, wie die genannten drei Hauptstädte im westlichen Europa.

So wie die spanische Monarchie bis um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, die größte und glänzendste in Europa,

der spanische Nationalgeist der entwickeltste war, so stand auch die Bühne zu Madrid, der lebendige Spiegel des Nationallebens, am frühesten in reichem Flor. Diesen Reichthum und die Fülle der Erfindung hat das übrige Europa immer anerkannt, weniger die eigentliche Form und Bedeutung, den wahren Sinn und Geist dieses spanischen Schauspiels. Hätte dasselbe auch nur den Vorzug, daß es durchaus romantisch und in dieser Weise vollendet ist, so würde es schon dadurch sehr merkwürdig, es würde lehrreich sein, an diesem Beispiele zu sehen, welche Art von dramatischer Dichtkunst denn aus der Ritter-Poesie überhaupt, aus der dem neueren Europa und dem Mittelalter eigenthümlichen Richtung der Fantasie hervorgehen könne. Das Theater keiner andern neuern Nation kann dafür so gut zum Beispiel dienen, als das spanische, welches ganz frei blieb von allem Einfluß und aller Nachahmung der Alten; während Italiener und Franzosen bei der Ausbildung ihres Theaters vorzüglich von dem Gedanken ausgegangen sind, das Trauerspiel und das Lustspiel der Griechen in seiner Reinheit wieder herzustellen, und dieses Vorbild, wenn auch nur mittelst des Seneca oder älterer französischer Stücke, selbst auf das englische Drama einen sehr entscheidenden Einfluß gehabt hat.

Betrachten wir die spanische Bühne in ihrem ersten berühmten Meister und Beherrscher, dem Lope de Vega, so würden jene allgemeinen Vorzüge uns doch nur in einem trüben Lichte erscheinen, und wir im Ganzen keine sehr hohe Meinung von der Vortrefflichkeit des spanischen Drama's fassen können; so flüchtig und oberflächlich sind seine zahllosen Schauspiele entworfen und ausgeführt. Wie in den lyrischen Gedichten eines Sängers, so herrscht auch wohl unter den dramatischen Werken eines Künstlers eine gewisse Gleichförmigkeit und darf darin herrschen, welche dann die Hervorbringungen sehr erleichtert und ihre Zahl vervielfältiget. Es liegt den dramatischen Werken nicht nur eines Dichters, sondern auch wohl eines ganzen Zeitalters, einer gesammten Nation, oft überhaupt eine gemeinsame Idee zum Grunde, welche in allen eigentlich dieselbe ist, nur daß sie in jedem einzelnen Werke anders aufgefaßt, und von einer andern

Seite dargestellt wird; wie eben so viele Variationen eines Thema's, oder verschiedene Auflösungen einer und derselben Aufgabe. Hat nun der Dichter diese Idee ganz klar gefaßt, sich die Form bestimmt, wie er sie für seine Idee und für seine Bühne bedarf, ist er der Sprache und der äußeren Erscheinung Meister, so kann es alsdann leicht geschehen, daß er eine große Zahl von Werken hervorbringt, sogar in sehr kunstreicher Form, ohne daß Plan und Ausführung deßfalls vernachlässigt zu sein brauchten. So haben die großen Trauerspieldichter der Alten hundert und mehr Dramen vollendet. Aber demungeachtet überschreitet die Zahl der Lope'schen Schauspiele, wie man dieselbe auch berechnen mag, alle Gränzen der erlaubten dramatischen Fruchtbarkeit. Er hat diese große Menge von Werken wohl größtentheils nicht sowohl ausarbeiten können, als hinwerfen und improvisiren müssen. Ich will zugeben, daß Lope unter den dramatischen Geschwindschreibern und Vielschreibern aller Nationen bis auf die neuesten Zeiten, der Erste und noch am meisten ein Dichter sei, durch den Reichthum der Erfindung, den Glanz der Darstellung, und durch die dichterische Sprache und feurige Einbildungskraft; welche letztere Vorzüge in der Poesie seiner Nation so allgemein verbreitet, daß sie kaum noch als besondere anzusehen und zu loben sind. An und für sich ist diese dramatische Geschwindschreibung auch mit Lope's Talent und Fantasie keineswegs zu billigen, weder von Seiten der Kunst, noch in moralischer Hinsicht. Eine Kraft der Ordnung und ein strenges Gesetz ist für die Bühne um so nothwendiger, da keine andere Gattung der Vernachlässigung und der Verwilderung in dem Maaße ausgesetzt ist, in keiner andern Gattung es so leicht dahin kommt, daß der Dichter und das Publikum sich gegenseitig irre leiten und verderben. Wie leicht der dramatische Dichter, wenn er ein so glückliches, reiches, leicht bewegliches Genie hat, wie Lope, sein Zeitalter über alle Gränzen hinwegreißen kann, wie leicht er selbst ohne so glänzende Eigenschaften, durch die bloße Routine und einigen leidenschaftlichen Effect das Publikum dahin bringt, daß es alle andern höhern Forderungen und Begriffe vergißt, davon sind die Beispiele auch auf unsrer deutschen Bühne zu nah lie-

gend und zu häufig, als daß sie angeführt werden dürften. Auf der andern Seite aber ist der theatralische Beifall für die Eitelkeit des Dichters unter allen Erregungsmitteln das stärkste und berauschendste. Das Publikum selbst ist es meistens, welches einen dramatischen Lieblingsdichter erst in seinen Unarten recht bestärkt, und ihn dahin bringt, daß er sich ihnen für immer ohne Maaß und Ziel überläßt. Diesen Hang zur demagogischen Verwilderung und zur Anarchie haben schon die Alten an der dramatischen Gattung, die doch bei ihnen so vollkommen ausgebildet war, frühzeitig wahrgenommen und ihr oft vorgeworfen.

Wie sehr man auch von der andern Seite das Improvisiren für die Volkspoesie oder sonst in irgend einer andern Sphäre in Schutz nehmen mag; auf das Drama ist dieses nicht anwendbar. Nur als Kunst kann dasselbe gedeihen; und dürfte auch die Ausführung schnell geschehen und dennoch gelingen, so muß der Plan wenigstens sehr durchdacht sein und mit Besonnenheit entworfen; sonst wird die Bühne auf das beste uns nichts zeigen, als nur die flüchtige Erscheinung des Lebens und seiner Verwicklungen und Leidenschaften, die glänzende Oberfläche desselben, ohne den tiefern Sinn und Gehalt. Auf dieser niedrigsten Stufe der dramatischen Kunst steht Lope, und manche andere der gewöhnlicheren spanischen Schauspieldichter; auch so noch in dichterischem Glanz strahlend, wenn wir ihre Hervorbringungen mit dem ungleich tieferen Verfall der Bühne bei andern Nationen vergleichen, an sich aber den höheren Forderungen kein Genüge leistend. Wie selten diese bei Einzelnen und bei ganzen Nationen deutlich und allgemein herrschend werden, davon giebt es vielleicht kein auffallenderes Beispiel, als daß so Vielen Lope und Calderon als Dichter von ungefähr gleicher Art erscheinen, da doch eine unermeßliche Kluft des Unterschiedes beide trennt. Will man überhaupt den Geist des spanischen Schauspiels erfassen, so muß man es nur in seiner Vollendung, im Calderon betrachten, dem letzten und größten aller spanischen Dichter.

Vor ihm war Verwilderung auf der einen, Künstelei auf der andern Seite, oft beides zusammen in der spanischen Poesie allgemein herrschend. Lope's übles Beispiel blieb nicht bloß auf das

Drama eingeschränkt. Durch den theatralischen Beifall berauscht, hatte er, wie andere poetische Vielschreiber, die Eitelkeit, in allen Gattungen sich versuchen und glänzen zu wollen, auch in denen, zu welchen er durchaus kein Talent besaß. Nicht zufrieden, auf der Bühne für den Ersten zu gelten, wollte er daneben kunstreiche Romane, wie Cervantes, Ritter= und Heldengedichte wie Ariost und Tasso hervorbringen, wodurch denn seine nachlässig schlechte und wilde Manier auch außerhalb des Theaters sich verbreitete; während Gongora und Quevedo die Künstelei in Ausdruck und Sprache auf die äußerste Spitze trieben. Ein solches Verderben erlebte Calderon, ja er ward darin geboren und mußte die Poesie seiner Nation aus diesem Chaos erst erretten, um sie von neuem geadelt, verklärt und verherrlicht in den Flammen der Liebe, ihrem höchsten Ziele zuzuführen.

Es ist dieser Gang der spanischen Poesie, daß sie gerade nach den Zeiten der äußersten Verwilderung und falschen Künstelei wieder den höchsten Gipfel der wahren Kunst erreicht, und mit dem hellsten Glanz blühender Schönheit ein Ende genommen hat, an und für sich merkwürdig. Es ist berichtigend für die gewöhnliche Meinung und Theorie von dem nothwendigen Kreisgange der Kunst, und es mag besonders auch in Anwendung auf die Literatur und Poesie unsers Zeitalters und unserer Nation lehrreich erscheinen, daß so aus der Tiefe üppiger Entartung und todter Künstelei, die Fantasie und Dichtung damahls in Spanien, in neuem Lichte strahlend, wieder geboren und verjüngt wie der Phönix aus der eignen Asche emporsteigen konnte.

Um aber den Geist des spanischen Schauspiels, wie er vollendet im Calderon erscheint, darzustellen, ist es nöthig, mit einigen Worten das eigentliche Wesen der dramatischen Dichtkunst überhaupt, so wie ich dasselbe aufgefaßt habe, zu berühren. Nur für die erste und niedrigste Stufe derselben, kann ich diejenigen Darstellungen gelten lassen, in denen bloß die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erscheinung des reichen Weltgemähldes ergriffen und uns gegeben wird. So ist es, wäre auch der höchste Schwung der Leidenschaft im Trauerspiel, die Blüthe aller gesellschaftlichen Bildung und Verfeinerung im Lustspiel durch die

Darstellung erreicht worden, so lange das Ganze nur bei der äußern Erscheinung stehen bleibt, und diese bloß perspectivisch und zweckmäßig als Gemählde für das Auge und leidenschaftliche Mitgefühl hingestellt wird. Die zweite Stufe der Kunst ist die, wo in den dramatischen Darstellungen nebst der Leidenschaft und der mahlerischen Erscheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrscht und sich ausspricht; eine bis in das Innere eingreifende Charakteristik nicht bloß des Einzelnen, sondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannichfaltigkeit, in ihren Widersprüchen und seltsamen Verwicklungen, wo der Mensch und sein Dasein, dieses vielverschlungene Räthsel, als solches, als Räthsel, dargestellt wird. Wäre dieses Bedeutende und tief Charakteristische, der einzige Zweck der dramatischen Dichtkunst, so würde Shakespeare nicht nur der Erste von Allen in dieser Kunst zu nennen, sondern es würde kaum irgend ein andrer Alter oder Neuer auch nur von ferne ihm darin zu vergleichen sein. Es hat aber meines Erachtens die dramatische Dichtkunst allerdings noch ein anderes und höheres Ziel. Sie soll das Räthsel des Daseins nicht bloß darlegen, sondern auch lösen, sie soll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieselbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entscheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darstellung ein in die Zukunft, wo alles Verborgne klar und jede Verwicklung gelöst wird, und indem sie den sterblichen Schleier lüftet, läßt sie uns das Geheimniß der unsichtbaren Welt in dem Spiegel einer tief sehenden Fantasie erblicken, und stellt der Seele klar vor Augen, wie sich das innre Leben in dem äußern Kampfe gestaltet, und in welcher Richtung und Bedeutung, und wie bezeichnet das Ewige aus dem irdischen Untergange hervorgeht. Es ist dieß freilich noch ganz etwas andres, als was man gewöhnlich die Katastrophe im Trauerspiel nennt. Es giebt viele berühmte dramatische Werke, denen diese letzte Auflösung, die hier gemeint ist, ganz fehlt, oder die doch nur die äußere Form davon haben, ohne das innere Wesen und den Geist. Ich erinnere hier der Kürze wegen an die drei Welten des Dante, wie er uns eine Reihe von lebendigen Naturen kraftvoll vorführt, in dem Abgrunde des Verderbens, dann durch die mittleren Stufen hin-

durch, wo Hoffnung mit Leiden gemischt ist, bis zu dem höchsten Zustande der Verklärung. Dieß ist ganz anwendbar auf das Drama, und in diesem Sinne könnte Dante ein dramatischer Dichter genannt werden, nur daß er bloß eine ganze Reihe von Katastrophen giebt, ohne die vorhergegangene Entwicklung, die er wenigstens nur kurz andeutet oder willkührlich voraussetzt. Nach jener dreifachen Auflösung menschlicher Schicksale, giebt es auch dreierlei Arten der hohen, ernsten, dramatischen Darstellung, welche nicht bloß die Erscheinung des Lebens auffaßt und wiedergiebt, sondern auch den tiefern Sinn und Geist, und es bis zum Ziele seiner Entwicklung hindurch führt. Dreierlei Hauptarten, je nachdem der Held in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabstürzt, oder wenn das Ganze mit einer gemischten Befriedigung und Versöhnung noch halb schmerzlich schließt, oder drittens, wo aus allem Tod und Leiden ein neues Leben und die Verklärung des innern Menschen herbei geführt wird. Dasjenige Drama, welches auf den vollkommenen Untergang des Helden angelegt ist, deutlich zu machen, darf ich unter den Trauerspielen der Neuern, nur an Wallenstein, Macbeth und den Faust der Volkssage erinnern. Die alte Kunst neigt sich mit entschiedener Vorliebe zu diesem ganz tragischen Ausgange, ihrer Ansicht von einem furchtbar vorherbestimmenden Schicksale gemäß. Doch ist ein solches Trauerspiel um so vortrefflicher vielleicht, je mehr der Untergang nicht durch ein äußeres, willkührlich von oben so bestimmtes Schicksal herbeigeführt wird, sondern es ein innerer Abgrund ist, in welchen der Held stufenweise hinunter stürzt, indem er nicht ohne Freiheit und durch eigene Schuld untergeht, wie jene zuvorgenannten.

Dieß ist die, bei den Alten im Ganzen herrschende Gattung; doch finden sich auch herrliche Beispiele von jener Auflösung des Trauerspiels, welche ich die mittlere oder die Versöhnung nennen würde, gerade bei den zwei größten unter den tragischen Dichtern. So beschließt Aeschylus, nachdem er uns in dem Tod des Agamemnon und in der Rachethat des Orestes den ganzen Abgrund aller Leiden und Verbrechen eröffnet hat, in den Eumeniden das große Gemählde mit dem versöhnenden Gefühl der endlichen Los-

sprechung des Unglücklichen durch einen mildernden Göttersprüch. Sophokles, nachdem er uns die Verblendung und den Fall des Oedipus, den schrecklichen Untergang und wechselseitigen Brudermord seiner Söhne, das lange Leiden des blinden Greises und seiner getreuen Pflegerin und Tochter dargestellt, weiß uns den Tod desselben wie einen Hingang zu den versöhnenden Göttern in so verschönerndem Lichte zu zeigen, daß er uns nur das Gefühl einer sanften, mehr wehmüthigen als schmerzlichen Rührung hinterläßt. Auflösungen dieser Art sind auch sonst bei den Alten und bei den Neuern häufig; nur selten so groß und schön, wie die angeführten.

Die dritte Weise der dramatischen Auflösung, welche aus dem äußersten Leiden eine geistige Verklärung in ihrer Darstellung hervorgehen läßt, ist die dem christlichen Dichter vorzüglich angemessene und in dieser ist Calderon unter allen der erste und größte. In den ernsthaften Stücken geschichtlichen oder tragischen Inhalts, wie die Andacht zum Kreuze und der standhafte Prinz, tritt dieß am deutlichsten hervor, und wird hier am leichtesten erkannt und anerkannt; indem für den Begriff der Sache selbst schon diese wenigen Beispiele unter der reichen Menge seiner übrigen Hervorbringungen genügen. Es liegt dieses Christliche jedoch nicht in dem Gegenstande allein, sondern vorzüglich und noch weit mehr in der eigenthümlichen Gefühls- und Behandlungsweise, welche bei Calderon durchaus die allgemein herrschende ist. Auch da, wo der Stoff keine Veranlassung darbot, aus Tod und Leiden ein neues Leben vollständig sich entwickeln zu lassen, ist doch alles im Geiste dieser christlichen Liebe und Verklärung gedacht, alles in ihrem Lichte gesehen, in ihren himmlisch glänzenden Farben gemahlt. Calderon ist unter allen Verhältnissen und Umständen, und unter allen andern dramatischen Dichtern vorzugsweise der christliche und eben darum auch der am meisten romantische.

Was die Entwicklung und die ganze Gestaltung der christlichen Dichtkunst überhaupt so eigenthümlich bestimmt hat, ist: daß ihr überall eine heidnische Poesie vorangegangen war, deren Andenken bei den Nationen, nachdem sie christlich geworden, doch nie völlig erloschen ist, und daß sie selbst dagegen der natürlichen

Grundlage einer eigenen und eigenthümlichen Mythologie entbehrte. Auf einem zweifachen Wege suchte man nun die Uebereinstimmung zwischen dem Christenthum und der Poesie zu erreichen; entweder man ging von dem Christenthum selbst aus und suchte eine vollständige, nicht bloß das Leben, sondern auch die Welt und die Natur umfassende Symbolik zu entwickeln, welche mit dem reinen Lichte der Wahrheit zugleich allen Glanz und die Fülle der geistigsten Schönheit vereinigte und eben dadurch an die Stelle der alten heidnischen Mythologie für die christliche Kunst treten, und dieser zum Ersatz derselben dienen könnte. Diesen Weg, welcher von der Symbolik, einer so viel als möglich ganz christlichen nämlich, ausgeht, und diese auf die Welt und in das Leben hinüberträgt, ist vorzüglich die ältere allegorische Schule unter den italienischen Dichtern gegangen, und eben dadurch sind sie auch noch von den eigentlich romantischen Dichtern unterschieden, von denen sie sich auch selbst sorgfältig abtrennen. Indessen ist jenes Streben und Suchen nach einer vollständigen christlichen Lebens- Welt- und Natur-Symbolik zwar wohl in einem hohen Grade für die Mahlerei, aber niemahls zur allgemeinen Befriedigung für die Poesie gelungen; auch im Dante nicht, vielweniger aber in den spätern ähnlichen Versuchen von Tasso und Milton. Der andere Weg für die neue Poesie ist nun, wenn sie nicht von dem Ganzen eines allumfassenden christlichen Welt-Gedichts, sondern von dem Einzelnen ausgeht, wie es ihr grade gegeben ist, von dem Leben selbst, von der sagenhaften Geschichte, der einzelnen Legende, selbst von Fragmenten der alten heidnischen Mythologie, falls sie eine höhere Deutung und geistige Umwandlung zulassen; und daß sie diese poetischen Einzelnheiten und Anklänge mehr und mehr in das Gebieth der geistigsten Schönheit nach christlichen Begriffen zu steigern und zu verklären strebt. Darin ist nun Calderon vor allen andern der Erste und Herrlichste, wie Dante unter den christlichen Dichtern auf dem andern Wege als der Größte voransteht. Und dieser zweite Weg, welcher nicht die Symbolik von oben herab, im Ganzen und mit einemmale in die Erscheinung hinein trägt, sondern das Leben von jedem einzelnen Anklange aus, hinaufführt zur symbolischen Schönheit, ist das eigentlich unterschei-

dende Merkmahl des Romantischen, insofern wir dieses noch von dem Christlich-Allegorischen nach unterscheiden.

Da die spanische Dichtkunst überhaupt ohne allen fremdartigen Einfluß und durchaus rein romantisch geblieben ist, da die christliche Ritter-Poesie des Mittelalters dieser Nation am längsten bis in die Zeiten der neuern Bildung fortgedauert, und die kunstreichste Form erlangt hat, so ist hier wohl der rechte Ort, das eigenthümliche Wesen des Romantischen überhaupt zu bestimmen. Es beruht dasselbe nebst der schon bezeichneten innigen Anschließung an das Leben, wodurch es sich als eine lebendige Sagen-Poesie von der bloß allegorischen Gedanken-Poesie unterscheidet, nächstdem und vornämlich auf dem mit dem Christenthum und durch dasselbe auch in der Poesie herrschenden Liebesgefühle, in welchem selbst das Leiden nur als Mittel der Verklärung erscheint, der tragische Ernst der alten Götterlehre und heidnischen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Fantasie sich auflöst, und dann auch unter den äußern Formen der Darstellung und der Sprache solche gewählt werden, welche jenem inneren Liebesgefühle und Spiel der Fantasie entsprechen. In diesem weiteren Sinne, da das Romantische bloß die eigenthümlich christliche Schönheit und Poesie bezeichnet, sollte wohl alle Poesie romantisch sein. In der That streitet auch das Romantische an sich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht. Die Sage von Troja und die homerischen Gesänge sind durchaus romantisch; so auch alles, was in indischen, persischen und andern orientalischen oder altnordischen und vorchristlichen europäischen Gedichten wahrhaft poetisch ist. Jene nordische Schule und ihre Dichtungen unterscheiden sich von dem eigentlich Romantischen nur dadurch, daß sie mehr Reste aus dem Heidenthum behalten hat; daher die größere Naturtiefe des alten Nordens, bei einem geringeren Grade von christlicher Schönheit und Verklärung der Fantasie. Wo aber immer das höchste Leben mit Gefühl und ahnungsvoller Begeisterung in seiner tieferen Bedeutung ergriffen und dargestellt ist, da regen sich einzelne Anklänge wenigstens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freilich erst im Christenthum finden. Auch in den Tragikern der Alten sind die Anklänge dieses Gefühls ausgestreut und verbreitet, ungeachtet ihrer im Ganzen

finstern und dunkeln Weltansicht; die innere Liebe bricht in edeln Gemüthern auch unter Irrthum und falschen Schreckbildern überall hervor. Nicht bloß die Kunst ist groß und bewundernswerth im Aeschylus und Sophokles, sondern auch die Gesinnung und das Gemüth. Nicht also in den lebendigen, nur in den künstlich gelehrten Dichtern des Alterthums wird dieses liebevoll Romantische vermißt. Nicht dem Alten und Antiken, sondern nur dem unter uns fälschlich wieder aufgestellten Antikischen allein, was ohne innere Liebe bloß die Form der Alten nachkünstelt, ist das Romantische entgegengesetzt; so wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf das Leben fälschlich dadurch zu erreichen sucht, daß es sich ganz an die Gegenwart anschließt und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie sehr auch die Absicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrschaft der beschränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheim fällt.

In dem Gebiete des Romantischen aber und aus dem ganzen Kreise der dahin gehörenden Dichter steht Calderon der ältern allegorischen Schule des Dante und der ersten Italiener im Geist am nächsten, wie Shakespeare der nordischen. Unter der Allegorie, im wahren Sinne des Worts, ist hier der ganze Inbegriff der gesammten christlichen Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit zu verstehen, als Ausdruck, Hülle und Spiegel der unsichtbaren Welt, nach christlicher Erkenntniß derselben. Dieses ist der Geist oder die Seele der christlichen Poesie, der Körper und äußere Stoff ist dann die romantische Sage oder auch das nationale Leben. Diesen Geist der christlichen Symbolik hat nun Calderon auf seinem Wege von dem Einzelnen in der Mannichfaltigkeit des Lebens ausgehend, und von da aus in die Höhe steigend, eben so voll und tief ergriffen als Dante, indem er gleich das Ganze derselben hinstellte und in Eine Gestalt zusammenfassen wollte. Im Calderon, als dem letzten Nachklange, wie im strahlenden Abendroth des katholischen Mittelalters, hat eben jene Wiedergeburt und christliche Verklärung der Fantasie, welche den Geist und die Poesie desselben überhaupt charakterisirt, den vollen Gipfel ihrer Verherrlichung erreicht. Die allegorisch-christliche Dichtkunst überhaupt aber ist keine bloße

Natur- oder fragmentarisch zerstreute und größtentheils unbewußte Volkspoesie, noch auch eine bloß mit der äußern Bilderhülle spielende, sondern eine zugleich den tiefen Sinn erkennende, mithin wohl bewußte und wissende Poesie des Unsichtbaren; deren Wesen darin besteht, daß in ihr, was bei den Alten geschieden war, die strenge Symbolik der Mysterien nämlich, und die eigentliche Mythologie oder die neue, sinnliche Heldenpoesie, wieder vereinigt, und daß Alles in ihr durch und durch symbolisch ist. Und zwar ist es eine Symbolik der Wahrheit, die eben daher auch von der einen Seite in der psychischen Tiefe, oder dem Naturgeheimniß der Seele begründet ist und begründet sein soll, wie es Shakespeare am meisten erreicht hat, und von der andern Seite zur christlichen Verklärung durchgeführt, wie im Calderon.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß zwischen jenen drei Arten von dramatischen Auflösungen und Darstellungen, denen des Untergangs, der Versöhnung und der Verklärung, mancherlei Abstufungen und Mischungen Statt finden können. Nur um den Begriff der höhern dramatischen Kunst deutlich zu machen, welcher nicht bloß bei der äußern Erscheinung und Oberfläche des Daseins stehen bleibt, sondern in das Innere eingreift, und bis zum entscheidenden Ziel des Lebens vordringt; mußten die drei Hauptwege der Auflösung, welche oft auch wirklich ganz abgesondert erscheinen, als solche dargestellt werden. Selbst der Gegensatz der Alten und Neuern ist, wie schon erinnert worden, kein vollkommener, sondern beruht nur auf einem Uebergewicht, auf einem Mehr oder Minder. Es möchten sich einzelne Annäherungen selbst zu einer tragischen Darstellung, die in Verklärung endet, bei den Alten finden lassen, so wie hingegen Trauerspiele des vollkommenen Untergangs bei den Neuern gefunden werden, welche an Kraft denen des Alterthums, wo diese Gattung die herrschende war, vollkommen gleich gesetzt zu werden verdienen.

Da indessen die dramatische Darstellung so in die innersten Tiefen des Gefühls und verborgenen Geheimnisse des geistigen Lebens eingreift, so ist wohl einleuchtend, daß die Alten in dieser Gattung zwar durch die bewundernswerthe Vollkommenheit, die sie in ihrer Weise erreicht, im Allgemeinen uns ein hohes Vorbild zur Ermunterung und Nachfolge, keineswegs aber im Einzelnen

Regel und Beispiel zur Nachahmung sein können. Ueberhaupt kann es im höheren Drama und Trauerspiel, keine für alle Nationen gültige Norm geben. Selbst die Gefühlsweise der durch die gemeinsame Religion verbundenen und sich ähnlichen, christlichen Völker ist hier, wo der eigentliche Mittelpunkt des innern Lebens berührt, und an das Licht gezogen werden soll, noch zu verschieden, als daß es nicht ganz thöricht wäre, eine allgemeine Uebereinstimmung zu fordern, oder wenn gar eine Nation der andern hierin Gesetze geben wollte. Für das Trauerspiel und höhere Drama wenigstens muß, weil es so ganz mit dem innern Leben und eigenthümlichen Gefühl zusammenhängt, jede Nation sich selbst die Regel geben und ihre Form erfinden.

So bin ich denn auch weit entfernt, das spanische Drama oder den Calderon, als Muster der Nachahmung für unsere Bühne ohne Einschränkung zu erkennen oder zu empfehlen; obwohl die hohe Vortrefflichkeit, welche das christliche Trauerspiel und Schauspiel durch diesen großen und göttlichen Dichter und Meister erreicht hat, jedem, welcher den kühnen Versuch, die Bühne ihrer jetzigen Schmach zu entziehen, wagen wollte, als ein fast unerreichbares Vorbild aus strahlender Ferne vorleuchten muß. Nicht in dem gleichen Maße ist die äußere spanische Form für uns anwendbar, welche man von der innern Form wohl unterscheiden muß; denn diese, in welcher eine mehr lyrische Entfaltung und Entwicklung vorherrscht, steht uns allerdings näher, als die mehr episch-historische Gedrängtheit des Shakespeare. Jene blumenreiche Bilderfülle einer südlichen Fantasie, welche die äußere Form und Dichtersprache der spanischen Trauerspiele so eigenthümlich auszeichnet, kann wohl da schön gefunden werden, wo ein solcher Ueberfluß Natur ist, aber nachkünsteln läßt er sich nicht. Auf die Schauspiele Calderons von allegorisch-christlichem Inhalt möchte zum Theil anwendbar sein, was ich über die dichterische Darstellung mystischer Gegenstände überhaupt bei mehreren Veranlassungen erinnert habe.

Sollte man an Calderon, als romantischen Dichter in allen Arten des Drama's etwas aussetzen, so wäre es, daß er uns zu schnell zur Auflösung führt, daß diese oft um so viel mehr wirken

würde, wenn er uns länger im Zweifel fest hielte, und wenn er das Räthsel des Lebens öfter mit der Tiefe wie Shakespeare charakterisirte, wenn er uns nicht fast immer gleich vom Anfang an in das Gefühl der Verklärung versetzte und dauernd darin erhielte. Shakespeare hat den entgegengesetzten Fehler, daß er uns das Räthsel des Daseins wie ein skeptischer Dichter allzuoft nur als Räthsel in seiner ganzen Verwirrung und Verwicklung vor Augen stehen läßt, ohne die Auflösung hinzuzufügen. Und wo er auch die Darstellung bis zu dieser hindurch führt, da ist es meistens mehr die alttragische des Untergangs, oder eine gemischte mittlere von halber Befriedigung, äußerst selten aber jene im Calderon herrschende, liebevolle Verklärung. Im Innersten seiner Gefühls- und Behandlungsweise ist Shakespeare mehr ein alter, wenn auch gerade kein griechischer, sondern vielmehr ein altnordischer Dichter, als ein christlicher. Es ist eine tiefe Naturbedeutung im Shakespeare, die zwar nur in zerstreuten Anklängen einzeln aus seinen Gebilden hervorbricht, ihnen aber überall unsichtbar zum Grunde liegt und wie die verborgne Seele derselben bildet; und eben in diesem durchschimmernden Geheimniß liegt der eigenthümliche Reiz und Zauber dieser nach außen so klar scheinenden Lebensgemählde. Dieses tiefere Element in Shakespeare's Poesie steht noch wie ein einzelnes Anzeichen in der modernen Kunst da und erwartet erst in der Zukunft seine volle Entwicklung, wo eine höhere Poesie auf neuem Wege vielleicht nicht mehr bloß die flüchtige Erscheinung des Lebens, sondern das geheime Leben der Seele selbst, im Menschen wie in der Natur, darstellen wird. Von dieser Seite hebt den Shakespeare sein Tiefsinn in der Ahnung der Natur ganz weg aus den Gränzen der dramatischen Dichtung; während wir ihn in der Klarheit der sichtbaren Darstellung, nebst dem spanischen Meister als Grundlage und Vorbild derselben betrachten und verehren.

In Einem Stücke vorzüglich sollte man das spanische Drama und dessen Form sich zur Regel dienen lassen; ich meine darin, daß auch das Lust- oder überhaupt das bürgerliche Schauspiel dort durchgängig romantisch, und eben dadurch wahrhaft poetisch ist. Ganz vergeblich sind und bleiben selbst auf der Bühne alle Versuche, die Darstellung der prosaischen Wirklichkeit durch psycho-

logischen Scharfsinn oder bloßen Modewitz zur Poesie zu erheben, und wer irgend eine Gelegenheit hat, was andere Nationen Intriguen- oder Charakterstücke nennen, mit dem romantischen Zauber der Calderonischen oder auch andrer spanischen Schauspiele zu vergleichen, der wird kaum Worte finden, um den Abstand dieses poetischen Reichthums mit der Armuth unserer Bühne und besonders mit jenem Wesen, was uns auf derselben für Witz gelten soll, auszudrücken.

Die Poesie der südlichen und katholisch gebliebenen Völker, stand im sechzehnten und auch noch im siebzehnten Jahrhundert in genauem Zusammenhang, hatte wenigstens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern Ländern machte der Protestantismus eine merkliche Unterbrechung, indem überall, wo er herrschend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele damit zusammenhängende bildliche und sinnbildliche Vorstellungsarten, poetische Ueberlieferungen, Legenden und Sagen ohne alle Kritik und Unterscheidung verworfen, verkannt und endlich vergessen wurden. So wie aber unter den protestantischen Ländern England in der Verfassung der geistlichen Gewalt und in den äußern Gebräuchen und Einrichtungen, noch am meisten von der alten Kirche beibehielt, so blühete auch hier die Poesie zuerst wieder in kunstreicher Gestalt und schöner Bildung empor, und zwar ganz sich anschließend an die romantische Weise der südlichen katholischen Völker; Spenser, Shakespeare, Milton bestätigen dieß. Wie sehr Shakespeare das Romantische der alten Ritterzeit, und auch die südlicheren Farben der Fantasie in seinen Darstellungen liebte, darf nicht erst erinnert werden; Spenser ist selbst Ritterdichter und er wie Milton folgten bestimmten romantischen, besonders italienischen Vorbildern. Je näher die Literatur uns tritt, je reicher sie in den neuern Zeiten anwächst, je nothwendiger wird es mir, meine Betrachtung nur auf solche Dichter und Schriftsteller zu beschränken, welche den Gipfel der Sprache und Geistesbildung einer Nation bezeichnen, und welche eben darum auch für das Ganze und für andere Nationen die wichtigsten und lehrreichsten sind. In der That aber erschöpfen jene drei größten Dichter, welche England hervorgebracht hat, auch Alles, was in der

ältern Epoche ihrer Poesie, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert merkwürdig und groß ist.

Spensers Rittergedicht, die Königin der Feen, schildert uns ganz den romantischen Geist, wie er noch damahls in England unter der Königin Elisabeth herrschend war; der jungfräulichen Königin, welche sich nur allzugern unter solchen mythologischen und dichterischen Anspielungen vergöttert sah. Spenser ist mahlerisch reich, in seinen lyrischen Gedichten idyllisch sanft und liebevoll, er athmet überhaupt ganz den Geist des alten Minnegesangs. Nicht bloß in der dichterischen Art und Weise, sondern auch in der Sprache ist er auffallend besonders den altdeutschen Rittergedichten und Minneliedern ähnlich. Es war also der Gang der englischen Sprache in der Zeitfolge ganz dem der deutschen entgegengesetzt. Chaucer im vierzehnten Jahrhundert ist den deutschen Knittelversen des sechzehnten Jahrhunderts nicht unähnlich. Spenser dagegen kommt in dieser spätern Zeit an sanftem Wohllaut und an Weichheit den alten Minneliedern gleich. In jeder so ganz aus einer Mischung hervorgegangenen Sprache, wie die englische ist, liegt ein doppeltes Ideal, je nachdem der Dichter zu dem einen oder dem andern Bestandtheile seiner Sprache sich hinneigt. Spenser ist in der Sprache unter allen englischen Dichtern am meisten deutsch oder germanisch, so wie Milton hingegen in der Mischung des Englischen, vorzüglich dem lateinischen Bestandtheil ganz das Uebergewicht gegeben hat. Nur die Form des Ganzen in Spensers Gedicht ist unglücklich; die von ihm gewählte, und dem Ganzen zum Grunde liegende Allegorie, ist keine lebendige, wie etwa die, welche in den ältern Rittergedichten vorkömmt, wo ein hoher Begriff vom geistlichen Helden und den Geheimnissen seiner höhern Weihe, unter den äußern Abentheuern und sinnbildlichen Geschichten, verborgen liegt; es ist diese todte Allegorie, die bloße Classification aller Tugendbegriffe einer Sittenlehre, kurz eine solche, die man nicht unter der geschichtlichen Hülle errathen und ahnen würde, wenn die Erklärung nicht in dürren Worten hinzugefügt wäre.

Die Bewunderung Shakespeare's, der sich in seinen lyrischen und idyllischen Gedichten ganz an dieses Vorbild anschloß, kann

Spensern in unsern Augen noch einen höhern Werth leihen. Hier in dieser Gattung, welche Shakespeare'n für die eigentliche Poesie galt, während er die Bühne, deren er Meister war, nur als eine mehr prosaische Kunst der treuen Lebensnachbildung oder höchstens für eine herablassende Anwendung der höheren Poesie, wie für den großen Haufen zu betrachten scheint, lernt man den großen Dichter erst ganz nach der ihm eigenen Gefühlsweise kennen. So wenig ist er, der alle Tiefen der Leidenschaften erschütternd hervorzurufen versteht, und gemeine menschliche Natur, wie sie ist, in ihrer ganzen Gemeinheit mit tiefer Wahrheit und Charakteristik darstellt, selbst ein leidenschaftlich wilder Mensch gewesen, oder roh in seiner Art, daß vielmehr in jenen Gedichten das äußerste Zartgefühl herrschend ist. Eben weil dieses Gefühl so ganz innig und tief ist, und fast bis zum Eigensinn zart, spricht es nur Wenige an. Für das richtigere Verständniß seiner dramatischen Werke, sind diese lyrischen aber höchst wichtig. Sie zeigen uns, daß er in jenen meistens gar nicht darstellte, was ihn selbst ansprach, oder wie er an und für sich war und fühlte, sondern die Welt, wie er sie klar und durch eine große Kluft von sich und seinem tiefen Zartgefühle geschieden, vor sich stehen sah. Ganz treu, ohne Schmeichelei und Verschönerung und von einer unübertrefflichen Wahrheit, ist das Weltgemählde, welches er uns aufstellt. Wäre Verstand, Scharfsinn und Tiefsinn der Beobachtung, in so fern sie nothwendig sind, das Leben charakteristisch aufzufassen, die erste unter allen Eigenschaften des Dichters, so würde in dieser schwerlich ein anderer sich ihm gleich stellen können. Andere Dichter haben gestrebt, uns in einen idealischen Zustand der Menschheit wenigstens auf Augenblicke zu versetzen. Er stellt den Menschen in seinem tiefen Verfall, diese all sein Thun und Lassen, sein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung, mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Er könnte in dieser Hinsicht nicht selten ein satyrischer Dichter genannt werden, und wohl möchte das verworrene Räthsel des Daseins und der menschlichen Erniedrigung, wie er es auffaßt, noch einen ganz andern, bleibenderen und tieferen Eindruck zu machen geeignet sein, als die ganze Schaar jener bloß leidenschaftlich Erbitterten, die man ge-

wöhnlich satyrische Dichter nennt. Dabei aber schimmert im Shakespeare die Erinnerung und der Gedanke an die ursprüngliche Hoheit und Erhabenheit des Menschen, von der jene Gemeinheit und Schlechtigkeit nur ein Abfall und die Zerrüttung ist, überall hindurch, und bei jeder Veranlassung bricht das eigene Zartgefühl und der Edelmuth des Dichters, in den schönsten Strahlen vaterländischer Begeisterung, hoher Männerfreundschaft oder glühender Liebe hervor.

Aber selbst die jugendliche Liebesgluth erscheint in seinem Romeo nur als eine Begeisterung des Todes, jene ihm eigenthümliche, schmerzlich skeptische und herbe Lebensansicht giebt dem Hamlet eben das Räthselhafte, wie bei einer unaufgelösten Dissonanz, und im Lear ist Schmerz und Leiden bis zum Wahnsinn gesteigert. So ist dieser Dichter, der im Aeußern durchaus gemäßigt und besonnen, klar und heiter erscheint, bei dem der Verstand herrschend ist, der überall mit Absicht, ja man möchte sagen, mit Kälte verfährt und darstellt, seinem innersten Gefühl nach, der am meisten tief schmerzliche und herb tragische unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit.

Das Schauspiel betrachtete er als eine Sache für das Volk und behandelte es auch besonders anfangs durchgehends so. Er schloß sich ganz an die Volkskomödie, wie er sie vorfand, schuf die Bühne und bildete sie weiter nach diesem Gedanken und seinem Bedürfniß. Doch führte er selbst in seinen ersten, noch roheren Jugendversuchen, in das treuherzige Volksspiel, das gigantische Große und furchtbar Schreckliche, ja das ganz Entsetzliche ein; verschwenderisch auf der andern Seite mit solchen Darstellungen und Ansichten der menschlichen Erniedrigung, welche den gemeinen Zuschauern für Witz galten und noch gelten, während sie in seinem tief schauenden und denkenden Geiste doch mit einem ganz andern Gefühle bitterer Verachtung oder schmerzlicher Theilnahme verbunden waren. Volksspiele und Volkslieder bestimmten viel an der äußern Form seiner Werke; so ganz ohne Kenntniß, wie man dieses, seit Milton ihn als den freien Sohn der Natur gepriesen, immer voraussetzt, war er wohl nicht, noch weniger ohne Kunst; aber freilich waren es für sein inneres Gefühl, vor-

züglich nur die tiefen Anklänge der Natur, welche es vermochten, dieses abgesonderte, verschlossene, einsame Gemüth zu erregen. Die Stelle, wo er noch am meisten mit den übrigen Menschen zusammenhing, war das Gefühl für seine Nation, deren glorreiche Heldenzeit in den Kriegen gegen Frankreich, er aus den treuherzigen alten Chroniken, in eine Reihe dramatischer Gemählde übertrug, welche durch das darin herrschende Ruhm- und National-Gefühl, sich dem epischen Gedichte nähern.

Es ist eine ganze Welt in Shakespeare's Werken entfaltet. Wer diese einmahl in das Auge gefaßt hat, wer in das Wesen seiner Dichtung eingedrungen ist, der wird sich schwerlich durch die bloß scheinbare Unförmlichkeit, oder vielmehr die besondere und ihm ganz eigenthümliche Form stören lassen, oder durch das, was man über diese, wo man den Geist nicht verstand, gesagt hat. Vielmehr wird er auch die Form in ihrer Art gut und vortrefflich finden, in so fern sie jenem Geist und Wesen durchaus entspricht, und wie eine angemessene Hülle sich ihm glücklich anschließt. Shakespeare's Poesie ist dem deutschen Geiste sehr verwandt, und er wird von den Deutschen mehr, als jeder andere fremde und ganz wie ein einheimischer Dichter empfunden. In England selbst erzeugt die oberflächliche Aehnlichkeit, welche andere geringere Dichter desselben Landes in der äußern Form mit Shakespeare haben, manche Mißverständnisse. Die Form aber kann, so sehr uns auch die Poesie anspricht, um so weniger für unsre Bühne ausschließendes Vorbild oder Regel sein, da selbst jene dem Shakespeare eigne besondere Gefühlsweise, so wie er sie hat und zu gebrauchen weiß, zwar höchst poetisch, an und für sich aber doch keineswegs die allein gültige, oder dem Ziel der dramatischen Dichtkunst einzig entsprechende ist. Unser deutsches Drama geht allerdings von der gleichen, oder doch einer ganz ähnlich episch-historischen Grundlage aus, wie Shakespeare; oder vielmehr, da es selbst im Ganzen wie im Einzelnen, nur noch ein Streben ist, es strebt davon auszugehen. Von da ausgehend aber strebt es wieder, wie die bedeutendsten bisherigen tragischen Gebilde und Versuche insgesammt kund geben, mehr und mehr in die Höhe einer rein lyrischen Entfaltung, nach der Art des antiken Trauerspiels,

oder wie Calderon in andrer Weise für den christlichen Begriff vom Leben und seinen Erscheinungen, es am vollendetsten erreicht hat. Daher steht uns für die Anwendung Calderon, als das höchste Ziel der romantisch-lyrischen Schönheit und einer christlich verklärten Fantasie fast näher als Shakespeare, obwohl wir den Grund und Boden, den wir mit dem letzten theilen, und aus dem auch unsre deutsche Poesie emporgewachsen ist, nie undankbar verkennen oder ganz verlassen dürfen. Calderon schließt sich unter den romantischen Dichtern zunächst an die ältere allegorisch-christliche Schule und hat den Geist dieser christkatholischen Symbolik in das Drama übertragen; Shakespeare steht dem Wesen der nordischen Schule näher, und unsere neue deutsche Poesie, trägt immer noch, so wie es auch ehedem war, die Anlage und die Neigung zu beiden in sich. Die Naturtiefe Shakespeare's aber ist ein Element, welches an sich das Höchste der Poesie berührend, doch mehr der epischen Dichtung angehört, da es in der dramatischen Nähe und Entwicklung nur zersetzt, auseinandergerissen und entweiht wird; welchen Abweg wir schon oft zu bemerken, Gelegenheit hatten, und den wir, weil er verführerisch ist, mehr zu fürchten und davor zu warnen haben, als wenn andere, auf dem Wege der Nachfolge Shakespeare's in eine zu prosaische Dichtigkeit und historische Umständlichkeit der Darstellung gerathen; da dieser Abweg sich niemahls auf die Länge des allgemeinen Beifalls erfreuen wird. Auch von Calderons lichtglänzender Symbolik würde alles Einzelne nur eine unglückliche Nachfolge veranlassen und besonders auf unserer Bühne, bis jetzt dem chaotischen Sammelplatz der gemischtesten Empfindungen, Ansichten und Meinungen, fast nur den Eindruck einer halben Entweihung hervorbringen; aber seine lyrische Schönheit und Entfaltung bleibt das Vorbild, welchem die dramatischen Dichter unsrer Zeit, bewußt oder unbewußt nachstreben.

Die heitere Ritterdichtung des Spenser, die freie Lebenspoesie des Shakespeare ward verkannt, verdrängt, ja verfolgt, als der Fanatismus, der unter Elisabeth und nach ihr, nur wie ein verborgnes im Innern zurückgehaltnes Uebel vorhanden gewesen war, nun unter Karl dem Ersten mit einem Mahle gewaltsam und öffentlich ausbrach, und Alles überwältigte und beherrschte. Vorzüglich war

Shakespeare ein Gegenstand des Hasses für die Puritaner, die er freilich auch eben nicht geliebt zu haben scheint, so wie er es noch heut zu Tage für die Methodisten und ähnliche in England so sehr verbreitete Sekten ist. Indessen hat doch auch jene puritanische Zeit einen Dichter hervorgebracht, der mit Recht unter die ersten und merkwürdigsten seiner Nation gezählt wird. Die weltliche und natürliche Poesie ward von den Eiferern für unerlaubt gehalten, die Dichtkunst mußte jetzt ganz auf das Geistliche gerichtet sein, wenn sie dem Geiste der Zeit entsprechen sollte, wie in Miltons immer gleichförmigem Ernst. Sein episches Werk leidet zuerst an den Schwierigkeiten, die allen christlichen Gedichten, welche die Geheimnisse der Religion selbst zum Gegenstande wählen, gemein sind. Auffallend ist, wie er nicht einsah, daß das verlorne Paradies für sich kein Ganzes bilde und nur der erste Akt sei von der christlichen Geschichte des Menschen, wenn er diese einmahl mit einem poetischen Auge ansehen und Schöpfung, Sündenfall und Erlösung wie Ein großes Drama betrachten wollte. Allerdings hat er diesen Mangel durch das später hinzugekommene wiedergewonnene Paradies ersetzen wollen; aber dieses ist gegen das große Werk von zu geringem Umfang und Gehalt, als daß es für den Schlußstein desselben gelten könnte. Gegen die katholischen Dichter, Dante und Tasso, die seine Vorbilder waren, stand er als Protestant auch dadurch im Nachtheil, daß er von so manchen sinnbildlichen Vorstellungsarten, Geschichten und Ueberlieferungen, die jenen für ihre Poesie zum reichen Schmuck zu Gebothe standen, keinen Gebrauch machen konnte. Er suchte dagegen aus dem Alkoran und Talmud und ihren Fabeln und Allegorien seine Poesie zu bereichern, was einem ernsten christlichen Gedicht dieser Art gewiß nicht angemessen sein kann. Der Werth dieses epischen Werks liegt daher nicht sowohl in dem Plan des Ganzen, als in einzelnen Schönheiten und Stellen, und demnächst in der Vollkommenheit der höhern dichterischen Sprache. Was dem Milton die allgemeine Bewunderung erworben hat, die er im achtzehnten Jahrhundert fand, das sind die einzelnen Züge und Darstellungen paradiesischer Unschuld und Schönheit, und dann das Gemählde der Hölle, und die Charakteristik ihrer Bewohner, die er in einer großen und fast

antiken Art wie Giganten des Abgrundes schildert. Ob es für die englische Dichtersprache überhaupt heilsam gewesen, daß sie sich immer mehr auf die lateinische als auf die deutsche Seite hinwandte, daß sie in der spätern Zeit mehr dem Milton als dem Spenser folgte, das könnte an sich sehr bezweifelt werden. Da es aber einmahl geschehen, so ist Milton allerdings als der größte auch im Styl, und in mancher Rücksicht selbst als Norm für die hohe, ernste engländische Dichtersprache zu betrachten. Doch eine durchaus feste Norm leidet eine so ganz aus Mischung entstandene Sprache wie die englische nicht leicht, da ihre Natur selbst es mit sich bringt, daß sie zwischen zwei entgegengesetzten Extremen wo nicht immer schwanken, doch mit nicht zu beschränkender Freiheit sich hin und her bewegen, und sich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern nähern kann. Den ganzen Reichthum der so kraftvollen englischen Sprache in dieser ihrer Mischung und allen Abstufungen derselben lernt man doch nur aus Shakespeare kennen.

Nach der Zeit der Puritaner-Herrschaft griff eine andere Art von Barbarei in der englischen Literatur und Sprache um sich: die allgemeine Herrschaft des französischen, und zwar eines sehr verdorbenen französischen Geschmacks. Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhob sich mit der wahren Wiederherstellung der Freiheit, auch der Geist von neuem; so sehr hatte aber das Ausländische um sich gegriffen, daß die geschilderten großen, alten Dichter der Nation noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewissermaßen erst wieder entdeckt, und aus der Vergessenheit an das Licht gezogen werden mußten.

Die französische Literatur besaß in den letzten burgundischen Zeiten, unter Franz dem Ersten, und im sechzehnten Jahrhundert einen Reichthum an jenen historischen Denkwürdigkeiten, woran sie zu allen Zeiten sehr ergiebig war; geschichtliche Bekenntnisse, oder Gemählde nach dem Leben, welche uns durch die lebhafte Darstellung des Einzelnen, durch die Menge der Züge, die unmittelbar aus der Beobachtung und eigenen Anschauung ergriffen sind, ganz in die Sitten, in die gesellschaftlichen Verhältnisse, und überhaupt in den Geist der dargestellten Zeit versetzen. Auch entwickelte sich jetzt schon das eigenthümliche Talent des geselligen und gesellschaft-

lichen Vortrags einer leichten Philosophie über die Gegenstände des Lebens. Ich erinnere für beide Gattungen nur an Commines und Montagne. Die altfranzösische Sprache ist meistens geschwätzig, nachlässig, ja nicht selten verworren im Perioden-Bau, aber es ist mit jener Geschwätzigkeit und Nachlässigkeit, wie beim Montagne und andern bessern Schriften der alten Zeit nicht selten etwas Naives, und eine eigne natürliche Anmuth verbunden, die jetzt um so anziehender ist, je strenger nachher die Sprache geregelt worden. Wie wenig aber im Ganzen die französische Sprache im sechzehnten Jahrhundert auch in der Poesie und in den Hervorbringungen des Witzes mit der kunstreichen Ausbildung und dem Styl der benachbarten Sprachen auf der gleichen Stufe stand, wie weit sie noch entfernt war von jenem edlen Geschmack, den sie selbst nachher erreichte, dafür können Marot und Rabelais zum Beweise dienen, obwohl beide nicht ohne Talent sind. Sieht man überhaupt auf den vernachlässigten, verwilderten, ja in mancher Hinsicht noch barbarischen Zustand der ältern französischen Literatur und Sprache, so kann man die große Veränderung, welche durch die von Richelien gestiftete Akademie, in beiden bewirkt wurde, im Ganzen nicht anders als nothwendig und wohlthätig in ihren Wirkungen finden. Indessen war es allerdings, wie in dem politischen Zustande unter Richelieu, eben so auch hier ein eisernes Joch, wodurch der Anarchie auch in der Sprache und Literatur ein Ziel gesetzt wurde. Für ihren nächsten Zweck, die allgemeine Sprachbildung, war dieß Unternehmen mit dem vollkommensten Gelingen und dem glänzendsten Erfolge gekrönt. In der Prosa zeigt sich dieß ganz allgemein; nicht bloß die ersten und berühmten Schriftsteller in der letzten Zeit des siebzehnten Jahrhunderts, man könnte fast sagen, Alle zeichnen sich aus durch ein eigenthümliches Gepräge von edlem Styl. Man denke nur an so viele Briefe, Memoiren auch von Frauen, Geschäfts- oder andere Schriften, die gar nicht für den Druck bestimmt waren, und nicht von eigentlichen Schriftstellern herrühren; sie zeichnen sich Alle aus durch dieses eigene Gepräge von edlem Geschmack, welcher im achtzehnten Jahrhundert fast ganz verloren ging. Unter den Dichtern aber erreichte Racine in Sprach- und Verskunst eine harmonische Vollendung, wie sie nach meinem Ge-

fühl weder Milton im Englischen, noch auch Virgil im Römischen haben, und die nachher in der französischen Sprache nie wieder erreicht worden ist. Für das Ganze der Poesie hätte man wohl wünschen mögen, daß für die Dichtersprache besonders, neben dieser kunstreichen Vollendung, auch etwas mehr Freiheit übrig gelassen wäre; daß man die altfranzösische Poesie der Ritterzeit, die doch so vieles Schöne und Liebliche in Erfindung und Sprache hervorgebracht, nicht so ganz unbedingt und ohne Ausnahme verworfen, verachtet und vergessen hätte. Man hätte immer, wie ja auch von den Italienern und andern Nationen geschehen war, einen kunstreichern und ernstern Styl mit dem dichterischen Geist der Ritterzeit verbinden können. Die französische Poesie und die Sprache würden dann wieder mehr von jenem romantischen Schwunge und jener alten Dichterfreiheit erhalten haben, die ihr Voltaire so oft zurück wünscht, und die er ihr auch obwohl zu spät und nur mit halbem Gelingen zum Theil wieder zu geben suchte. Doch ein solches Vergessen und gänzliches Verwerfen alles Vorigen, ist von einer jeden großen und Alles umfassenden Veränderung auch in der Literatur fast unzertrennlich. Es war eine Revolution; eben daher blieben auch gleich von Anfang manche innere Widersprüche zurück, und eine stille Opposition gegen die harte Herrschaft, die bald deutlicher hervortrat, als man unter dem Regenten und Ludwig dem Fünfzehnten immer mehr nach den verbothenen Früchten der engländischen Freiheit auch in der Literatur und Sprache zu gelüsten anfing. Durch die unregelmäßige und zum Theil zweckwidrige Art, wie dieses Gelüsten befriedigt und das Ausländische eingeführt und herrschend gemacht wurde, entstand jene Entartung des Geschmacks unter den genannten Herrschern, die immer höher stieg, bis sie endlich, und zwar noch vor der Revolution, in die wildeste Anarchie ausbrach, die man erst eben jetzt in das gewohnte Gleis zurück gelenkt, und nicht ohne Mühe wieder unter das Joch des alten Gehorsams gebracht hat.

Für die französische Poesie ist die letzte Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, das eigentliche blühende und classische Zeitalter. Ronsard im sechzehnten Jahrhundert ist nur der entfernte Vorläufer jener großen Dichter, unter Ludwig dem **XIV.**; Voltaire

im achtzehnten ihr, ihnen nicht mehr ganz gleicher Nachfolger, der, was in der Poesie jenes Zeitalters noch zu fehlen schien, zu ergänzen versuchte, obwohl nicht immer mit gleichem Glück. Der wesentliche Mangel, welcher die französische Dichtkunst am meisten drückt, ist, daß kein wahrhaft classiches und vollkommen gelungenes, episches Nationalgedicht bei ihnen, der Ausbildung der andern Gattungen voranging. Ronsard versuchte ein solches, er ist auch nicht ohne Feuer und Schwung, aber im Styl ist er voll von falschem Schwulst, wie es oft geht, wenn man sich zuerst und mit einemmahle aus der Barbarei herausarbeiten will, daß man in den entgegengesetzten Fehler des allzu Gesuchten, Gelehrten und Gekünstelten verfällt. Unter allen Dichtern, welche bei den Italienern oder sonst, ihre Sprache ganz antikisch haben bilden wollen, ist Ronsard wohl am meisten mit diesem Fehler beladen. Auch die Wahl des Gegenstandes in seiner Franciade, kann nicht anders als verfehlt erscheinen. Hätte ein französischer Dichter einen historischen Gegenstand der ältern Nationalgeschichte für ein episches Gedicht erwählt, so hätte dann jene fabelhafte, im Mittelalter aber allgemein verbreitete Herleitung der Franken von den Trojanischen Helden, als Episode in einem solchen historischen Rittergedichte immer eine Stelle finden mögen. Diese veraltete Sage aber, an und für sich zu einer Epopöe ausdehnen zu wollen, war ein ganz unglücklicher Gedanke. Die Thaten und Schicksale des heiligen Ludwig möchten in mancher Hinsicht als der günstigste Gegenstand für ein episches Gedicht des ältern Frankreichs erscheinen, da sie mit allem Romantischen in Beziehung standen, und hier mit dem Ernst der Wahrheit und der Würde eines für das religiöse und National-Gefühl gleich sehr geheiligten Helden, zugleich auch der Fantasie ein freier Spielraum eröffnet ward. Nur bliebe es eine Schwierigkeit, daß Ludwigs Kreuzzüge durchaus nicht glücklich ausgefallen waren. Bei der Jungfrau von Orleans, welche Chapelain zum Gegenstande wählte, lag die Schwierigkeit darin, daß die Heldin, welche Frankreich gerettet, von ihren eigenen Landsleuten nachher aus Neid und Ueberdruß, nachdem sie dieselbe erst vergöttert hatten, verrathen, den Feinden und einem

schmählichen Tode hingegeben war. Eben so, wie es oft in der Geschichte französischer Helden, erging es auch in der Literatur dem Ronsard. Denn grenzenlos wurde er zu seiner Zeit als Dichter verehrt und bis in den Himmel erhoben, bald nachher aber ganz zu Boden geworfen, und eben so unbedingt verachtet. Indessen darf doch Ronsard in der Geschichte der französischen Dichtkunst nicht ganz übergangen werden; denn es ist unverkennbar, daß der große Corneille, der Freund und Verehrer des Chapelain, sich in der Sprache besonders noch einigermaßen an jene ältere Schule des Ronsard anschließt, wenigstens hie und da daran erinnert.

Das Trauerspiel der Franzosen ist eigentlich der glänzendste Theil ihrer poetischen Literatur, und derjenige, welcher auch mit Recht immer die Aufmerksamkeit der andern Nationen am meisten auf sich gezogen hat. Ihre Tragödie entspricht so ganz dem Bedürfniß ihres Nationalcharakters und ihrer eigenthümlichen Gefühlsweise, daß der hohe Werth, welchen sie darauf legen, sehr begreiflich ist, ungeachtet die ältere französische Tragödie fast nie Gegenstände aus der einheimischen Nationalgeschichte darstellte. Zwar ist nicht zu läugnen, daß alle diese Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche sie uns darstellt, mit der Sprache auch manche andere Eigenschaft der Franzosen angenommen haben. An sich ist auch diese Verwandlung und Aneignung des Ausländischen in der Poesie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, daß die französische Tragödie immer nur fremde, und fast nie französische Helden darstellt. Es ist dieses zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epischen Gedichts. Auch wären die meisten tragischen Gegenstände der altfranzösischen Geschichte auf einer Bühne, die zunächst den Hof im Auge hatte, wegen gehäßiger Erinnerungen oder Vergleichungen wohl nicht gut angebracht gewesen. Ein Mangel blieb es immer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernsten Poesie, am wenigsten vom Trauerspiel ganz ausgeschlossen bleiben sollte. Als einen solchen erkannte es auch Voltaire und suchte dem Uebel abzuhelfen, indem er Gegenstände aus der französischen Geschichte, überhaupt aber aus der romantischen Ritterzeit auf die

Bühne brachte. Das erste hat damahls keinen rechten Erfolg gehabt, und erst in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; glücklicher ist ihm vor andern Franzosen der Versuch eines romantischen Trauerspiels gelungen.

Ungeachtet nun die Gegenstände des französischen Trauerspiels mit geringer Ausnahme nicht national sind, so ist doch die ganze Gattung durch die herrschende Richtung und Gefühlsweise dem französischen Geist und Charakter im höchsten Grade entsprechend, und als eine solche durchaus nationale, in ihrer Art höchst vollkommene und eigenthümliche Dichtungsart, erkenne ich auch das französische Trauerspiel gern an, so wenig ich mich überreden kann, daß es für die Bühne irgend einer andern Nation als Norm und Regel gelten sollte, die sich meiner Ueberzeugung nach, jede Nation für ihre Bühne selbst auffinden und geben muß.

Wenn gleichwohl die Form des französischen Trauerspiels von den meisten als eine Nachbildung des griechischen angesehen, und aus diesem Standpunkte beurtheilt wird, so haben es die französischen Dichter zuerst veranlaßt, indem sie uns in den Vorreden zu ihren Trauerspielen selbst auf dieses Ziel hinlenken. Racine erscheint auch hier am vortheilhaftesten; er spricht mit einer gefühlten Kenntniß von den Griechen, wie man sie bei andern französischen Schriftstellern nicht leicht so finden möchte und leistet uns sein Urtheil jetzt, nachdem die Griechen seit ihm noch weit mehr Hauptgegenstand aller Untersuchungen geworden sind, auch nicht immer Genüge, so redet er doch überall mit der gefühlten Würde von der Kunst und von den Dichtern, wie einer, der es selbst ist. Corneille schlägt sich in den Vorreden meistens mit dem Aristoteles und seinen Commentatoren herum, die ihm nicht selten sehr im Wege stehen, bis es ihm gelingt auf irgend eine Art zu capituliren, oder einen leidlichen Frieden mit diesen fatalen Gegnern der Dichterfreiheit abzuschließen. Man kann hier oft nicht umhin zu bedauern, daß dieses mächtige Genie sich in so engen, meistens unnützen, ihm gar nicht angemessenen Fesseln bewegen mußte. Voltaire's Vorreden und Anmerkungen gehen immer auf dasselbe hinaus; daß nähmlich die französische Nation,

und besonders die französische Bühne, die erste in dem gesammten ehemahligen und gegenwärtigen Universum seien, daß gleichwohl Corneille und Racine, ungeachtet aller hohen Vortrefflichkeit, noch vieles zu wünschen übrig lassen. Wer nun derjenige ist, welcher dieses noch fehlende zur höchsten Vollkommenheit hinzufügen, und dadurch jene beiden Dichter noch weit übertreffen soll, das wird dem Leser meistens auch nicht sehr schwer gemacht zu errathen.

Daß die Form des griechischen Trauerspiels, daß die bekannte Schrift des Aristoteles, so wie sie dieselbe verstanden, die französischen Dichter in manchen Stücken zu sehr beschränkt hat, daß vieles in dem Gesetz von den drei Einheiten, besonders der Zeit und des Orts auf bloßem Mißverständniß beruht, und so wie es gefordert wird, gar nicht ausführbar auch nie geleistet worden ist, und mit dem Wesen der Poesie im Widerstreit steht, der man niemahls die physische Möglichkeit mit arithmetischer Strenge nachrechnen, sondern ihre Wahrscheinlichkeit, die keine geschichtliche, sondern eine poetische sein soll, nach dem Eindruck auf die Fantasie beurtheilen muß; das alles ist seit Lessing schon so oft abgehandelt worden, daß es unnütz sein würde, einen so alten Streit noch einmahl durchzufechten. Nur eine historische Bemerkung erlaube ich mir noch hinzuzusetzen; der eigentlich beschränkende Geist unter jenen, welche damahls viel Einfluß hatten, war Boileau. Wie schädlich er auf die französische Dichtkunst eingewirkt, läßt sich wohl aus der einzigen Thatsache schließen, daß er nahe daran war, den Corneille eben so zu mißhandeln wie den Chapelain. Was den Mann am besten schildert, scheint mir die von ihm gegebene Vorschrift, daß man von zwei reimenden Versen den letzten, wo möglich, immer zuerst machen solle und der hohe Werth, welchen er auf diesen groben, mechanischen Handgriff legt. Statt des wahren Urtheils und Kunstgefühls, galt ihm ein Spott, der bisweilen nicht der feinste ist, und statt der Poesie ein recht voll zuschlagender Reim. So kann ich denn nicht umhin dem Racine beizustimmen, wenn er von Boileau, der übrigens sein Freund war, an seinen Sohn schreibt: „Boileau sei ein recht biederer Mann, von der Poesie verstehe er herzlich wenig.“

Ein anderes Hauptgesetz dieses Kunstrichters war jenes bekannte von Horaz entlehnte, daß ein Geisteswerk, wenn es in gehöriger Reife an das Licht der Welt treten soll, gerade so vieler Jahre bedarf, als zu einer natürlichen Geburt Monathe erfordert werden. Aber ungeachtet dieser Regel des anmaßlichen Gesetzgebers dürfen wir wohl nicht bezweifeln, daß die Athalia von Racine, und der Cid von Corneille, nach meinem Gefühl die beiden herrlichsten Dichterwerke der französischen Poesie, nicht so langsam herausgekünstelt, sondern schnell in Einer Begeisterung und wie in Einem Guß hervorgebracht wurden. Diese beiden Schöpfungen, die größten vielleicht, welche die französische Bühne besitzt, können am besten bezeichnen, welche Höhe dieselbe erreicht hat, und wo sie auf ihrem Wege in der Nachahmung des alten Trauerspiels stehen geblieben ist.

Wie wenig auch die neueren Erklärer des Aristoteles dieses wahrgenommen haben mögen, denn in ihm selbst ist es allerdings deutlich anerkannt, der lyrische Bestandtheil und der Chor ist das Wesentlichste im Trauerspiel der Alten, wovon das Ganze getragen und gehalten wird; so, daß wer diese Form sich zum Ziele setzt, nothwendig vorzüglich darauf sein Auge richten muß. Der Cid des Corneille geht überall in das Lyrische über, und dieser Schwung der Begeisterung giebt ihm jene hinreißende Kraft, gegen welche Neid und Kritik nichts vermochten. Den Chor der Alten aber hat Racine in seiner Athalie, obwohl mit Aenderung und selbstständiger Aneignung, aber wie mir es scheint, für diesen Zweck sehr glücklich, und mit hoher Poesie wieder eingeführt. Wäre das französische Trauerspiel auf diesem Wege, welchen die beiden ersten Dichter in den Werken ihrer höchsten Begeisterung bezeichnet, weiter fortgegangen, so würde es dem der Alten viel ähnlicher an Schwungkraft und Hoheit geworden sein; viele der engen Fesseln, welche aus bloß prosaischem Mißverstand hervorgegangen waren, würden von selbst weggefallen sein, und freier würde es sich in einer freilich dann ganz anders gestalteten Form bewegt haben.

Da es aber im Allgemeinen herrschender dramatischer Gebrauch wurde, den lyrischen Bestandtheil aus der Anlage des al-

ten Trauerspiels wegzulassen; so entstand daraus ein großes Mißverhältniß, besonders bei solchen mythologischen Gegenständen, die auch bei den Alten behandelt worden waren, und wie sie ungefähr ein Trauerspiel ausgefüllt hatten. Fiel der lyrische Bestandtheil weg, so war nun die Handlung nicht reichhaltig genug; da ergriff man dann jene Mittel, um den leeren Raum auszufüllen, die auch schon bei den Alten zur Zeit des Verfalls der tragischen Dichtkunst zu gleichem Zwecke gedient hatten. Man machte die Handlung verwickelter durch hineingelegte Intriguen, welche der Würde und dem Wesen des Trauerspiels ganz zuwider sind, oder man setzte alles in die Rhetorik der Leidenschaften, wozu in jedem tragischen Stoff leicht die mannichfaltigste Veranlassung sich findet. Dieß ist nun eigentlich die glänzende Seite des französischen Trauerspiels, darin hat es eine hohe und fast unvergleichliche Stärke, und dadurch entspricht es so ganz dem Charakter und dem Geist der Nation, bei welcher die Rhetorik in allen Verhältnissen einen herrschenden Einfluß behauptet hat und auch noch behauptet, und welche selbst im Privatleben zu einer solchen Rhetorik der Leidenschaften sich hinneigt. Es ist diese allerdings auch in einem gewissen Maaße ein nothwendiges und unentbehrliches Element der dramatischen Darstellung. So ausschließend herrschend aber, wie im französischen Trauerspiele, darf dieses einzelne Element nicht sein; zweckwidrig wenigstens wäre es, was sich bloß auf die französische National-Eigenthümlichkeit gründet, als Regel auch für andre Nationen aufstellen zu wollen, die vielleicht mehr Sinn für die Poesie, als angebornes Talent zur Rhetorik haben.

Die Vorliebe für diesen rhetorischen Theil des Trauerspiels ist bei den Franzosen so groß, daß ihre Bewunderung und Beurtheilung eben daher weit mehr auf einzelne Stellen gerichtet ist, als auf das Ganze. Sehen wir aber auf dieses, und sehen wir auf diejenigen Stücke, welche eine wahrhafte und poetische Auflösung haben, so werden wir finden, daß in dieser Hinsicht das französische Trauerspiel sich mehr an das Alterthum anschließt, und meistens mit einem vollkommenen Untergang endet, ohne alle Milderung, oder mit einer noch halbschmerzlichen Versöhnung; seltner aber,

wie doch der christliche Dichter vorzüglich dahin streben sollte, auf den Kampf, wie in der Athalia des Racine, Sieg folgen, oder aus Tod und Leiden ein neues Leben in höherer Verklärung hervorgehen läßt, wie in der Alzire von Voltaire, meinem Gefühle nach seinem Meisterwerk, worin er als wahrer Dichter und seiner beiden Vorgänger ganz würdig erscheint.

Dreizehnte Vorlesung.

Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes Bossuet, Pascal. Veränderung der Denkart, Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des französischen Atheismus und Revolutionsgeistes.

Das siebzehnte Jahrhundert war reich an ausgezeichneten und großen Schriftstellern, nicht bloß in dem Gebiethe der schönen Literatur, Dichtkunst und Beredsamkeit, sondern auch in den Wissenschaften und in der Philosophie. Jene Philosophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts, welche während desselben sich über alle Theile der Literatur verbreitete, ja selbst auf die Schicksale der Menschheit und der Nationen einen so entscheidenden Einfluß gewonnen hat, ist von einigen großen Denkern im siebzehnten Jahrhundert veranlaßt worden; obgleich man zum Theil sehr weit von dem Geiste und der ursprünglichen Absicht und Meinung der ersten gepriesenen Erfinder und Stifter dieser neuen Denkart abgewichen ist. Es ist nothwendig, den Baco, Descartes, Locke und einige andere von den Heroen des siebzehnten Jahrhunderts wenigstens in Erinnerung zu bringen durch eine kurze Charakteristik, um alle die geistigen und sittlichen Wirkungen, welche Voltaire und Rousseau nicht bloß auf Frankreich, sondern auf ganz Europa gehabt haben, und überhaupt den Geist des achtzehnten Jahrhunderts, richtig schildern und verstehen zu können.

Das sechzehnte Jahrhundert war das Zeitalter des noch gährenden Kampfes, und erst gegen das Ende desselben fing der menschliche Geist an, sich von der gewaltsamen Erschütterung zu erholen und zu sammeln. Erst mit dem siebzehnten begannen jene neuen Wege des Nachdenkens und des Forschens, welchen jetzt die Bahn geöffnet war, nach der geschehenen Wiederherstellung der

alten Literatur, der erweiterten Natur- und Erdkunde, und der durch den Protestantismus verursachten allgemeinen Erschütterung und Trennung des Glaubens. Derjenige, welcher hier vor allen andern zuerst genannt werden muß, ist Baco. Dadurch, daß er die Wißbegierde und den Untersuchungsgeist aus den leeren Wortstreitigkeiten der erstorbenen Schulen in die Welt, in die Erfahrung und vor allem in die lebendige Natur zurückführte, ist er der Vater der neuen Physik geworden; viele und richtige Entdeckungen hat er selbst gemacht und vollendet, unzählige andre veranlaßt oder geahnet und zur Hälfte errathen. Durch diesen reichen und thätigen Geist befruchtet, sind alle Erfahrungswissenschaften unermeßlich erweitert, und ganz verändert worden, und eben dadurch hat selbst die allgemeine Geistesbildung, ja man darf sagen, die gesammte Lebenseinrichtung des neuern Europa, eine ganz andere Gestalt gewonnen, die zum großen Theil von diesem Manne als erstem Urheber, ausgegangen ist. Zu tadeln, gefährlich, ja fürchterlich in den letzten und äußersten Wirkungen und Folgen war es freilich, wenn Baco's Nachfolger und Vergötterer im achtzehnten Jahrhundert, nun auch das aus der Erfahrung und Sinnenwelt hernehmen wollten, was sie nie enthalten können; das Gesetz des Lebens und des Handelns, und den Inbegriff des Glaubens und des Hoffens; und wenn sie jede Hoffnung und jede Liebe, welche die gemeine sinnliche Erfahrung nicht sogleich zu bestätigen scheint, als Schwärmerei, mit schnöder Verachtung von sich warfen. Alles dieß war aber ganz gegen den Geist, gegen die Absicht und Denkart des Urhebers. Ich erinnere hier nur an den einen bekannten Ausspruch von ihm, der auch jetzt noch nicht veraltet ist: „daß die Philosophie nur an der Oberfläche berührt und gekostet, zum Unglauben und zum Atheismus führe; tiefer geschöpft aber, die Verehrung der Gottheit und den festen Glauben an sie, über alles bekräftige und stark mache." Nicht bloß in der Religion, auch in der Naturwissenschaft selbst, glaubte dieser große Denker an vieles, was seinen Anhängern und Bewunderern der spätern Zeit durchaus nur für Aberglauben gegolten haben würde. Man darf auch nicht wähnen, daß dieß bloß ein todter Gewohnheits-Glauben, oder noch nicht überwundenes Vorurtheil

der Erziehung und seines Zeitalters gewesen sei. Denn gerade seine Aeußerungen über solche Gegenstände der übersinnlichen Welt tragen am meisten das originelle Gepräge seines hellschauenden und durchaus eigenthümlichen Geistes. Er war eben so empfänglich als erfinderisch, und weil sich ihm die Welt der Erfahrung in einem ganz neuen Lichte gezeigt hatte, so war ihm doch keinesweges jene höhere und göttliche Region der geistigen Welt, die weit über die gemeine, sinnliche Erfahrung hinaus gelegen ist, deßhalb verschwunden oder unsichtbar geworden. Wie wenig er selbst Antheil hatte, ich will nicht sagen an dem rohen Materialismus seiner Nachfolger, sondern selbst an der geistigen Naturvergötterung, welche aus der so reich und vielfach erweiterten Naturwissenschaft, im achtzehnten Jahrhundert, vorzüglich in Frankreich und auch in Deutschland hier und da hervorging, das mag folgender Ausspruch von ihm über das eigentliche Wesen einer richtigen philosophischen Naturansicht bestätigen. An der Naturphilosophie der Alten, meint er, sei das zu tadeln, daß sie die Natur für ein Bild der Gottheit hielten; da doch der Wahrheit gemäß, womit auch die christliche Lehre übereinstimme, nur der Mensch, ein Bild und Ebenbild Gottes genannt werden könne, die Natur aber kein Spiegel, Gleichniß und Abbild desselben, sondern das Werk seiner Hände sei. Baco meint hier unter der Naturphilosophie der Alten, wie man selbst aus dem ihr zugeschriebenen, allgemeinen Resultate sieht, nicht irgend ein einzelnes System, sondern überhaupt alles das Beste und Vortrefflichste, was die Alten von der Naturphilosophie wußten und dachten, wobei er vielleicht nicht bloß die eigentliche Naturwissenschaft, sondern selbst ihre Mythologie und Natur-Religion mit im Sinne hatte. Wenn Baco nach der christlichen Lehre dem Menschen allein das Vorrecht beilegt, ein Bild der Gottheit zu sein, so ist dieß nicht zu verstehen, als ob dem Menschen diese hohe Würde und Eigenschaft deßhalb zukäme, weil er der höchste Gipfel, die rechte Blüthe und der mannichfaltigste geistige Inbegriff der Natur ist; sondern unmittelbar ist ihm nach jener Ansicht, diese Aehnlichkeit und Ebenbildniß durch göttlichen Anhauch und göttliche Liebe zugetheilt worden. In dem bildlichen Ausdruck, die Natur sei nicht

ein Spiegel und Gleichniß Gottes, sondern das Werk seiner Hände, liegt, wenn er nach seiner ganzen Tiefe verstanden wird, der vollkommne Aufschluß über das wahre Verhältniß der sinnlichen und der übersinnlichen Welt, der Natur und der Gottheit. Es liegt darin vor allem, daß die Natur nicht selbstständig, sondern von Gott zu einem bestimmten Endzweck hervorgebracht worden; und es ist überhaupt jener einfache Ausspruch Baco's über die Naturphilosophie der Alten, und über seine eigne und die christliche, eine leicht verständliche und klar ausgedrückte Richtschnur, um das rechte Mittel zu treffen zwischen einer gottvergessenen Naturanbethung und dem finstern Naturhaß, worin eine einseitige Vernunft nicht selten verfällt, die bloß auf das Sittliche gerichtet, sich die Natur nicht zu erklären vermag, daher auch das Göttliche nur sehr unvollkommen versteht. Die richtige Unterscheidung und das wahre Verhältniß zwischen der Natur und der Gottheit, ist der Hauptpunkt nicht bloß für das Denken und Glauben, sondern auch für das Handeln und Leben. Es durfte dieser Gegenstand und der Ausspruch Baco's, der das eigentliche Resultat seiner ganzen Denkart über die Natur enthält, wohl um so eher hier berührt werden, da noch zu unsrer Zeit die Philosophie meistens nur zwischen jenen zwei Extremen getheilt ist; dem einer verwerflichen Naturvergötterung, welche den Schöpfer nicht von seinen Werken, Gott nicht von der Welt unterscheidet, oder auf der andern Seite dem Haß und der Abläugnung solcher Naturverächter, deren Vernunft ganz in ihrer Ichheit befangen ist. Der rechte Mittelweg zwischen diesen beiden Irrthümern von entgegengesetzter Art, oder die wahre Anerkennung der Natur äußert sich zunächst wohl in dem Gefühl unsrer innigen Verwandtschaft mit ihr, zugleich aber auch des unermeßlich weiten Abstandes, der uns von ihr trennt und uns über sie erhebt, und dann in der ehrfurchtsvollen Erforschung und Bewunderung alles dessen in der Natur, was noch auf etwas anderes und höheres deutet, als sie selbst allein und an sich ist; alle jene Spuren, welche liebevoll oder furchtbar, wie ein stummes Gesetzbuch oder weissagende Verkündigung die Hand verrathen, welche sie bildete, oder die Absicht, der sie dienen sollen.

Nicht mindern Einfluß als Baco auf die Philosophie und

allgemeine Denkart, hatte im siebzehnten und im größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts, Hugo Grotius auf die praktische und politische Welt, und auf die Sittenlehre der Nationen in ihren gegenseitigen Verhältnissen. Und zwar einen sehr glücklichen und heilsamen Einfluß; denn da das religiöse Band, welches ehedem die Nationen des Abendlandes zu einem Staatensystem vereinte, jetzt getrennt war, seit Machiavelli's, die Gerechtigkeit und alles was heilig ist, nicht achtende Staatskunst, immer mehr und immer allgemeiner die Richtschnur wurde, wornach man handelte, so war es die größte Wohlthat, dem im Bürgerkrieg sich selbst zerstörenden Europa wieder ein Recht zu geben, welches ein allgemeines wäre, für die im Glauben getrennten, in Leidenschaft entbrannten, durch eine unredliche Staatskunst irre geleiteten und mißbrauchten Völker. Als eine solche Richtschnur wurde die Lehre des Grotius auch anerkannt. Es ist ein erhebender Gedanke, daß ein Gelehrter, ein Denker, ohne eine andre Macht als die seines Geistes und seines redlichen Willens, der eigentliche Stifter eines solchen neuen Völkerrechts zu sein vermochte; und wie er dadurch die Verehrung seines Zeitalters gewann, so verdient er nicht minder die Achtung und den Dank der Nachwelt. Als System betrachtet, mag das von Hugo Grotius und seinen Nachfolgern begründete und eingeführte Völkerrecht sehr mangelhaft erscheinen, und dürfte schwerlich die Probe aller dagegen zu machenden Einwürfe eines Skeptikers bestehen. Das religiöse Band des ältern Staatenvereins war eigentlich unersetzlich. In Ermanglung jenes jetzt getrennten Bandes wurde die Gerechtigkeit nun vorzüglich nur auf die, dem Menschen angeborne, ihm wesentlich und nothwendig zukommende, gesellschaftliche Anlage und Bestimmung gegründet. Je mehr das allgemeine Recht bei den Nachfolgern des Grotius allein auf die Natur und die Vernunft gegründet, und aus diesen abgeleiteten Quellen geschöpft, je mehr dabei die Beziehung auf die erste Quelle aller Gerechtigkeit bei Seite gesetzt wurde; je unvermeidlicher war es, daß sich die Theorie und selbst das praktische Völkerrecht auf der einen Seite in eine Menge unnützer und zum Theil unauflöslicher Spitzfindigkeiten und Streitigkeiten verwirrte, auf der andern Seite auch in ganz wilde und irrige Folgerungen

ausartete. Was ist nicht endlich aus dem Naturrecht, und dem Vernunftstaate in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geworden, in der Meinung wie in der Ausführung? Indessen blieb es eine große Wohlthat, daß durch jenes, seit Grotius von neuem verbreitete und anerkannte Völkerrecht dem hereinbrechenden Strome der Zerstörung wenigstens ein volles Jahrhundert lang und darüber, ein hinreichender Damm entgegengesetzt werden konnte. Auch von 1648 — 1740 sind wohl einzelne öffentliche und große Ungerechtigkeiten eines Staates oder einer Nation gegen die andere geschehen, aber es wurde doch jederzeit allgemein dagegen reclamirt; konnte man auch die Fakta nicht ändern, so wurden doch die Grundsätze nicht aufgegeben, sondern fortwährend behauptet; es war schon ein großer Gewinn, daß Gewalt und Habsucht an rechtliche Formalitäten vielfach gebunden war, und wenigstens den Schein der Gerechtigkeit zu behaupten suchen mußte. Selbst von 1740 — 1772 fanden diese wohlthätigen Wirkungen noch Statt; in geringerm Maaße selbst noch seit jener Epoche, wo die europäische Gerechtigkeit die zweite große und allgemeine Verletzung erlitt, bis auf die neuern Zeiten, wo die Verhältnisse der Staaten und Völker von Grund aus verändert, und damit auch die alten Formen und bisherigen Regeln als nicht mehr anwendbar, befunden worden sind. Dieses hat Europa in der neuesten Zeit, während der fünfzehnjährigen Epoche einer beispiellosen Unterdrückung wohl erfahren, da alle jene alten Grundsätze mit Füßen getreten wurden, und wie morsche Scherben vor dem gewaltigen Eisen des Eroberers zerbrachen. Nachdem aber jene ungeheure Tyrannei bald von ihrem Gericht ereilt zusammenstürzte, und schnell wie ein Meteor vorübergegangen ist, und nun durch göttliche Fügung alles wieder zum Guten eingelenkt wurde, ist es denen, welche der Leitung der Weltbegebenheiten am nächsten stehen, wohl klar und fühlbar geworden, daß die gegenseitigen Verhältnisse der christlichen Staaten und Völker nicht mehr auf jenen flachen Grundsätzen eines allgemeinen Naturrechts oder eines bloßen Vernunftrechts, wie nach dem alten System, fernerhin beruhen können, sondern daß sie nach den höhern Forderungen und dem größeren Maaßstabe einer christlichen Gerechtigkeit und

Liebe geordnet und dem gemeinsamen Ziele entgegen geführt werden sollen.

Unter den Schriftstellern, welche auf die praktische Welt und auf die politischen Verhältnisse von Europa den größten und allgemeinsten Einfluß gehabt haben, ist der des Grotius entschieden der heilsamste gewesen, wir mögen ihn nun mit dem des Machiavelli vor ihm, oder Rousseau's nach ihm vergleichen.

Außer seinen Bemühungen für die Wiederherstellung und Anerkennung der Gerechtigkeit und ihrer Theorie, bewährte sich der redliche Wille des Hugo Grotius auch in dem Versuch, die Wahrheit der Religion in der Gestalt eines förmlichen, und so zu sagen rechtlichen Beweises aufzustellen. Es war eine von den indirekten Wirkungen des Protestantismus, daß die Religion fortdauernd der Gegenstand eines Streits, und daher immer mehr als Verstandessache behandelt ward, was allerdings auch schon ursprünglich in dem Geiste des Stifters der zweiten Hauptparthei unter den Protestanten, des Calvin lag. Grotius hat in jenem Versuch, der immer mehr Bedürfniß schien, viele Nachfolger gefunden, und seine Absicht dabei war unstreitig die lobenswertheste. An und für sich könnte es eher als ein Beweis angesehen werden, daß der religiöse Sinn schon sehr abgenommen haben muß, wo man das, was seiner Natur nach bloß Sache des innigsten Gefühls und lebendigen Glaubens sein kann, anfängt immer mehr als eine Sache des Verstandes, und als Gegenstand einer gelehrten Streitigkeit zu betrachten, und endlich wohl gar die Wahrheit der Religion, wie eine bürgerliche Proceßsache entscheiden, oder wie es später Pascal im Sinne hatte, gleich einer geometrischen Aufgabe zur glücklichen Auflösung bringen will.

Nicht so groß und verdienstlich als die philosophische Denkart und Bestrebungen jener beiden Männer kann ich die des Descartes finden, dessen Einfluß auf sein Zeitalter wie auf das nachfolgende eher schädlich und irre leitend war, als heilsam und wahrhaft erweiternd. Ueberhaupt scheint mir Descartes ein Beweis zu sein, daß man wenigstens auf dem bisher betretenen, und üblichen Wege dieser Wissenschaft, ein großer Mathematiker sein kann, was Descartes für sein Zeitalter anerkannt war, ohne des-

halb ein glücklicher Philosoph zu sein. Zwar sind die Hypothesen und Wirbel, aus denen Descartes in der Physik nicht bloß alles Einzelne, sondern auch die Entstehung der Welt herleiten wollte, längst vergessen. Sein System überhaupt hat nur kurze Zeit eine vorübergehende Herrschaft genossen, und hat sich außerhalb Frankreich nicht sehr allgemein verbreitet; indessen sind doch auch seine philosophischen Hypothesen und Wirbel nicht ohne bedeutende Einwirkung und Nachwirkung, auf den Geist des siebzehnten und dadurch selbst des achtzehnten Jahrhunderts geblieben. Besonders seine Methode, wie er es nennt, oder die Art und Weise, wie er die Philosophie anfing, hat viele Nachfolger gefunden. Er wollte schlechthin und ganz durchaus ein Selbstdenker im strengsten und vollkommensten Sinne des Worts sein. Zu diesem Endzweck nahm er sich vor, alles was er bisher gewußt, geglaubt und gedacht hatte, völlig zu vergessen, und ein für allemahl ganz von vorn anzufangen. Daß dabei die vor ihm gewesenen Philosophen und Forscher von dem angehenden Selbstdenker nicht geschont, daß ihr Ansehen gänzlich verworfen, und ihre Bemühungen als nicht vorhanden betrachtet wurden, versteht sich von selbst. Wenn es möglich wäre, den Faden des überlieferten Denkens, woran wir schon durch die Sprache ganz unauflöslich gekettet sind, mit einem Mahle nach Willkühr, wirklich und in der That abzureissen, so würden die Folgen davon doch nicht anders als zerstörend sein können. Es ist grade wie wenn man in der politischen Welt das Rad des öffentlichen Lebens glaubt eine Weile anhalten und hemmen zu können, um statt der Verfassung wie die Nation selbst im Lauf und Kampf der Zeiten sie sich angebildet hat, schnell eine andere, ein besseres Räderwerk, oder etwa eine vollkommene Constitution aus dem reinen Vernunftstaate hinein zu werfen. Daß die Wahrheit eben so wenig als eine rechte Verfassung durch ein solches plötzliches Vergessen und Verwerfen alles Vergangenen erreicht werden kann, ist durch die Geschichte der Philosophie seit mehr als zwei Jahrtausenden wohl hinreichend bewährt, wo sich Beispiele im Ueberfluß finden von einer solchen seinsollenden Selbstdenkerei und ihren Früchten. Die natürlichsten Folgen derselben sind, daß man die ersten und gewöhn-

lichsten Fehltritte, in welche die menschliche Vernunft bei dem Versuch, die Wahrheit durch eigne Kraft allein zu erforschen, zu gerathen pflegt, nicht kennt und nicht vermeidet; Irrthümer also unnütz wiederhohlt, und wohl gar für Entdeckungen hält, die schon unzähligemahl vor uns aus dem gleichen Grunde begangen und auch widerlegt und verbessert wurden. Was das gänzliche Vergessen alles dessen betrifft, was die Vorgänger gethan oder versucht hatten; so ist es so wenig möglich, dieses Gelübde der Selbstständigkeit und einer vollkommenen Denkfreiheit und Denkeigenheit streng zu halten, daß Descartes nicht der einzige unter diesen alles Andre und Alte verachtenden Selbstdenkern ist, dessen originellste Meinungen und angebliche Erfindungen doch nur von den Vorgängern entlehnt sind, wenn gleich in andre Worte und Formen eingekleidet; freilich oft nur aus unbestimmter Erinnerung entlehnt, mit einer halben Selbsttäuschung, und wenigstens nicht mit einem vollkommen deutlichen Bewußtsein der Entlehnung. Man rechnet es dem Descartes zu einem großen Verdienst an, Geist und Materie auf das strengste gesondert zu haben. Es muß schon auffallend und sonderbar scheinen, daß man den Unterschied zwischen dem Gedanken und dem Körper anzuerkennen und festzustellen, als etwas so neues und eignes betrachten konnte. So unbefriedigend aber und bloß mathematisch, wie Descartes diesen Unterschied auffaßte, war nicht einmahl etwas dadurch gewonnen, indem man sich nun in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelte, über den Zusammenhang zwischen Leib und Seele, und wie eine gegenseitige Einwirkung zwischen beiden möglich sei. Ueberhaupt blieb es von Descartes an, der Philosophie eigen, nur immer hin und her zu schwanken zwischen dem eignen Ich, und der äußern Sinnenwelt; bald wollte man alles aus dem Ich heraus grübeln, bald warf man sich ganz in die Sinnenwelt, um alle Wahrheit aus ihr abzunehmen oder hervorzukünsteln und zu experimentiren, auch jene sittliche und göttliche, welche sie nie enthalten kann. In jedem Falle aber blieb der Zusammenhang zwischen dem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt völlig unbegreiflich, weil man die höhere göttliche Region ganz verloren hatte, auf deren Boden beide ruhen, und aus deren Lichte beide erst erhellt und erklärt

werden können. Es fehlte das Mittelglied der Seele, um den Geist zur Erkenntniß und um in die äußre Welt, als Werk des Schöpfers ein Verständniß zu bringen. Die damahlige Philosophie war überhaupt durchaus befangen in dem abstracten Bewußtsein des dialektischen Denkens, in dessen Gebieth die Wahrheit nie gefunden werden, und wenn sie auch schon anders woher gefunden und gegeben wäre, doch nicht rein bewahrt werden kann. Das höhere Licht der geistigen Erkenntniß, obwohl in der Religion einheimisch, war in der Wissenschaft nie vollständig zu Tage gekommen, sondern nur einzeln, unterbrochen, und wie verstohlen aus der Unterdrückung hervorgetreten, in welche alles lebendige Wissen unter der seit Jahrhunderten festgesetzten Herrschaft des Nationalismus gerathen war. Man rechnet es dem Descartes noch zum Verdienste an, das Dasein Gottes aus der Vernunft, streng wie einen geometrischen Satz erwiesen zu haben. Dieses Verdienst, wenn es anders für ein solches gelten kann, ist wenigstens nicht das seinige; denn es ist dieses durchaus entlehnt von den ältern Philosophen des Mittelalters, die von Descartes und von seinem Zeitalter sonst so sehr herabgesetzt wurden. Aber freilich war dieses von ihnen in einem ganz andern Sinne und Geiste geschehen, als beim Descartes und in der nachfolgenden Zeit. Die höchste aller Wahrheiten von der man ohnehin und auf ganz anderm Wege auf das gewisseste und unerschütterlichste überzeugt, und welche der innerste Lebensgeist und Mittelpunkt aller andern Ueberzeugungen und Gedanken, ja auch aller thätigen Zwecke und Einrichtungen des Lebens geworden war, auch noch durch diesen wie zum Ueberfluß hinzugefügten Beweis aus der Vernunft zu bestätigen, das war die Meinung jener Aeltern. Wie jedes Geschöpf oder Naturwesen auf eine oder andre Art die unerforschliche Größe des Werkmeisters unwillkührlich verkündet, so sollte auch die menschliche Vernunft, sonst so eitel auf sich und ihre eigne Kraft und Geschicklichkeit, in den allgemeinen Chor zur Verherrlichung Gottes mit einstimmen. Oder auch so wie man in menschlichen Angelegenheiten es als den höchsten Triumph einer guten und gerechten Sache ansieht, wenn selbst der Feind und Gegner gezwungen wird, die Gerechtigkeit und Wahrheit derselben nothgedrungen und ungern

einzugestehen, so sollte auch die Vernunft des Menschen ein Zeugniß ablegen für die göttliche Wahrheit. Wird aber das Dasein Gottes, welches wir zunächst durch innere Wahrnehmung kennen lernen, wie beim Descartes vorzüglich, ausschließend und allein aus der Vernunft erwiesen, so wird Gott dadurch in einem gewissen Sinne von der Vernunft abhängig gemacht, oder wohl gar mit ihr gleichgestellt und identificirt; und das Wesen der ewigen Liebe auf diese Weise in das niedre Gebieth der abstracten Begriffe und in den Schein des Absoluten herabgezogen. Auch hat es nie gelingen wollen, und wird nie gelingen, da wo jene innere Wahrnehmung fehlt, oder das Gewissen und andere Organe derselben erloschen sind, das Dasein Gottes denen, die es nicht fühlen und glauben, anzudemonstriren.

Die Nachfolger und Anhänger des Descartes bildeten in Frankreich eine eigentliche Secte, die auf kurze Zeit herrschend ward. Doch erhielten sich einzelne Geister unabhängig und blieben fest in ihrer religiösen Gesinnung, wenn sie auch jenes System zum Theil annahmen, so weit es ihnen damit vereinbar schien. Dieß gilt von Malebranche, der sich jedoch von den unauflöslichen Schwierigkeiten, die einmahl in Descartes Ansicht lagen, besonders über das Verhältniß zwischen dem Gedanken und dessen äußern Gegenstand, über den Zusammenhang zwischen Geist und Materie nicht heraus wickeln konnte. Als Gegner des Descartes, als kritischer zweifelnder Philosoph und Vertheidiger der Offenbarung ward Huet berühmt und ganz unabhängig von jenem eigentlich philosophischen und metaphysischen Streit und Gebieth, schrieb Fenelon in der schönsten Sprache jenes Zeitalters, was ihm sein liebevolles Gemüth eingab. Mehr als alle diese, wirkte, um die religiöse Denkart allgemein aufrecht zu erhalten, ein anderer Mann, welchen zu erwähnen ich absichtlich bis hieher aufgeschoben habe. Es ist Bossuet, als Schriftsteller, in Beredsamkeit und Sprache anerkannt, einer der Ersten, die Frankreich jemahls hervorgebracht hat. Man dürfte zwar vielleicht Zweifel hegen, ob der Glanz einer solchen Beredsamkeit den Wahrheiten der Religion angemessen und ob nicht für die Einfalt des Christenthums ein ganz kunstloser und bloß herzlicher Vortrag der beste

sei. Wenn dem aber auch an und für sich so wäre; für jene, wie für jede Zeit der kämpfenden und im Streit befangenen Religion, der noch angefochtnen, noch nicht ganz triumphirenden Wahrheit, war ein Redner wie dieser, ausgerüstet mit solcher Kraft eines gesunden umfassenden Verstandes und der herrlichsten Rede, eine hohe Wohlthat. Auch muß man in Erwägung ziehen, daß Bossuets Beredsamkeit ja nicht bloß auf den eigentlich theologischen Inhalt beschränkt war; indem alles, was nur immer im Leben und in der Sittenlehre, in der Kirche und im Staat, in der Politik und Geschichte, und überhaupt in der Welt zu ernsten Betrachtungen auffordern und einladen kann, bei diesem würdigen Manne in Beziehung stand auf seine religiöse Ansicht, und mit in den Umkreis der Gegenstände gehört, denen er sich widmet.

Ist es erlaubt, in Darstellung und Sprache einen Redner mit Dichtern zu vergleichen, so möchte ich im Bossuet etwas finden, was ihn sogar noch um eine Stufe höher stellt, als die größten unter den französischen Dichtern, welche seine Zeitgenossen waren. — Das Vollendete und Vollkommene in der Kunst und im Styl ist eingeschlossen in einer bestimmten Sphäre, welche in der Mitte liegt zwischen dem Erhabenen und Großen, und zwischen dem, was in der Form ganz ausgebildet, zugleich für die Seele anziehend ist, und eben dadurch Anmuth mit der Feinheit im Ausdruck verbindet. Von beiden Seiten sind die Abweichungen leicht und werden häufig gefunden. Es giebt Dichter und Schriftsteller, die groß sind und erhaben, aber ohne gleichförmig ausgebildet und vollendet, oder überall harmonisch zu sein. Andere neigen sich bei einer solchen vollendeten Gleichförmigkeit schon etwas zum allzu Sorgfältigen und Weichlichen, oder es fehlt ihnen die Kraft des Erhabenen; sie sind edel und fein, aber ohne Größe. Voltaire hat dieß wohl im Auge gehabt, da wo er die Fehler seiner beiden Vorgänger in der Tragödie seiner Nation aufdeckt, welche zu übertreffen sein höchster Ehrgeiz war. Leicht wird es ihm im Corneille, einzelne Stellen aufzufinden, wo er die Sprache als veraltet, noch rauh, oder durch Uebertreibung und falschen Schwulst auch wirklich tadelhaft darstellen kann. Mir scheint es fast, er habe den Corneille, eben weil er seiner Natur verwandter war, mehr ge-

fürchtet, und sich wohl getraut im Schwung der Leidenschaft und durch das ihm eigene Feuer, den Racine zu übertreffen, an dem er jenes Erhabene und die höchste feurige Kraft vermißte. Allerdings mag diese seine Ansicht von Racine im Ganzen ungerecht gefunden werden; sieht man auch nur bloß auf die Rhetorik der Leidenschaft, so kommt unter so vielen andern französischen Tragödien, die nach eben diesem Ziele streben, schwerlich eine der Phädra ganz gleich; der Schwung einer andern, viel höhern Begeisterung athmet in der Athalia. Ist in andern Stücken, wie Berenice, mehr bloß eine harmonische Ruhe der Darstellung und Feinheit der Charakteristik hervortretend, so brachte es die Natur des Gegenstandes so mit sich. Doch so viel wird man dem Voltaire zugeben können, daß Racine als Dichter noch größer und vollkommener sein würde, wenn er bei der harmonischen Vollendung in der Sprache und Verskunst die er besitzt, bei diesem edlen, feinen Gepräge, was seine Darstellung und Gesinnung so eigen auszeichnet, hie und da etwas mehr noch besäße von jenem erhabenen Aufschwunge, der bei Corneille oft fast verschwendet, und durch den Ueberfluß weniger wirksam wird. Diese Vereinigung aber findet sich, was Sprache und Darstellung betrifft, im Bossuet, so weit ein Redner diese Vergleichung zuläßt. Bei der strengsten Reinheit und Ausbildung, einem nie verletzten Adel in der Sprache, ist er durchgehends, wo es der Gegenstand erlaubt, groß und erhaben, ohne doch je in's Schwülstige zu fallen. Gern stimme ich daher den strengen französischen Kritikern bei, in ihrem Urtheil von der hohen Vortrefflichkeit dieses Mannes und seiner Schriften, um so mehr, da sie nicht bloß ein Vorbild des vollkommenen Styls und Ausdrucks, sondern auch eine reiche Quelle und Vorrathskammer der heilsamsten, erhabensten Wahrheiten sind.

Noch von einer andern Seite ließe sich der Vorzug ins Licht stellen, welchen Bossuet als Schriftsteller und Redner, selbst vor den großen Dichtern seiner Nation und seiner Zeit behauptet. Die französische Literatur ist in vielen wesentlichen Beziehungen eine den früher gebildeten Nationen des Alterthums nachgebildete, zum Theil auf diese Nachahmung gegründete Literatur, eben so wie es auch die römische im Verhältniß zu der griechischen war. Dieses

ist an sich kein Tadel, es ist in einem gewissen Maaße unvermeidlich, für alle später emporgekommenen und ausgebildeten Völker, besonders solche, deren Geist, wie der der Römer und Franzosen, mehr auf das äußere praktische Leben, als auf die innere geistige Thätigkeit gerichtet ist. Es würde ganz verfehlt sein, die römische Literatur von Seiten des erfinderischen Geistes der griechischen gleich stellen zu wollen; ich habe mich aber bemüht zu zeigen, wie sie, ungeachtet sie in der Poesie und eigentlichen Philosophie so weit nachstehen muß, doch gerade durch ihre römische Gesinnung, und die in allen Werken und Schriftstellern herrschende Idee von Rom, eine ihr ganz eigenthümliche Würde besitzt. Eine solche hohe, alles beherrschende Idee, giebt ein inneres Gegengewicht; giebt dem Geiste Festigkeit, Charakter und Würde. Eben dieses bewirkte im Bossuet die ihn beseelende, religiöse Ueberzeugung, die Idee der katholischen Kirche und aller von ihr auch über das Gebieth der Geschichte, der Staatskunst, und der weltlichen Wissenschaft ausstrahlenden Erleuchtung; welches bei ihm nicht bloß ein Gewohnheits-Glauben, sondern der Geist seines Lebens, ihm gleichsam zur andern Natur und eine alles, was in seinem Kreise lag, in klarer Anschauung umfassende Weltansicht geworden war. Eben dadurch ist er so selbstständig in seiner Art, und bewegt sich auch den Alten gegenüber so frei und unabhängig, die doch in Styl und Redekunst auch seine Vorbilder, in der Geschichte seine Lehrer und Quellen waren. Was den Römern auch als Schriftstellern die Idee ihres Vaterlandes und der großen Roma war, und was diese Idee ihnen gab, das hätte in dem katholischen Frankreich, wenn Bossuets Geist der allgemein herrschende gewesen wäre, die Religion, das Christenthum, jene Idee einer christlichen Lebens- und Staateneinrichtung und einer katholischen Wissenschaft, in viel höherm Maaße sein, und ein starkes Gegengewicht der geistigen Freiheit gegen das oft niederdrückende und beengende Vorbild des Alterthums gewähren können. Dieß war aber so wenig allgemein der Fall, daß der vortrefflichste Dichter, welchen Frankreich jemahls hervorgebracht hat und der zugleich der religiöseste war, durch den Zwiespalt seiner innern Ueberzeugung und der dramatischen Kunst, die er nach dem Vor-

bilde der Alten übte, mitten in der Laufbahn zu einer höhern Vollendung aufgehalten wurde. Es ist bekannt, wie Racine, der den jansenistischen Meinungen zugethan war, durch eine gewisse falsche Strenge und Frömmelei an seiner Kunst irre ward, und lange für das Theater, das ihm schlechthin verwerflich schien, nicht arbeiten wollte. Man kann diese übertriebene sittliche Aengstlichkeit des Dichters an dem Menschen liebenswürdig finden, wie dann auch in seinem Privatleben, und in seinen Briefen viele Spuren eines solchen ihn beseelenden tiefen Gefühls sich zeigen. War auch jene Ansicht von der unbedingten Verwerflichkeit des Theaters nicht die rechte, so war doch allerdings in der tragischen Kunst und Darstellung damahliger Zeit manches, was mit der christlichen Denkart und Sittenlehre wirklich nicht wohl übereinstimmte. Immer aber bleibt es ein Beweis von einer großen Disharmonie, und besser wäre es doch gewesen, Racine hätte seinen Glauben und seine Kunst in Uebereinstimmung zu bringen gewußt, wozu er in der Athalia wenigstens den Anfang gemacht, und den Weg gezeigt hat. Wie weit steht aber auch in dieser Hinsicht die Dichtkunst der Spanier über der französischen! Bei jenem so durchaus katholischen Volke stand Religion und Dichtung, Wahrheit und Poesie nie in störendem Widerstreit, sondern in der schönsten Harmonie.

Die Parthei der Jansenisten hat Frankreich mehrere sehr ausgezeichnete Schriftsteller gegeben, unter denen ich nur den Pascal nennen darf; im Ganzen aber haben diese Streitigkeiten einen entschieden nachtheiligen Einfluß auf die französische Literatur gehabt. An den Gegenstand, den es eigentlich betraf, wird es hinreichend sein, nur mit wenigen Worten zu erinnern. Es war ein Streit, der so alt ist, als die menschliche Vernunft und auf ihrem Gebiethe auch durchaus unauflöslich; der Streit nähmlich über die Freiheit des Menschen und wie dieselbe mit der Nothwendigkeit der Natur, oder der Allmacht und Allwissenheit Gottes vereinbar sei. Aber eben weil dieser Streit ganz der Vernunft angehört, hätte er innerhalb der Religion eigentlich nie Statt finden sollen. Daher haben auch die Stellvertreter und Vertheidiger derselben nie einen andern als einen bloß negativen An=

theil daran genommen, bloß zur Vermeidung der beiden gleich verwerflichen Extreme; und als im fünften und sechsten Jahrhundert die Lehre von der Freiheit und dem eignen Verdienst des Menschen an seiner Tugend, so vorgetragen ward, als ob er ganz unabhängig von Gott, und seiner Hülfe und der höhern Einwirkung der Gnade nicht bedürftig sei, so ward dieß von den Vertheidigern der Wahrheit bestritten, widerlegt und verworfen; eben so wie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert der entgegengesetzte Irrthum verworfen ward, als man dem Menschen, um sich zu retten und seine Bestimmung zu erreichen, alle Mitwirkung, ja allen eignen und freien Willen absprach, und ihn einer unbedingten Vorherbestimmung unterwarf, wie nach der Lehre der Alten von einem unerbittlichen dunkeln Schicksal, oder nach dem Glauben der Mahomedaner an ein alles vorher bestimmendes Fatum. Besonders schädlich ward dieser Streit auch noch durch die Art, wie er geführt ward. Pascals Provinzial-Briefe sind durch reichen Witz und durch die Vortrefflichkeit der Sprache classisch in der französischen Literatur geworden; soll man sie aber ihrem Inhalt und Geist nach bezeichnen, so sind sie nicht anders als ein Meisterwerk der Sophistik zu nennen. Alle Künste derselben biethet er auf, seine Gegner, die Jesuiten so verächtlich und gehässig als möglich zu schildern. Daß dabei der Wahrheit auf vielfältige Weise große Gewalt geschehen, wird wohl keiner, der mit der Geschichte dieser Zeit und ihrer Meinungen bekannt ist, jetzt noch abläugnen. Wäre aber auch von diesem berühmten Schriftsteller, der an Geist, Witz und Sprache Voltaire's Vorgänger war, der Wahrheit im Einzelnen weniger oft zu nah geschehen, als es doch wirklich der Fall ist, welche nachtheilige Folgen mußte nicht diese streitsüchtige Rechthaberei und bittere Spottsucht, auf dem Gebiethe der Religion schon an und für sich hervorbringen! Jetzt ward dieselbe gegen die bloß anders denkenden, und ihm persönlich verhaßten Jesuiten von einem Manne wie Pascal ausgeübt, dem es im Allgemeinen doch Ernst war mit der Religion, die er sogar geometrisch erweisen wollte. Wie bald konnten aber diese Waffen gegen die Religion selbst gewandt werden! Und dieses geschah auch; die von Pascal mit so viel Witz und Kunst

in der gewandtesten Sprache ausgebildete und geschärfte Sophistik ward ein gefährliches verwundendes Werkzeug, und ein schneidendes Messer in Voltaire's Hand, so wie er eine reiche Vorrathskammer im Bayle fand, der schon vor ihm den ganzen Reichthum seiner literarischen Kenntnisse benutzt hatte, um überall Zweifel, Einwendungen, Spott und Einfälle gegen die Religion anzubringen, und von allen Seiten wie ein kleines Gewehrfeuer gegen die noch unerschütterte Burg des Glaubens zu richten.

Ueberhaupt neigte sich die philosophische Denkart in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts immer mehr zum Schlechtern. Wie nah, ohne des großen Mannes eigentliche Schuld, von Baco's neuem Geistesweg, der Uebergang lag zum entschiedensten Unglauben und Materialismus, lehrt das Beispiel von Hobbes. Indessen für die Lehre von dem unbedingten Recht des Stärkern, zu der er sich ganz ohne Rückhalt bekannte, war das Zeitalter damahls noch nicht reif genug. Mit einer solchen eigentlich atheistischen Ansicht von der politischen wie von der physischen Welt hätte er ein Jahrhundert oder anderthalb Jahrhunderte später kommen müssen. Allgemeinern Eingang fand dagegen Locke, eben weil seine Denkart mit den anerkannten sittlichen Grundsätzen und Gefühlen seiner Zeit nicht so im Widerstreit, und sein Vortrag obwohl etwas weitschweifig, doch leicht faßlich war, oder wenigstens schien. Im Wesentlichsten war es doch dasselbe, ja es war um so schädlicher, da der Irrthum unter dieser gemäßigten Form desto mehr Raum gewann. Daß keine Art von Glauben oder höherer Hoffnung eigentlich Stand halten kann, wenn alle Wahrheit in dem engen Umkreis unsrer Sinne und der sinnlichen Erfahrung beschlossen liegt, das ist wohl einleuchtend. Bei Locke selbst vertrug sich der Glauben an eine Gottheit noch mit seiner übrigen Denkart, weil es sehr häufig geschieht, daß gerade der, welcher einen neuen Geistesweg zuerst bahnt und betritt, die Folgen, die ganz unmittelbar daraus hervorgehen, nicht sieht, oder doch sich nicht eingesteht. Man muß bei dieser Ansicht streng genommen allem weitern Denken entsagen, sich bloß an die Empfindung, an die Sinnenerfahrung und den Sinnengenuß halten; und so haben denn auch viele auf Locke's Nahmen und Rechnung gelebt,

wobei sie sich noch für vorurtheilsfreie Selbstdenker hielten. Wenn man aber weiter nachdenkt über das, was denn nun eigentlich der Gegenstand dieser sinnlichen Erfahrung ist, und dann über die Kraft, welche dieselbe in sich aufnimmt, oder aus ihrer Mischung entsteht und hervorgeht, so entstehen eine Menge von Zweifeln und zum Theil sonderbare Vorstellungsarten, wie dieß besonders in England der Fall war. Die Frage nach dem, was im Hintergrunde dieses lebhaften Gemähldes der Sinnenwelt eigentlich ist und vorgeht, läßt sich nun einmahl nicht abweisen, wenn man noch so oft vorgibt, daß man ihr entsagen wolle; und so ist die anfangs so bescheiden auftretende Lehre, daß es keine andere Erkenntniß gebe, als die aus den Sinnen und der Erfahrung geschöpfte, gewöhnlich nur ein entschiedener, obwohl nicht in den Worten deutlich anerkannter, sondern verschleierter Materialismus, wie es in Frankreich diese Wendung nahm, wo derselbe aber bald den Schleier abwarf.

Indirect, obwohl ganz gegen seine Absicht, hat auch Newton zu der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts beitragen müssen; indem die Anhänger der neuen Denkart sich auf seine große Autorität beriefen, und nach solchen Entdeckungen in der Physik alles auch ohne Religion, durch jene zu leisten und aus ihr allein zu erklären möglich schien. Aber sowohl Newton als Baco würden sich mit Befremden und Unwillen von denen weggewandt haben, welche sie im achtzehnten Jahrhundert vergötterten. Dem ersten ist auch bei aller übrigen Bewunderung von seinen philosophischen Nachfolgern, die Anhänglichkeit an das Christenthum und an die Bibel als eine besondere Geistesschwäche, an einem sonst so großen Manne, oft genug vorgeworfen worden. In vielen von seinen Aussprüchen über die Gottheit und ihr Verhältniß zur Natur, oder auch über den sternbesäeten Himmelsraum, als Träger, Werkstätte und Spiegel der göttlichen Herrlichkeit, spricht nicht bloß ein begeistertes Gefühl, sondern es ist auch ein tiefer Sinn darin, und jenes eigenthümliche Gepräge, welches beweist, daß er selbst über den höchsten Gegenstand des Nachdenkens viel und auf eigenem Wege nachgedacht hatte, wenn er auch nicht eigentlich Philosoph war, und von der Metaphysik nichts wissen wollte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren die Engländer überhaupt vor allen andern Europäern, das herrschende Volk auch in der literarischen Welt. Die ganze neuere französische Philosophie ist ausgegangen von der des Baco, Locke und andrer Engländer; doch entlehnten sie nur das System selbst in seinen ersten Grundzügen von diesen; es nahm aber bald in Frankreich eine ganz andre Gestalt an, als in England selbst. In Deutschland dagegen hat der neue Aufschwung der Literatur in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zunächst durch die Poesie und Kritik der Engländer den ersten Anstoß und seine herrschende Richtung erhalten.

Voltaire war es vorzüglich, welcher die Philosophie des Locke und Newton zuerst in Frankreich einführte. Sonderbar ist es, wie er die wundervolle Größe der Natur, so wie dieselbe sich jetzt von der Wissenschaft mehr und mehr enthüllt zeigte, so selten zur Verherrlichung des Werkmeisters, und fast immer nur zur Erniedrigung des Menschen anwendet, und um diesen, als einen unbedeutenden Erdwurm herabzusetzen gegen die Unermeßlichkeit aller dieser Sonnenwelten und Sternenheere. Als ob der Geist, als ob ein Gedanke, der eben diese ganze Sonnen- und Sternenwelt umfaßt, nicht etwas andres und größeres wäre, als sie; als ob Gott wäre wie ein irdischer Monarch, der unter den Millionen die er beherrscht, vielleicht die ihm nie zu Gesicht gekommenen Bewohner eines kleinen Dorfs, an der Gränze seines weitläuftigen Reichs zu vergessen in Gefahr sein könnte. Es hat überhaupt das achtzehnte Jahrhundert von der erweiterten Naturkunde, die es als ein herrliches Erbtheil von dem siebzehnten empfing, fast durchgehends nur einen die höhere Wahrheit zerstörenden Gebrauch gemacht. Ein eigentliches System des Unglaubens, überhaupt feste Grundsätze, eine bestimmte philosophische Meinung, oder auch nur eine bestimmte Form des philosophischen Zweifels finden sich bei Voltaire nicht. Wie die Sophisten des Alterthums, die Gewandtheit und die Kunst ihres Geistes darin bewährten, daß sie zuerst die eine, dann die andre der ersten grade entgegengesetzte Meinung mit aller Beredsamkeit aufstellten und vortrugen, so schreibt auch Voltaire ein Buch gegen die Vorsehung, und ein andres

dafür. Doch ist er hier in so weit redlich, daß man leicht gewahr wird, an welchem von beiden Werken er am meisten mit Liebe gearbeitet. Ueberhaupt überließ er sich nach Laune und Gelegenheit in unzähligen einzelnen Angriffen und Einfällen seinem Witz und seiner Abneigung gegen das Christenthum, zum Theil auch gegen alle Religion. In dieser Hinsicht wirkte sein Geist wie ein ätzendes und zerstörendes Mittel zur Auflösung aller ernsten, moralischen und religiösen Denkart. Doch scheint es mir, daß Voltaire mehr noch als durch seine Religionsspöttereien durch den Geist und die Ansicht geschadet habe, welche er über die Geschichte verbreitet hat. Wie in der Poesie so fühlte er auch hier wohl, woran es der Literatur seiner Nation fehle. Seit dem Cardinal Retz hatte sich der Reichthum an historischen Denkwürdigkeiten, die lebhaft geschrieben, auch durch ihren Inhalt anziehend und merkwürdig waren, so sehr vermehrt, daß sie fast eine eigene Literatur für sich bilden, und es ist dieß unstreitig eine der glänzendsten Seiten der gesammten französischen Literatur überhaupt. Freilich fällt die Geschichte dadurch zu sehr in den Conversationston, sie zersplittert sich ins Einzelne, und löst sich endlich auch zum großen Nachtheil der historischen Wahrheit ganz auf in eine zahllose Menge von Anekdoten. Wenn aber auch diese Fehler vermieden werden, wenn die Behandlung noch so geistreich ist, so ist es am Ende doch nur eine Gattung, es sind nur Vorarbeiten und Materialien zu einer Geschichte, nicht diese selbst in der vollen Bedeutung des Worts. Wenigstens ist von den geistvollsten Denkwürdigkeiten, noch ein großer Abstand bis zu der Kunst der Geschichtschreibung so wie die Alten sie geübt, oder unter den Neuern Machiavelli. Einige lebhafte Erzähler, einige gut gesammelte und zusammengestellte, auch in der Schreibart lobenswerthe Bearbeitungen der ältern Geschichte hatte die französische Literatur aufzuweisen; eine wahrhaft classische Nationalgeschichte, ein großes historisches Originalwerk besaß sie nicht. Auch diesen Mangel der Literatur seiner Nation fühlte Voltaire, und wollte ihn nach dem ihm eigenen, alle Fächer umfassenden Ehrgeitz selbst ersetzen. Daß ihm dieß selbst von Seiten der Kunst durchaus nicht gelungen, daß er als Geschichtschreiber und selbst in der Darstellung und Schreibart, wie

sie der Geschichte angemessen ist, ich will nicht sagen, mit den Alten, sondern auch mit den besten Engländern, mit Hume und Robertson, die Vergleichung gar nicht aushalten kann, das wird jetzt selbst in Frankreich allgemein anerkannt. Desto allgemeiner hat sein Geist auf die Ansicht von der Geschichte überhaupt gewirkt, auch auf die Engländer, besonders auf Gibbon, und ist fast herrschende historische Denkart des achtzehnten Jahrhunderts geworden. Das Wesentliche dieser von Voltairen ausgegangenen historischen Denkart besteht, in dem überall und bei jeder Gelegenheit und in allen möglichen Formen hervorbrechenden Haß, gegen die Geistlichen und Priester, gegen das Christenthum und alle Religion. In der politischen Ansicht herrscht eine wenigstens einseitige und für das neuere Europa oft gar nicht anwendbare Vorliebe für alles Republikanische, oft mit einer ganz unrichtigen Beurtheilung oder mangelhaften Kenntniß des wahren republikanischen Wesens und Geistes. Bei den Nachfolgern ging es bis zum entschiedenen Haß gegen alles Königthum und den Adel, überhaupt also gegen die ältere Staats- und Lebens-Einrichtung, die unter dem Namen Feudal-Verfassung jetzt unbedingt herabgewürdigt ward, ungeachtet doch Montesquieu noch ihren Werth historisch anerkannt, und ihre Eigenthümlichkeit mit Geist charakterisirt hatte. Wie sehr dadurch vieles in ein falsches Licht gestellt, wie sehr die geschichtliche Wahrheit darunter leiden, und die ganze Vergangenheit verkannt werden mußte, das fängt man seit den letzten Jahrzehnten durch die Fortschritte einer gründlicheren Geschichtsforschung an einzusehen. Denn nachdem die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts sich in sich selbst vollkommen vernichtet hatte, und die Religion, welche sie zerstören wollte, siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, ist auch in der Geschichte und Vergangenheit alles mehr und mehr in sein natürliches Licht getreten. Doch bleiben noch viele Verfälschungen, historische Irrthümer und Vorurtheile über die Vergangenheit zu berichtigen übrig; in keinem andern Gebieth ist es der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in dem Maaße gelungen, ihren Geist zu dem ganz allgemein herrschenden zu machen, und sich tief bis in das Innerste fest zu wurzeln, als gerade in dem der Geschichte,

wo die Absicht und das Falsche, dem der nicht selbst forscht, weniger in die Augen fällt, als wenn jener Geist unverhohlen als philosophische Lehre und Meinung auftritt.

Bei Voltaire kommt nun noch etwas Persönliches hinzu, was seine historische Ansicht auch auf andere Weise beengt und unrichtig macht. Er geht nicht undeutlich darauf aus, alle andern Zeiten vor Ludwig dem Vierzehnten als Zeiten der Finsterniß, und alle andern Nationen außer der seinigen, als einen Haufen von Barbaren darzustellen. Jener vielgepriesene Monarch erhält dadurch in den Dramen der Voltairischen Welt- und Geistesgeschichte des Menschen die große Rolle, daß er zuerst über jenes Chaos von Barbarei das auf den Ruin aller andern Zeiten und Nationen gegründet ist, sein schöpferisches: Es werde Licht, aussprechen muß. Doch werden die großen Schriftsteller unter Ludwig, und auch Locke und Newton im Grunde nur noch als die ersten ankündigenden Strahlen der anbrechenden Morgenröthe gepriesen. Die vollkommene Mittagssonne, diese ganze Lichtüberschwemmung der Aufklärung und Denkfreiheit war unstreitig nach Voltaire's Meinung einer etwas spätern und ihm näher liegenden Zeit vorbehalten. So sehr er indessen geneigt war, der Eitelkeit seiner Nation zu huldigen, so hatte er doch manchmal Augenblicke von Laune oder Unzufriedenheit, wo er sich unverhohlner mit Bitterkeit über sie äußerte, wie in dem bekannten Ausspruch, daß ihr Charakter aus dem des Tiegers und des Affen zusammengesetzt sei; was man leicht versucht werden könnte, auf ihn selbst anzuwenden. So ganz unmöglich war es diesem corrosiven Geiste, irgend einen Gegenstand, oder irgend ein Verhältniß mit ehrender Achtung, und ausdauerndem Ernst zu behandeln! Seiner Nation hat er dadurch, daß er ihre Eitelkeit so übermäßig nährte, auf lange Zeit hinaus eine falsche Richtung gegeben; wovon die üblen Folgen sich erst jetzt allmählig wieder zu verlieren anfangen, nachdem die französische Nation gegen die andern Nationen wieder in eine natürliche und gerechte Stellung gekommen ist, und auch im intellectuellen Gebieth mehr und mehr mit ihnen in eine gegenseitige Berührung tritt.

Zu der Entwicklung der Philosophie und Denkart des acht-

zehnten Jahrhunderts hat Montesquieu vorzüglich wohl in so fern beigetragen, als er zu allen diesen im Einzelnen oft so vortrefflichen sinn- und lehrreichen politischen Bemerkungen und Gedanken seinen Lesern keinen festen Maaßstab und Mittelpunkt der Einheit gab, der freilich in den meisten Gebiethen des menschlichen Thuns und Denkens damahls schon verloren war. So ward denn allerdings auch durch diesen an Kenntniß, Geist und Denkkraft ausgezeichneten und großen Schriftsteller die allgemeine Erschütterung aller Grundsätze nur vermehrt, indem ohne einen solchen leitenden Hauptpunkt, der Geist des Zeitalters auf dem weiten Meere aller dieser politischen Kenntnisse und Einfälle doch nur umher geworfen ward, wie ein Schiff auf den Wogen ohne Compaß und Anker.

Die Veranlassung zu erhebenden Gedanken und Gesinnungen, selbst zu religiösen Gefühlen und Ansichten, sind in der Natur so vielfältig und man möchte sagen, mit verschwenderischer Hand ausgestreut, daß es uns nicht befremden darf, wenn wir mehrere unter den eigentlichen großen Naturforschern Frankreichs, an der herrschenden irreligiösen Denkart keinen Antheil nehmen, oder sie doch weniger darin verstrickt, und wenigstens hie und da zu einer höhern und geistigern Ansicht sich aufschwingen sehen. So scheint mir Büffon, obwohl manche seiner Meinungen mit der positiven Religion nicht übereinstimmen, andre die Prüfung der Philosophie nicht bestehen mögen, so wenig er selbst ganz frei war von den materiellen Banden der damahls über alles sich erstreckenden durchaus physikalischen Ansicht der Welt und aller Dinge; dennoch in Beziehung auf die intellectuelle Gesinnung und das natürliche religiöse Gefühl, wenigstens vergleichungsweise zu den Besserdenkenden des achtzehnten Jahrhunderts zu gehören. Unter den Spätern darf ich nur an Bonnets redlichen Eifer erinnern.

Die gesellschaftliche Bildung und Lebenseinrichtung hatte sich in dem neuern Europa und besonders wohl in Frankreich allerdings in manchen Stücken so weit von der Natur entfernt, daß es vielleicht verzeihlich war, wenn ein rastlos forschender, unruhiger Geist jetzt gerade zu dem entgegengesetzten Extrem überging. Wie wenig indessen die ausschließende Naturverehrung und Bewunderung, auf den Menschen angewandt, für das Leben ein sicherer

Leitfaden und Führer sein könne, das kann Rousseau's Beispiel am besten zeigen. In Rücksicht des Gefühls und des Eifers der ihn beseelte, steht Rousseau als Denker nicht nur weit über Voltaire, sondern auch wohl allen andern französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts voran, in dieser Hinsicht ganz einzeln und abgesondert von ihnen. Er hat demungeachtet auf seine Nation und sein Zeitalter vielleicht noch nachtheiliger gewirkt. Erst dann, wenn eine starke Seele leidenschaftlich nach der Wahrheit strebt, sie auf falschem Wege suchend nicht finden kann, den Irrthum statt der Wahrheit ergreift; erst dann nimmt der Irrthum einen recht gefährlichen und furchtbaren Charakter an, und vermag auch die edlern Gemüther, wo es an Festigkeit in der allgemeinen Denkart fehlt, mit fortzureißen. Diese Festigkeit in der Gesinnung, und die alten Grundsätze des Glaubens und des sittlich geordneten Lebens zu erschüttern und aufzulösen, dazu hat Voltaire's Witz am meisten gewirkt, und dadurch hat er Rousseau den Weg gebahnt, auch solche Gemüther durch seine begeisternde Beredsamkeit mit in den Strudel des Zeitgeistes hinein zu reißen, welche durch die bloße Sophistik des Witzes sich nie hätten irre machen lassen. Zwar erregte Rousseau's Gemählde vom wilden Naturzustande, und seine Theorie von einem rein demokratischen Vernunftstaate anfangs wohl mehr Erstaunen als Ueberzeugung. Da es ihm aber gelang, in der Erziehung der Stifter einer ganz neuen Epoche und Methode zu werden, und diese nun nach ihm häufig auf eine ähnliche isolirte Naturentwicklung des Einzelnen, ohne positiven Glauben und ohne Rücksicht auf die Verkettung aller Einzelnen in ihrem bürgerlichen Zusammenhange, angelegt und wirklich ausgeführt wurde, so darf es uns nicht befremden, daß ein Menschenalter später auch die seltsamsten seiner politischen Natur-Ideen ausführbar schienen. So wie die erweiterte Naturkunde größtentheils nur zur Verderbung der sittlichen Denkart, zu Angriffen gegen den Glauben, oder wohl gar zur entschiedenen Gottesläugnung mißbraucht wurde, so ward auch von der so herrlich erweiterten Menschen- und Völker-Kunde im achtzehnten Jahrhundert vielfältig eine ganz verkehrte Anwendung gemacht. Rousseau bewunderte und vergötterte am meisten die Wilden, wor-

in ihm viele folgten. Wie sehr man aber auch die Schilderung der Reisebeschreiber von den amerikanischen oder andren Wilden verschönern und ausschmücken mochte, um das Ideal eines wahrhaft unverkünstelten und ganz reinen Naturstandes herauszubringen; immer blieb die nicht bloß bei den Kannibalen, sondern auch bei den andern Wilden besonders in Amerika verbreitete Gewohnheit des Menschenfressens eine gewisse Störung für die Begeisterung der Bewunderer; bis endlich das Zeitalter, frei von allen Vorurtheilen, auf eine Höhe stieg, wo auch dieser an den gepriesenen Wilden noch haftende Fehler, neben den neuen Kannibalen, welche die Revolution ausgeboren hatte, nicht mehr so bedeutend scheinen mochte.

Bei Voltaire und auch sonst bei vielen andern französischen Schriftstellern nach ihm, ist eine fast eben so weitgehende Vorliebe für das andere Extrem sichtbar, was der wilden Freiheit in dem gesammten möglichen Menschen-Zustande der ganzen Völkerwelt, so weit sie uns bekannt ist, am meisten entgegensteht; für die Chinesen nähmlich, deren höchst policirte und mit der regelmäßigsten Gleichförmigkeit durchgeführte Lebenseinrichtung ungefähr dem gleicht, was man späterhin mit einem eigenen Kunstworte, den Despotismus der Vernunft nannte. Einem Zeitalter, welches mehr und mehr eine wohleingerichtete Polizei an die Stelle der unnütz gewordenen Religion und sittlichen Begeisterung setzen wollte, und die Vervollkommnung einiger Fabriken als die einzige und höchste Bestimmung der menschlichen Gesellschaft, als den Gipfel der Aufklärung aber die sogenannte reine Sittenlehre ansah, die ohne alle Schwärmerei, einzig zur Beobachtung aller Polizei-Gesetze, und zur allgemeinen Verbreitung eines wohlthätigen Fabrikensleißes hinführt; einem solchen Zeitalter mußte eine Nation unaussprechlich gefallen, welche eine solche reine Sittenlehre ohne Religion, der Angabe nach seit Jahrtausenden besitzt, und viele Jahrhunderte vor den Europäern gedruckte Zeitungen besaß; eine Nation, welche in Porcellan die saubersten Arbeiten und Darstellungen verfertigt, und das Papier, das große Vehikel des Zeitalters, noch ungleich dünner und feiner zubereitet, als selbst in Europa geschieht. Zu beklagen indessen wäre das

neuere Europa, wenn es, wie man erst durch ein Experiment sich überzeugt hat, daß die Nachahmung der Karaiben doch für das jetzige Zeitalter nicht recht ausführbar sei, auch nur durch Erfahrung, wenn gleich eine vorübergehende, sich sollte überzeugen können, daß jener Despotismus der Vernunft, daß die chinesische Einförmigkeit der Staats- und Lebenseinrichtung nicht durchaus wohlthätig wirkend, noch für den Menschen angemessen, und an sich die rechte sei.

Voltaire und Rousseau haben die Denkart des achtzehnten Jahrhunderts am meisten und zuerst bestimmt; andere haben sehr mächtig mitgewirkt, den Zeitgeist in der einmahl genommenen Richtung weiter fort zu bewegen, und die Philosophie der Sinnlichkeit, welche Locke veranlaßt hatte, aber viel entschiedener in den Grundsätzen und kühner in den Folgen, weiter zu entwickeln, und zur allgemein herrschenden Denkart zu machen. Mit welchem Erfolge auch für das Leben, kann man an Helvetius sehen. Denn als dieser Eigennutz, Eitelkeit und Sinnengenuß als die wahren, alles bestimmenden Triebfedern, das einzige Reelle im Leben, und die allein vernünftigen Zwecke eines aufgeklärten Menschen darstellte, so fand man bloß, daß er das allgemeine Geheimniß der ganzen Welt verrathen habe. Nicht etwa der Geist war diese Lehre, denn einen solchen außer der Materie gebe es nicht, unterscheide den Menschen vom Thier, sondern vorzüglich die Hände und Finger. Ein Vorzug, den allerdings der Affe noch einigermaßen mit dem Menschen zu theilen schien. Auch fing einigen Philosophen der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Affen jetzt in der That an, etwas zweifelhaft zu erscheinen, und man stritt darüber, ob nicht gewisse Stufenübergänge zwischen beiden möglich seien, oder sonst Statt gefunden haben. Es wäre wohl zu wünschen, daß Rousseau, was er anfangs im Sinne hatte, und nur aus persönlicher Rücksicht unterließ, gegen die Philosophie des Helvetius, um sie zu bekämpfen, öffentlich aufgetreten wäre. Nach seiner ganzen Art und Weise würde der Streit ihn veranlaßt und angespornt haben, seine eigene Denkart und Philosophie viel bestimmter zu entwickeln, was gewiß sehr zum Vortheil von beiden gewesen sein würde. Denn es lag neben allem Verderblichen, doch

auch ein Keim und erster Grund zum Guten darin; und es fehlt nicht an einzelnen, richtigern Tiefblicken in seinen Schriften, welche von seinen jetzigen Gegnern und Tadlern häufiger benutzt als anerkannt werden. Jener damahls herrschenden Philosophie der Sinnlichkeit war er durchaus abgeneigt; er haßte die falsche Wissenschaft überhaupt von ganzer Seele, und obwohl er selbst die rechte nie hat finden können, sagt er doch in jener Beziehung manches, was damahls parador erschien, während es uns jetzt, gerade aus dem religiösen Standpunkte wie eine Stimme und ein Zeugniß des richtigen Gefühls der Wahrheit in damahliger Zeit auffällt, mitten aus der Verwirrung des allgemeinen Irrthums heraus. Sein höheres intellectuelles Streben ist aber nie zu einer wahren Entwicklung und auf den rechten Weg gelangt, weil er zu sehr allein stand und weil ihn eine falsche Idee von blinder, absoluter Naturbewunderung, so wie er im Begriff war, die Spur der höhern Wahrheit zu betreten, immer wieder mit fortriß; wobei er doch, im Geiste ewig umhergetrieben, nie zur innern Ruhe gelangen konnte, so daß er der einzige ist, unter allen jenen Irrenden, der uns ein tiefes Bedauern einflößt.

Die letzte Stufe in dem Gang der französischen Philosophie vor der Revolution, bezeichnet der genialische Diderot. Denn ich darf es wohl als bekannt voraussetzen, daß Diderot der eigentliche Mittelpunkt und Lebensgeist, nicht bloß der Encyklopädie, sondern auch des Systems der Natur, und vieler andern in einem ähnlichen Geiste geschriebenen, eigentlich atheistischen Werke gewesen sei. Er hat weit mehr im Verborgenen gewirkt als öffentlich; er stand darin über Voltaire und Rousseau, daß er freier von schriftstellerischer Eitelkeit, und daß es ihm bloß um die Sache zu thun war. Was ihn beseelte, war ein wirklich fanatischer Haß, nicht bloß gegen das Christenthum, sondern gegen jede Art von Religion. Daß diese ohne Unterschied Aberglauben und bloß zufällig entstanden sei; aus dem Schrecken, welches die Naturrevolution, deren Spuren die Erde noch so deutlich zeigt, dem Ueberreste eines halb zerstörten Menschengeschlechts eingeprägt habe, ist die Lieblingsmeinung dieser Secte. In mehreren ihrer Schriften ist auch der Nahme des Atheismus nicht vermieden, und

es ist ganz unverschleiert ausgesprochen, daß der Atheismus, um das Menschengeschlecht recht glücklich zu machen, allgemein herrschende Denkart werden müsse. Dieß hat sich nun in der Erfahrung, wo es theilweise versucht worden, durchaus nicht bestätigen wollen. Die wildeste Ausgeburt dieses atheistischen Systems, ist wohl jene bekannte mythologische Erklärung des Christenthums, nach welcher Christus bloß ein astronomisches Sinnbild und historisch nie vorhanden war, die zwölf Apostel aber den Zeichen des Thierkreises entsprechen. Nachdem man aus der Naturwissenschaft ein vollständiges neues Heidenthum abgeleitet, die Menschen- und Völkergeschichte aber in allen einzelnen Epochen auf's gründlichste verfälscht hatte, blieb nichts weiter übrig, als das alte Heidenthum und die Mythologie selbst herbeizurufen, und ihr diese antichristliche Wendung und Anwendung zu geben, um auch der Weltgeschichte vollends ihren innersten Grundstein zu rauben, und ihren festen Mittelpunkt in eitle Fabel und ein bloßes symbolisches Spiel zu verwandeln. Die Denkart, welche aus diesem System für das Leben hervorging, löst sich auf in den bekannten, noch vor der Revolution schon deutlich genug ausgesprochenen Wunsch: daß man den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters möchte erwürgen können.

Vierzehnte Vorlesung.

Leichtere Geistesprodukte der Franzosen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Literatur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rousseaus und Buffons Prosa. La Martine. Volkslieder in England, Scott und Byron. Neueres italienisches Theater. Kritik und historische Kunst der Engländer. Skeptische Philosophie und moralischer Glauben. Rückkehr zu einer bessern und höhern Philosophie in Frankreich. Bonald und St. Martin, La Mennais und Graf Maistre. William Jones und Burke.

In allen leichtern Gattungen von Geisteswerken der Einbildungskraft und des Witzes ward die französische Sprache seit Ludwig dem Vierzehnten fortdauernd reich angebaut. Doch waren auch hierin die ältern Zeiten die glücklichern. Kein andrer Lustspieldichter nach ihm hat den Moliere erreicht; Lafontaine's eigne Anmuth in einer kunstvoll nachlässig poetischen Art von Erzählung blieb unnachahmlich. Voltaire, der als Philosoph durch seine Denkart ganz der neuen Zeit angehört, und ihr den Weg bahnte, schließt sich in der Poesie und Literatur noch mehr an die ältere Epoche an, und bildet auf solche Weise den Uebergang und Vereinigungspunkt zwischen beiden. Im Lustspiel gelang es ihm ungleich weniger als im Trauerspiel; an Mannichfaltigkeit aber in vermischten, witzigen und flüchtigen Poesien jeder Art, that er es allen andern zuvor. Diese Richtung nahm jetzt vorzüglich die Gattung der kleinern Gedichte und Lieder in Frankreich; der gesellschaftliche Witz und Ton ward immer mehr darin herrschend, so wie hingegen in der lyrischen Poesie der Engländer der Gedanke, und ein oft in Beschreibungen übergehendes Naturgefühl. Je mehr die Poesie sich ganz auf die Gegenwart, und auf das

gesellschaftliche Leben hinlenkt, je lokaler ist sie, und je mehr auch der Mode unterworfen. Viele Lustspiele, Romane oder sonst gesellschaftliche Gedichte aus dem Ende des siebzehnten oder dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die an sich geistvoll sind, und zu ihrer Zeit in Frankreich sehr berühmt waren, sind völlig veraltet mit den Sitten, dem Geist, der Zeit, die sie darstellten, und der sie dienten. Würde die Dichtkunst einer Nation sich ganz auf diese Gattungen und durchaus moderne Gegenstände beschränken; auf dramatische Sittengemählde ohne Dichtung, Erzählungen aus dem gesellschaftlichen Leben, und witzige Gelegenheitsgedichte, so würde es kaum möglich oder nöthig sein, eine Geschichte oder Kritik von ihr zu geben, eben so wenig als man die Ephemeren eines Sommerabends zum Gegenstande anatomischer Untersuchungen machen kann. Sie hätte alsdann keinen andern Zweck, als die leeren Zwischenstunden des gesellschaftlichen Lebens und Vergnügens auszufüllen, und wenn auch, um diesen Zweck zu erreichen und Wiederhohlungen zu vermeiden, dabei bisweilen Gefühl und Leidenschaft angeregt, oder einige neue und geistvolle Gedanken ausgestreut würden; immer bliebe der Hauptzweck, ein bloßer Zeitvertreib zu sein, derselbe, der auch ohne Poesie eben so gut und viel besser erreicht werden kann.

Allerdings giebt es in den gemischten und geringern Gattungen der Poesie, Hervorbringungen, welche eben so sehr den Stempel des Genies an sich tragen, als die ernsten Werke der höhern Dichtkunst. Nur ist ihre Schönheit selten so allgemein; sie beruht oft fast ganz auf dem Ausdruck, und den Feinheiten desselben, die sich besser empfinden als beschreiben lassen. Ein Heldengedicht, ein Trauerspiel wird auch in einer fremden Sprache gefühlt, oft vielleicht mit sehr geringem Verlust, je vortrefflicher es an sich ist. Ich zweifle, daß jemahls ein Ausländer, wenn ihm auch die französische Sprache durch die vertrauteste Bekanntschaft ganz zur andern Natur geworden sein sollte, in die grenzenlose Bewunderung mit seinem Gefühle ganz wird einstimmen können, mit welcher viele Franzosen den Lafontaine erheben; das Naive, eine gewisse eigne Anmuth, ein Gepräge von Genie, erkennt ein jeder in ihm an, aber ein Franzose fühlt, und findet,

und bewundert immer noch mehr darin, und dieses liegt in der Sprache, die ein Fremder doch nie bis zum völligen Gefühl aller Eigenheiten inne hat. Selbst Moliere's berühmteste Charakterstücke sind für die Bühne und lebendige Darstellung jetzt schon völlig veraltet, und werden nur noch im Lesen bewundert. So hoch man sie aber auch als einzelne Werke und vielleicht mit Recht in der französischen Dichtkunst stellen mag, als Gattung und als Beispiel für die Nachfolger haben sie nicht glücklich gewirkt. Die Charaktere von La Bruyere oder Theophrast in dramatischer Einkleidung sind darum noch keine Poesie. Ist selbst die Rhetorik der Leidenschaften, wenn sie allein herrschend ist im Trauerspiel, der hohen Bestimmung desselben bei weitem nicht genügend; so ist die psychologische Zergliederung der Charaktere und Leidenschaften im Lustspiel ein noch viel weniger glückliches Surrogat für Poesie und Witz. Dieser Hang zur psychologischen Zergliederung wird dem höheren französischen Lustspiel im achtzehnten Jahrhundert häufig vorgeworfen. Leicht war von da der Uebergang zu den moralischen Abhandlungen in Form eines Lustspiels, welche Diderot zu unserm noch fortdauernden Unglück erfunden hat.

Der ursprüngliche französische Charakter ist wohl ganz so leicht und fröhlich, wie man ihn gewöhnlich schildert; in den literarischen Hervorbringungen des achtzehnten Jahrhunderts kann ich diesen fröhlichen Charakter aber durchaus nicht finden, auch wohl da, wo er ganz an seiner Stelle gewesen wäre. Dieß ist dem immer mehr sich verbreitenden philosophischen und politischen Sectengeiste zuzuschreiben, indem aus dem Laufe der Begebenheiten selbst, es sich ganz natürlich erklärt, daß eine leidenschaftliche Rhetorik durchaus das Uebergewicht bekam, über jene altfranzösische fröhliche Poesie; wie sich denn unstreitig auch der Charakter der Nation im achtzehnten Jahrhundert wesentlich verändert hat. Zwar entsprach die herrschende Philosophie der Sinnlichkeit wohl der leichten, scherzhaften Poesie einiger Dichter, aber sie führte manchen zu weit und über die Gränzen der Poesie hinaus. An und für sich ist der Materialismus der Dichtkunst ungünstig, und für die Fantasie ertödtend. Wer wirklich von der Lehre des Helvetius überzeugt ist, für den muß aller Zauber der Poesie verloren gehen.

Auf der andern Seite standen die Freiheitsliebe und die Naturvergötterung, wie sie besonders bei Rousseau's Nachfolgern aus der neuen Philosophie hervorgingen, sehr im Widerspruch mit der Regelmäßigkeit der ältern französischen Dichtkunst des siebzehnten Jahrhunderts. Daher entstand auch ein geheimer innerer Widerstreit und ein fortdauerndes Streben, sich der strengen Herrschaft jener Regelmäßigkeit zu entziehen, was theilweise in eine förmliche Rebellion des Geschmacks ausbrach, und endlich eine völlige, wenn gleich nur vorübergehende literarische Anarchie noch vor der politischen herbeiführte. Daher die Vorliebe für die englische Poesie. Schon Voltaire benutzte sie vielfältig im Einzelnen oft insgeheim, während er sie im Allgemeinen und öffentlich, nicht selten verunglimpfte. Bei allen Bestrebungen der höheren Poesie besonders, ist dieser Einfluß der Engländer bis auf unsre Zeiten sichtbar. Die Versuche dem Trauerspiel mehr Freiheit der Bewegung, und mehr geschichtlichen Inhalt zu geben, ohne doch dabei das alte System ganz umzustossen, sind bis jetzt nur Versuche geblieben, und es ist noch nicht zu einem bestimmten Resultat gekommen. Die neuesten Werke der höhern Dichtkunst, die in der Sprache für classisch gelten, sind naturbeschreibende Gedichte von jener Gattung, welche den Engländern angehört. Eben daher mußte der Roman die Lieblingsgattung besonders für solche werden, deren Naturbegeisterung in den alten Formen sich gar nicht aussprechen konnte; denn diese Form, wenn man sie so nennen kann, war frei von allen den Fesseln, denen man sonst in der eigentlichen Poesie unvermeidlich unterlag. Wenn Voltaire seinen Witz und seine Philosophie darin einkleiden, Rousseau seine Begeisterung und Beredsamkeit darin niederlegen, Diderot seinen Muthwillen darin auslassen wollte, so wurde aus dieser Form alles, was diesen Schriftstellern von Genie daraus zu machen einfiel. Den ersten beiden folgten andere, indem sie einen ähnlichen Geist nur in einer mehr regelmäßig erzählenden Darstellung aus dem jetzigen Leben einzukleiden suchten. Ich darf nicht erst an solche Romane erinnern, in denen Voltaire's Geist athmet, so wie er etwa im Candide sich darstellt. Andre folgten mehr dem Rousseau; wenigstens von ähnlicher Naturbegeisterung erfüllt, flüchte-

ten Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand ihre Einbildungskraft und Darstellung in die amerikanischen Wildnisse, wo sie nun von jenen unerbittlichen Tyrannen des französischen Mutterlandes, dem Aristoteles und Boileau nichts mehr fürchten durften.

Voltaire, Rousseau und Diderot bedienten sich also oft des Romans ganz willkührlich, bloß als einer Form, um gewisse eigenthümliche Ideen, die sich in keine andere Form so gut fügen wollten, nieder zu legen. Betrachtet man aber den Roman als eine eigene Gattung der Poesie, und als regelmäßig erzählende Darstellung in Prosa, von Begebenheiten aus dem jetzigen gesellschaftlichen Leben; so haben auch in dieser Gattung die französischen Schriftsteller nicht selten die Engländer zum Vorbilde nehmen müssen, und kommen ihnen wohl nicht darin gleich. Als Erfinder und Darsteller nimmt hier vielleicht Richardson die erste Stelle ein. Ist nun gleichwohl auch er veraltet, ist sein Streben nach dem Ideal und nach der höhern Dichtkunst überhaupt nicht sonderlich gelungen, wird seine allzugroße Ausführlichkeit peinlich und beschwerlich, so ist es vielmehr ein Beweis, daß in der ganzen Gattung und in dem Versuch, die Poesie so unmittelbar an die Wirklichkeit anzuknüpfen, und in Prosa darstellen zu wollen, etwas nicht recht vollkommen Auflösbares, und etwas geradehin Verfehltes liegt. Unter den Nachahmern des Cervantes sind Fielding und Smollet immer noch die geübtesten und selbst in den kürzern und einfachern Erzählungen ganz nach dem Leben, den Miniaturstücken dieser Gattung, die ihr eigentlich auch am besten gelingen, dürfte der Priester von Wakefield seinen Vorzug behaupten. Jene andere Art, die nicht mehr darstellt, oder bloß nach Laune, und endlich ganz in ein Spiel dieser Laune, der Empfindung und des Witzes sich auflöst, hat Sterne erst erschaffen.

Soll man Geisteswerke, die der Mode und dem täglichen Bedürfniß dienen, so wie andere Modewaaren beurtheilen, so scheinen mir auch in dieser Hinsicht, was die saubere Arbeit betrifft, die gewöhnlichen englischen Romane vor den französischen den Vorzug zu verdienen.

Ein anderer Vergleich, welcher den französischen Romanen

in ihrer eigenen Literatur nachtheilig ist, und unstreitig auch der Entwicklung der Gattung sehr im Wege steht, ist der außerordentliche Reichthum an historischen Denkwürdigkeiten, Bekenntnissen, anziehenden Anekdoten- oder Brief-Sammlungen, die alle mehr oder minder sich der Natur des Romans etwas annähern. Mir ist nicht bekannt, daß irgend eine Erzählung von Marmontel ein so allgemeines Interesse erregt hätte, als seine Denkwürdigkeiten; und welcher andere französische Roman könnte wohl eine solche Wirkung hervorbringen wie Rousseau's Bekenntnisse!

Ueberhaupt wurde die Poesie im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich von der Prosa verdrängt, die sich während desselben, wenn auch mit einzelnen großen Abweichungen und Verirrungen, doch sehr reich und in den ersten Schriftstellern mit der höchsten Kraft der Beredsamkeit entwickelt hat. Voltaire's Styl in Prosa ist geistreich und witzig wie er selbst; er ist ihm und seiner Art durchaus angemessen. Sonst wird er, so viel ich weiß, von den strengen französischen Beurtheilern in der Sprache nicht für nachahmungswürdig gehalten, in der geschichtlichen Schreibart ist er es gewiß nicht. Diderots Art und Styl hat für manche Deutsche etwas Anziehendes, weil er etwas von jenem ästhetischen Kunstgefühl für die Schönheiten der bildenden Kunst hat, was bei den andern französischen Schriftstellern ganz vermißt oder doch so äußerst selten gefunden wird; seine Sprache aber ist launenhaft und incorrect, und nicht von der reinen Anmuth, wie diese in den Werken des Witzes von den bessern französischen Schriftstellern erwartet wird. Am meisten werden im Styl mit Recht Büffon und Rousseau als Darsteller und Redner bewundert. Kunstreicher im Einzelnen und auch im Periodenbau ist vielleicht der erste; nur wird es durch die Beschaffenheit seines Werkes herbeigeführt, daß er überall Episoden Raum giebt, um die Gedanken oder die Rhetorik, die er im Vorrath hatte, auch da anzubringen, wo sie an sich nicht erfordert würden. Daß er in dem Artikel von den Tauben seine Theorie von der Liebe ausgeführt hat, mag natürlich scheinen. Weniger erwartet ist es aber, in dem Abschnitt von den Hasen eine ausführliche und auch an sich sehr rhetorische Betrachtung über die Völkerwanderung zu finden. Solche Frei-

heiten würde sich Aristoteles als Naturbeschreiber nicht erlaubt haben; in der strengen Angemessenheit bei der vollkommenen Klarheit der wissenschaftlichen Schreibart hat der Grieche den Vorzug, mit welchem zu wetteifern Büffons Ehrgeiz war. Ich würde daher denjenigen beistimmen, welche Rousseau den Vorzug geben, eben weil die Kunst im Einzelnen bei ihm weniger fühlbar ist als bei Büffon, und weil in seinen Werken mehr Einheit, wenn auch keine strenge Ordnung, doch ein eigner und sehr rednerischer Gang sich findet. Eben dadurch reißt er mehr fort als durch einzelne Stellen. Wenn ich aber denen mit vollem Gefühl beistimme, welche Rousseau'n unter allen französischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts für den Ersten an Kunst und Kraft der Rede halten, so kann ich doch auch denen meine Beistimmung nicht versagen, welche selbst von dieser hinreißenden Beredsamkeit bis zu Bossuets Größe noch einen sehr weiten Abstand finden.

Sollte das jetzige Verhältniß sich jemahls ändern, sollte dieses jetzt so herrschende Uebergewicht der Prosa in der französischen Sprache und Literatur sich vermindern, oder wenigstens doch daneben die Poesie in künftigen Zeiten wieder aufblühen, so würde ich glauben; daß dieß nicht durch die Nachbildung der Engländer, wie man bisher versucht hat, der sinkenden französischen Poesie aufzuhelfen, noch durch die Nachahmung sonst einer andern Nation geschehen wird oder geschehen kann; sondern dadurch, daß man mehr zurückgeht im Geist, und die Poesie mehr zurückführt in die ältere französische Zeit. Die Nachahmung einer andern Nation führt nie zum Ziel, denn alles was diese in der Epoche ihrer vollendeten Entwicklung und auf der Höhe der Kunst hervorbringt, muß immer der nachbildenden fremd bleiben. Eine jede Nation darf aber nur zurückgehen auf ihre eigene ursprüngliche und älteste Poesie und Sage. Je näher der Quelle, je tiefer daraus geschöpft wird, je mehr tritt dasjenige hervor, was allen Nationen gemeinsam ist. Die Poesie der Nationen, so wie diese selbst, berühren sich in ihrem Ursprung. Der reine Born der religiösen Begeisterung aber bildet für alle Gemüther eine nie versiegende Quelle, aus deren Tiefe die Poesie immer wieder neu hervorgeht, und die jeder Zeit gleich nach steht. Aus dieser Quelle

schöpfte La Martine seine Dichtungen, in denen der glückliche Anfang einer neuen Poesie für Frankreich aufgeht.

In England neigte sich die Poesie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch zum französischen Geschmack, der Einfluß desselben ist in Pope's correcter Sorgfalt sichtbar, wie in Addisons Versuch einer sogenannten regelmäßigen Tragödie. Indessen zogen beide den Shakespeare und Milton wieder aus der Vergessenheit hervor; Pope's Uebersetzung des Homer, so wenig sie der Einfalt des alten Sängers entsprach, vermehrte doch die allgemeine Vorliebe für den großen Dichter der Natur und der Vorzeit, und ist selbst ein Beweis von dieser Vorliebe. In Pope's eigenen Gedichten zeigt sich schon jene überwiegende Hinneigung zum Gedanken, welche das Lehrgedicht zur Lieblingsgattung der Engländer machte, und eine so große Anzahl von Versuchen in derselben erzeugte. Daß diese Gattung an sich etwas kaltes und unpoetisches hat, ist schon früher erinnert worden; daß sie sich bald erschöpfen muß, lehrt das Beispiel der Engländer von neuem. Indessen waren die Gedanken und Betrachtungen bei ihnen oft auch mit Leidenschaft und Schwermuth gepaart, wie in des nächtlichen Young wilden Ergießungen. Gemäßigter und schöner sprach Thomson sein Gefühl aus, in der den Engländern eigenen Gattung des naturbeschreibenden Gedichts, die auch bei andern Nationen so viel Nachfolge gefunden hat. Die Liebe zur Natur war es vorzüglich, welche auch dem Ossian so viele Freunde erwarb; und wenn auch nicht immer eine Ossianische Schwermuth und Young'sche Nachtgedanken, so ist doch allerdings wohl ein Geist der ernsten Betrachtung in den lyrischen Gedichten der Engländer im achtzehnten Jahrhundert weit herrschender, als in den französischen. Früh schon erwachte durch Percy und mit der Liebe zum Shakespeare, zugleich auch die Liebe zu den alten Balladen und Volksliedern; je größer nun der Reichthum derselben ist, den man aufgefunden hat, besonders der schottischen, je mehr scheint das Gefallen daran, jede andere Gattung von Poesie verdrängt zu haben, den alltäglichen Hausbedarf von Romanen und Schauspielen ausgenommen. So fing also am Ende des siebzehnten Jahrhunderts und im achtzehnten, die höhere Poesie in Frankreich an, mit

einer strengen, zum Theil etwas willkührlichen Regel, und löste sich immer mehr auf in gesellschaftlichen Witz. In England begann sie mit ernsten Betrachtungen oder dichterischen Naturbeschreibungen, und endigte mit der allgemein verbreiteten Liebhaberei an den alten Volksliedern, einzelnen Anklängen von der verlornen Poesie einer noch ältern Zeit. In den letzteren Jahren, seit die Gemeinschaft mit England wieder hergestellt ist, hat sich der Ruhm von zwei neuen Dichtern aus der britischen Insel auch über unsern Continent verbreitet, welche auf sehr verschiedene Weise den jetzigen Moment und Zeitcharakter des poetischen Gefühls bezeichnen. Scotts Dichtung lebt ganz nur in der Erinnerung der alten Zeit und des alten Schottlands, und ist selbst nur ein Nachhall jener nicht mehr vorhandenen, ehemahligen Poesie; oder wenn man will, eine Mosaik aus einzelnen Bruchstücken der romantischen Sage und alten Ritterzeit, nach schottischen Sitten, mit genauer Kenntniß und sorgsamer Treue, fleißig zusammengesetzt und ziemlich ausgearbeitet, wie man etwa in modernen Landhäusern und angelegten Einsiedeleien, die Fragmente alter Glasgemählde aus gothischen Kirchen, für den mahlerischen Eindruck sauber und neu an einander fügt. Nicht aus der Erinnerung und nicht aus der Hoffnung, sondern aus der Tiefe der tragischen Begeisterung und eignen trostlos atheistischen Weltansicht bricht Byrons Poesie hervor, wie sich diese in einem hochstrebenden an sich reichbegabten Gemüthe im Kampf des Unglaubens und der Verzweiflung entwickelt, und in nächtlicher Fantasie, unter mannichfachen, seltsam wilden Gestalten nur den Heroismus des Unheils vergöttert, und mit dem düstern Zauberscheine aller Leidenschaften umkleidet. Diese atheistische Begeisterung war auch der deutschen Poesie in einer früheren Epoche nicht ganz fremd; doch hat sie sich bald in eine reinere Sphäre erhoben, und während jene Mißgebilde einer falschen tragischen Größe nur noch von den äußersten Gränzen der Bühne verhallend nachtönen, wird es in den höhern Regionen unserer Kunst schon deutlich empfunden, daß die neue Poesie in ihrer Klarheit nicht hervorquellen kann aus diesem dunkeln Strudel des leidenschaftlichen Unmuths, sondern sich nur aus dem reinen Lichte der

ewigen Hoffnung, als die in Glauben und Liebe verklärte Fantasie, wie der Regenbogen nach dem Ungewitter entfalten soll, oder wie die Morgenröthe aus der Nacht. Scott und Byron zusammengenommen, als Poesie der Erinnerung und Poesie der Verzweiflung, bilden mehr den letzten Schluß einer ehemahligen verlornen, oder völlig untergegangenen Poesie, als den Anbeginn einer neuen, der wenigstens bis jetzt darin nicht sichtbar ist.

Die Poesie war überhaupt im achtzehnten Jahrhundert bei den meisten Nationen sehr in Abnahme wenigstens gegen den Reichthum der ehemahligen Zeiten gehalten, selbst in Ländern, wo die Poesie ganz in das Leben verflochten ist, wie in Spanien oder wo der Kunstsinn mit zum Charakter der Nation gehört, wie in Italien. Wenn aber auch in dem letzteren Lande für die höhere Poesie nichts neues hervorgebracht ward, was an die alten Werke reichte, so entwickelte sich dagegen das Theater jetzt desto mannichfaltiger. Im Metastasio, Goldoni, Gozzi, Alfieri, zeigen sich ganz vereinzelt alle diese Elemente eines poetischen Schauspiels, die auch bei uns, meistens aber in wunderlicher Vermischung die Bühne erfüllen. Im Metastasio finden wir die höchste musikalische Schönheit der Sprache; im Goldoni das gewöhnliche Leben, aber leicht und gefällig behandelt, Charaktere und Masken, und zwar nach italienischer Sitte noch als wirkliche Masken, nicht wie bei uns in allerlei Menschen verkleidet. In Gozzis fantastischen Volksmährchen, seinen Zauber- und Spektakelstücken, sehen wir eine wahrhaft poetische Erfindungskraft; aber ohne die musikalische Ausbildung, ohne den Schmuck der Fantasie, wodurch die Poesie, die in ihnen liegt, erst ganz zur Erscheinung und zur Wirkung kommen würde; im Alfieri endlich ein Streben nach antiker Hoheit, was man schon als Streben, auch ohne bedeutendes Gelingen zu loben gewohnt ist.

Ich weiß nicht, ob man nicht auch von den neuern englischen Schauspielen im Vergleich mit den neuern französischen dasselbe rühmen kann, wie von den Romanen; daß sie als poetische Manufakturwaare betrachtet, in Rücksicht der saubern, sorgfältigen und doch eleganten Ausarbeitung den Vorzug verdienen. Uns liegt das italienische Theater näher, wegen der Aehnlichkeit mit

dem unsrigen, wenigstens in der äußern Lage und in der späten Entwicklung.

Die Kritik der Engländer und einige ihrer Schriften über Poesie oder auch über bildende Kunst waren freier, eigenthümlicher, und meistens auch gelehrter in der Kenntniß des Alterthums, als die französischen Schriftsteller dieser Gattung, entsprachen daher dem deutschen Geiste mehr. Doch hat die deutsche Kritik nur die erste Veranlassung von den Engländern Harris, Home, Hurd, Warton genommen, und sich bald durchaus selbstständig entwickelt, mehr vielleicht als irgend ein anderer Zweig unsrer Literatur.

Wichtiger als alles, was zu der dem Schönen gewidmeten Literatur gehört, sind die großen Muster der Geschichtschreibung, welche England im achtzehnten Jahrhundert hervorgebracht und aufgestellt hat. Sie haben darin alle andern Nationen übertroffen, wenigstens dadurch, daß sie die ersten waren, weßhalb sie auch den Geschichtschreibern der andern Nationen vielfältig zum Vorbilde gedient. Dem Hume wird jetzt, wenn ich nicht irre, die erste Stelle unter den drei merkwürdigsten eingeräumt. So heilsam die skeptische Denkart dem historischen Schriftsteller für die Untersuchung der Thatsachen ist, wo sie fast nicht zu weit getrieben werden kann; so wenig ist doch diese Denkart, wenn ihre Zweifel alle sittlichen und religiösen Grundsätze angegriffen, erschüttert und aufgelöst hat, demjenigen angemessen, der als der Geschichtschreiber einer großen Nation auftreten, und auch eine dauerhaft allgemeine Wirkung hervorbringen will.

Einseitige Grundsätze, eine Ansicht, die nicht ganz die rechte ist, sind in diesem Falle noch besser und eher fruchtbringend, als gar keine, und als der ertödtende Mangel an Gesinnung, an Wärme und Liebe. Es bleibt alsdann nur der Hang zur Opposition gegen die herrschende Meinung und zur Paradoxie übrig, als das einzige was dem historischen Werk bei dieser Sinnesart noch ein Interesse geben kann. Diese Neigung zur Opposition ist unverkennbar in Hume. Wie lobenswerth, wie heilsam es nun auch sein mag, daß er, da übrigens in der Literatur Englands der republikanische Geist der Whig-Parthei damahls so allgemein herrschend

war, wie er es auch jetzt noch vielleicht für das fernere Wohl der Nation viel zu sehr ist, sich von der gewohnten anglikanischen Härte und Einseitigkeit entfernt hielt, und vielmehr die Gegenseite ergriffen, und einen wichtigen Theil der englischen Geschichte mit Vorliebe für die unglücklichen Schicksale der Stuarts und für die Grundsätze der Tory's dargestellt hat; er bleibt deßfalls doch mehr nur ein höchst merkwürdiger Partheigeschichtschreiber, in seiner Art und Ansicht allerdings der erste, als daß er ein wahres Nationalwerk von ganz allgemeinem Geist und Werth geliefert hätte. In den ältern Zeiten ist er ganz ungenügend, weil er für diese keine Liebe hatte, und sich nicht in dieselben zu versetzen weiß. In der Schreibart ist Robertson der anziehendste; sein Ausdruck ist gewählt, und obwohl geschmückt, dennoch klar und ohne Künstelei. Desto schwächer ist er von einer andern Seite, welche freilich die wichtigste sein sollte, als Geschichtforscher in Rücksicht auf den Inhalt. Wie unzuverlässig, oberflächlich, voller Irrthümer er größtentheils in den Thatsachen sei, wird jetzt auch in England ziemlich allgemein anerkannt, so sehr man auch bei dem sinkenden und entarteten Geschmack in der Schreibart, die seinige als ein Vorbild aufzustellen nöthig findet. Nach meinem Gefühl ist er auch darin noch zu Wort- und Antithesenreich. Die Schönschreiberei und das Streben nach einer durchaus künstlerischen und rednerischen Behandlung in der Geschichte, scheinen mir etwas durchaus verfehltes und Irreleitendes zu sein. Wollen wir die Geschichtschreibung als eine Kunst behandeln, so wird es schwerlich jemahls einer neuern Nation gelingen, darin die Alten zu erreichen, oder auch nur ihnen nahe zu kommen. Wir können sie aber vielleicht auf einem andern Wege übertreffen, wenn wir nähmlich die Geschichte mehr als Wissenschaft behandeln, wozu wir an Hülfsmitteln, Werkzeugen und Vorarbeiten so unendlich reicher ausgestattet sind, als sie es waren. Hat man dieses Ziel im Auge, so ist eine ganz einfache Schreibart die beste, wenn sie nur sorgfältig, überall angemessen, leicht und klar ist, ohne überflüssige Worte, gesuchte Kunst oder Nachahmung von rednerischen Wendungen und Prachtstücken. Sehr reichhaltig in Gedanken ist Gibbon; die Schreibart wird

man im Einzelnen fast durchgehends vortrefflich ausgearbeitet finden, aber sie ist zu gekünstelt, und in ihrer Gleichförmigkeit das lange Werk hindurch, ermüdend. Sein Styl ist voll von lateinischen und französischen Wendungen und Worten; die englische Sprache, als eine von gemischter Natur, hat in Rücksicht der Worte und Wendungen, welche sie aus dem Lateinischen und Französischen, zu so vielen andern schon von Alters her aufgenommenen und eingebürgerten, noch hinzu nehmen will, an und für sich keine ganz feste Gränzlinie. Jene halblateinische und gesuchte Manier der Schreibart, in welcher Gibbon sich auszeichnet, ward besonders durch den Kritiker Johnson verbreitet; jetzt scheint man wenigstens in den Grundsätzen davon zurückgekommen zu sein, und betrachtet diese Manier nur als eine verfehlte, und als eine Verirrung gegen den Geist der Sprache. Im Innern ist Gibbons Werk, so lehrreich und anziehend es durch den Reichthum des Inhalts bleibt, ungenügend durch den Mangel an Gesinnung, und durch den Voltairischen Geist und Hang zur Religionsspötterei, der eines Geschichtschreibers so ganz unwürdig ist, und bei Gibbon's gesuchter und wie gedrechselter Eleganz im Styl nicht einmahl als leichter und natürlicher Witz, sondern bloß als das Streben darnach erscheint. Ungeachtet ich nun einiges Mangelhafte an diesen drei großen englischen Geschichtschreibern bemerkte, deren Verdienste außerdem hinreichend anerkannt sind, so erscheinen sie dennoch um so vorzüglicher, und als die Ersten ihrer Gattung, wenn man sie mit ihren Nachfolgern zusammenstellt. Man mag nun den mit allem Reichthum italienischer Bildung ausgestatteten, aber dennoch trockenen und schwerfälligen Roscoe mit Gibbon, den anziehenden und angenehm, aber weniger edel und classisch schreibenden Coxe, der in der Geschichtforschung meistens eben so ungenügend ist, mit Robertson, oder den Staatsmann Fox mit Hume vergleichen; immer wird man finden, daß die historische Kunst in England eher im Sinken, als im Zunehmen zu sein scheine. Ein Grund davon liegt vielleicht in dem Mangel einer festen und befriedigenden Philosophie, der selbst bei jenen Ersten sehr fühlbar ist. Ohne über das Woher und Wohin des Menschen überhaupt etwas zu wissen, ist es auch über den Gang

der Begebenheiten, die Entwicklung der Zeiten, die Schicksale der Nationen, nicht möglich, ein Urtheil, oder auch nur eine bestimmte Meinung und Ansicht zu haben. Ueberhaupt sollten beide, Geschichte und Philosophie immer so sehr als möglich verbunden sein. Ganz getrennt von der Geschichte, und ohne den Geist der Kritik, welcher eben nur aus dieser Verbindung hervorgeht, kann die Philosophie kaum etwas anders werden, als ein wildes Secten- oder ein leeres Formelwesen; indem sie in dem ersten Falle die Zeiten verkennt, nicht versteht und nicht unterscheidet, und eben deßhalb verwirrend auf sie einwirkt, oder indem sie im zweiten Falle, den Menschen und das Leben in ihrem todten Treiben gar nicht berührt. Ohne den beseelenden Lebensgeist der Philosophie aber, ist die Geschichte nur ein todter Haufe unnützer Materialien, ohne innere Einheit, ohne eigentlichen Endzweck, und ohne Resultat. Der Mangel an befriedigenden Ueberzeugungen und Grundsätzen zeigt sich nirgends auffallender als in der sogenannten Geschichte der Menschheit, die besonders auch in England vielfach bearbeitet, und von da nach Deutschland verpflanzt ward. Aus dem großen Vorrath von Reisebeschreibungen nahm man die Züge, um ein Gemählde aufzustellen von dem Fischer, dem Jäger, den wandernden Stämmen und den ackerbauenden oder städtebewohnenden und handeltreibenden Völkern. Dieß nannte man Geschichte der Menschheit, und es enthielten diese Versuche allerdings auch manche im Einzelnen und an sich recht gute und brauchbare Bemerkungen; selbst wo man den Menschen nur nach seiner körperlichen und natürlichen Beschaffenheit betrachtete, so wie diese in der weißen oder schwarzen, rothen und gelben Menschengattung sich unterschieden darstellt und beobachtet worden ist. Solche einzelne Beobachtungen erhalten aber erst ihren wahren Werth und ihre rechte Bedeutung und Erklärung durch ihre Beziehung auf den höheren Zusammenhang des Ganzen. Was war aber, so lange diese Einheit fehlte, damit für die eigentliche Frage gewonnen, deren Beantwortung doch allein jenen Nahmen einer wahren Geschichte der Menschheit verdienen würde: die Frage, was der Mensch denn eigentlich sei, wie er ursprünglich beschaffen war und lebte, und wie er in den

zum Theil beklagenswerthen Zustand gerathen, worin wir ihn jetzt sehen? Die Antwort auf diese, doch allerdings geschichtliche Frage, womit alle Geschichte anfängt und endigt, enthält nur die Religion und die Philosophie; jene christliche Philosophie nähmlich, welche kein anderes Streben hat und keinen andern Zweck, als die Religion zu verstehen. Sobald die Geschichte aus dem beschränkten Umkreise der gegebnen Ueberlieferungen und Begebenheiten einiger Völker und Zeiten hinausgeht und den Blick auf das Ganze der Menschheit werfen will, kann nur eine gründliche Philosophie der Offenbarung, die wahre Deutung finden und den rechten Weg bewahren; sonst wird immer die Gefahr entstehen, daß die Menschheit in ihrer Entfaltung und Entwicklung nur als ein bloßes Naturerzeugniß aufgefaßt werde. Und auch die höhere göttliche Weltordnung in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Zeitalter und geschichtlichen Aeonen der Welthistorie kann nur aus den Tiefen der geistigen Erkenntniß richtig verstanden und aufgefunden werden. Die nothwendige Anknüpfung der Menschengeschichte an das Göttliche in ihrem Anfang, Mittelpunkt und Ende, geht mit einem Worte nur aus dem Spiritualismus dieser christlichen Ansicht leicht und befriedigend hervor. In jener falschen Geschichte der Menschheit, einer würdigen Ausgeburt der verkehrten sinnlichen und materiellen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, liegt hingegen immer der Gedanke zum Grunde, daß der Mensch aus dem Schlamm empor gewachsen sei, wie ein Erdschwamm, nur daß er beweglich ist und Bewußtsein hat. Doch hat er nach derselben Ansicht dieses freilich nur sehr allmählig erhalten und das Kunststück in solchen Geschichten der Menschheit besteht eigentlich darin, aus der Thierheit Stufe für Stufe Verstand und Geist, sammt aller Kunst und Wissenschaft entstehen zu lassen. Je näher man dabei den Menschen von dem Orang-Outang, dem Lieblinge so vieler Philosophen des Jahrhunderts, entstehen lassen konnte, für so philosophischer galt es. Wir, mit diesem Reichthum von Hülfsmitteln und Quellen, von Urkunden des Alterthums, und Schätzen der Erd- und Völkerkunde umgeben, so viele Zeitalter schon vor

uns überschauend, stehen gerade auf dem Standpunkte, wo die Welthistorie eine Wissenschaft in wahrem Sinne des Worts werden könnte, in deren großem Zusammenhange dann auch die politische Geschichte in einem ganz neuen Lichte erscheinen würde. Um diesen Bau zu vollenden, müßten aber die großen Materialien, welche unserm Zeitalter zu Theil geworden, auf die alte theologische Grundlage aufgeführt und wohl zusammengefügt werden, was bis jetzt noch nicht geschehen ist. Jene Geschichten der Menschheit, die man uns statt dessen gegeben, sind auf dem Sand einer eiteln Vernunfthypothese oder einer seichten Naturbeobachtung gebaut gewesen, und mit diesem Sand der damahls herrschenden Sinnlichkeitsphilosophie zusammengestürzt. Die historische Kunst aber, wie die Engländer sie in der modernen Zeit zuerst geübt und am weitesten gebracht haben, hat uns nur rhetorische Meisterwerke gegeben, ohne wahre Wissenschaft.

Die von Baco ohne seine Schuld veranlaßte, von Locke zuerst in den wesentlichen Grundsätzen aufgestellte Philosophie der Sinnlichkeit, welche sich in Frankreich nach allen ihren unsittlichen und zerstörenden Folgen entwickelte, eine eigentliche Secte wurde, und endlich einen vollkommenen und weit verbreiteten Atheismus erzeugte, nahm in England einen ganz andern Gang. Sie konnte in diesem Lande nicht die gleichen Folgen haben, weil das allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und von dem was diese erheischt, dem entgegenstand; welche durch eine solche Entwicklung desselben Systems wie in Frankreich, allerdings und unausbleiblich würde zerstört worden sein. Auch von Natur war der Geist der Engländer geneigt, mehr die paradoxe und skeptische Seite jener Philosophie zu ergreifen, als die materielle und atheistische. Schon Berkeley gerieth durch Locke's System auf die seltsamste Vorstellungsart, da er seinen religiösen Glauben dabei behaupten und damit vereinen wollte, und dieser zu tief in ihm gewurzelt war, als daß er ihn hätte aufgeben können. Wie die äußern Gegenstände in unsern Geist hinein kommen, so daß er Vorstellungen von ihnen haben kann, dieß schien der damahligen Philosophie unbegreiflich, und mußte ihr so erscheinen. Alles was wir an ihnen wahrnehmen und empfinden, ist doch immer nur

ein Eindruck, eine Veränderung in uns. Wir mögen ihn verfolgen, wie wir wollen, wir erhalten immer nur einen solchen Eindruck vom Gegenstande, nicht den Gegenstand selbst und an sich, der uns ewig zu fliehen scheint. Betrachten wir die Natur als selbst belebt, oder doch als ein Mittel, Werkzeug und das sichtbare Wort des Lebens, so löst sich die Verwirrung, und alles wird klar. Daß zwischen zwei lebenden und auf einander wirkenden, geistigen Naturen, ein drittes, scheinbar todtes, als Mittelglied und Werkzeug, als Wort und Sprache dienen oder auch Hemmung und trennende Scheidewand sein kann, das ist uns nicht unverständlich; denn in jedem Augenblicke fühlen wir es, weil wir selbst nicht anders leben und wirken, ja auch in uns selbst eigentlich niemahls allein sind, und mit uns selbst nicht ohne Werkzeug und Wort umgehen und im innern Zusammenhange bleiben können. Die einfache Ansicht aber, daß die Sinnenwelt nur das Wohnhaus des Geistes, ein Mittel und Werkzeug der Trennung und Verbindung für denselben sei, hatte man mit der Kenntniß und mit dem Begriff von der Welt des Geistes, und mit der lebendigen Ueberzeugung von deren Dasein verloren. Und so gerieth die sinnliche Philosophie über ihre ersten Grundsätze, ihre eigenen wesentlichsten Fragen und Antworten aus einer Verwirrung in die andere. Berkeley glaubte daher, daß es ganz und gar keine äußern Gegenstände gebe, sondern Gott unmittelbar alle Vorstellungen und Eindrücke in uns errege. Von ähnlichen Zweifeln gerieth Hume auf eine ganz andere Ansicht, auf die skeptische, welche bei den unauflöslichen Zweifeln selbst stehen bleibt, und die Gewißheit aller Erkenntniß selbst läugnet. Er hat eigentlich durch seine alles durchdringende, und alles erschütternde skeptische Denkart den Gang der englischen Philosophie entschieden. Denn seit Hume ist nichts weiter geschehen, als daß man durch allerlei Bollwerke den schädlichen praktischen Einfluß jener skeptischen Denkart abzuwehren und durch verschiedene Stützwerke und Nothhülfen das Gebäude aller sittlichen nothwendigen Ueberzeugungen aufrecht zu erhalten suchte. Der Begriff der Nationalwohlfahrt ist also nicht bloß bei Adam Smith, sondern in der gesammten englischen Philosophie der Hauptbegriff, der Mittelpunkt, und unsichtbare Herr-

scher des Ganzen. So lobenswerth und wohlthätig indessen die stete und allgemeine Beziehung auf diesen Mittelpunkt ist, zum entscheidenden Orakel in aller Erkenntniß und Wissenschaft ist dieser Begriff nicht zureichend. Schwach und gebrechlich sind jene Stützwerke, und selbst für das praktische Leben werden sie auf die Dauer nicht halten, weil dessen Gang immer früher oder später durch die innere Ueberzeugung und Entwicklung des Geistes bestimmt und beherrscht wird. Es sind die beiden Surrogate, in Ermanglung der nicht zu erreichenden vollkommnen Gewißheit der Erkenntniß, für diese selbst, der gemeine und gesunde Menschenverstand, für die Sittenlehre aber das sittliche Gefühl und Mitgefühl. Der natürliche Verstand, wenn er sich auch nicht bloß für allgemein und gesund hielte, sondern es im vollkommensten Sinne wirklich wäre, würde doch in seinen Entscheidungen, wenn diese als das Letzte gelten, und nicht weiter untersucht werden sollen, vielmehr die Frage der Philosophie abschneiden, als lösen und beantworten. Aber die angeborne Wißbegierde läßt sich nicht ausrotten, und die Frage nach dem rechten Grunde der Erkenntniß und aller Wahrheit, kehrt, noch so oft abgewiesen, immer wieder. Das sittliche Gefühl und Mitgefühl, ist für die Sittenlehre allein ein zu schwankendes Wesen; wenn nicht ein ewiges Gesetz der Gerechtigkeit hinzukömmt, was doch nie aus der Erfahrung und dem bloßen Gefühl sich herleiten läßt, sondern nur entweder aus der Vernunft oder aus Gott. Dazu wird eine feste Ueberzeugung, ein bestimmter Glaube erfordert. Der Glaube aber, welchen die englischen Philosophen auf die Aussprüche des gesunden Verstandes, und auf die als gültig anerkannten oder doch geltenden sittlichen Grundsätze, und der Achtung würdigen Gefühle bauen, ist wie diese Grundlage selbst, worauf er gebaut ist, von sehr schwankender Art. Es ist nicht, was wir Glauben nennen würden; eine Ueberzeugung und Erkenntniß fest und unerschütterlich, wie nur immer die Erkenntniß aus der Vernunft oder äußern Erfahrung, ja noch weit mehr als diese, nur aus einer ganz andern Quelle geschöpft, und auf einem ganz andern Wege erlangt, auf dem der innern Wahrnehmung und einer höhern Offenbarung und göttlichen Ueberlieferung. Es ist vielmehr dieser

sogenannte Glaube des gesunden Menschenverstandes bei den englischen Philosophen ein gemachter, und an sich selbst nicht recht glaubender Nothglaube, der die Prüfung zur Zeit der Gefahr so wenig bestehen kann, als der todte Gewohnheitsglauben der ganz Gedankenlosen. So ist also diese Nation kraftvoll und frei in ihrem ganzen Sein und Leben, die selbst in der Poesie mehr die Tiefe liebt als die flüchtige äußere Erscheinung, in der Philosophie durch sich selbst auf eine eigne Weise gebunden; so daß in diesem Gebiethe sich ihr Geist in der neueren Zeit weniger eigenthümlich entwickelt hat, ja weniger auf den Grund durchdringend erscheint, als selbst bei einigen unter den bessern französischen Schriftstellern. Sind einige Philosophen in England eigne Geisteswege, abgesondert von jener allgemeinen Bahn gegangen, so hat dieß meistens keinen bedeutenden, oder doch keinen allgemeinen Erfolg gehabt; auch sind die mir bekannten Versuche der Art an sich nicht sehr merkwürdig oder ausgezeichnet.

So ist also die philosophische Denkart in England einem Menschen zu vergleichen, der ein vollkommen gesundes Aussehen, aber im Innern eine Anlage zu einer gefährlichen Krankheit hat, weil der erste Anfall derselben durch Palliative zurückgedrängt, und der volle Ausbruch verhindert, eben deßhalb das Uebel auch nicht an der Wurzel gehoben ward. Wie in dem politischen Gebieth die innere revolutionäre Unruhe, von welcher der Keim in England noch nie erloschen war, durch das kunstreiche Gleichgewicht jener bewunderten Verfassung fortdauernd angehalten und zertheilt wird, so geschieht es auch in dem intellectuellen Gebieth, wo der vollständige, entschiedene Materialismus oder der zerstörende Geist einer unbedingt skeptischen Ansicht, durch die erwähnten moralischen Linderungsmittel scheinbar in Schranken gehalten, und, wenigstens an einem gemeinschädlichen Ausbruch bis jetzt verhindert wurde. Ganz unterdrücken aber, ohne innere Heilung von Grund aus, läßt sich die Krankheit des philosophischen Irrthums und Unglaubens wohl nun einmahl nicht; und es könnte sich leicht auch in dieser Anwendung bewähren, daß das zähe, chronische Uebel auf die Länge oft nicht minder gefährlich ist, als die akute Krankheit. Ich halte

daher für sehr wahrscheinlich, ja fast für gewiß, daß der philosophischen, und was damit nothwendig zusammenhängt, der moralischen und der religiösen Denkart Englands, noch eine große Krisis bevorsteht.

Sieht man nicht auf die nächsten praktischen Folgen, sondern bloß auf den innern Gang des Geistes selbst, so möchte man fast geneigt sein, den ganz vollendeten und offenbaren Irrthum für weniger schädlich zu halten, als den halben und verkleideten. Denn hier bleibt der natürlichen Selbsttäuschung die Gefahr verborgen; aus der Tiefe des äußersten Irrthums kömmt der Geist oft um so schneller zu sich selbst, und erhebt sich aus dem Abgrunde, in den er versunken war, mit desto größerer Kraft und Anstrengung.

Eine solche, sehr merkwürdige Rückkehr zur Wahrheit und wahren Philosophie hat besonders in Frankreich Statt gefunden. Nachdem die Altäre, auf welchen vor kurzem noch die angebethete Göttinn des Zeitalters, die Vernunft unter der Person einer Schauspielerin oder sonst auf ähnliche Weise, treffender als man vielleicht dachte, dargestellt und gefeiert worden, wieder gereinigt und der Religion zurückgegeben waren, nachdem sich auch jene neue Kirche, ohne allen bestimmten Glauben, die Gott- und Menschenliebhaberei, oder Theophilanthropie, in ihr Nichts aufgelöst hatte, erhoben sich von allen Seiten die Stimmen der unterdrückten Wahrheit. Ich meine hier nicht ausschließend jenen berühmten Schriftsteller, der seine glänzende und überströmende Beredsamkeit ganz der Religion widmete. Denn so sehr es an sich lobenswerth, so sehr es ganz an der rechten Zeit, so nothwendig es für die nächste Wirkung in dem damahligen Frankreich war, wenn Chateaubriand das Christenthum vorzüglich von der liebenswürdigen Seite und in seinen wohlthätigen Folgen schilderte, so ist dieser Redner doch mehr nur bei der äußern Erscheinung der Religion und bei dem Glanze derselben stehen geblieben, als daß er in den innern Geist, das eigentliche Wesen und in die Tiefen derselben ganz eingedrungen wäre. Viel tiefer ist seitdem La Mennais eingedrungen; am glücklichsten da, wo er mit erleuchteter Frömmigkeit ganz aus dem Licht dieses Glaubens spricht,

wie er die Fülle desselben in sich fühlt; weniger da, wo er in einem Streit befangen, zu dem seine Kräfte eigentlich nicht zureichend sind, das Gesetz des Glaubens auf die Vernichtung aller Wissenschaft gründen will, wie es auch bei uns in früherer Zeit in einer andern mehr blos moralischen Weise von Kant und Jakobi und ihren Anhängern geschehen, so daß er in dieser Beziehung oft als unbewußter Kantianer, obwohl in katholischer Absicht redet. Es kann aber gewiß selbst für Frankreich nicht mehr an der Zeit sein, mit der Rousseau'schen Beredsamkeit des Hasses und tödtlichen Feindschaft gegen alle Wissenschaft anzugehen; da vielmehr schon der Augenblick näher gekommen ist, wo die wahre Wissenschaft, während die falsche größtentheils von selbst in ihrer eignen Nichtigkeit zerfällt, von dem Geiste der Religion durchdrungen und überwunden, sich dauernd mit ihr aussöhnend und zu ihrer größeren Verherrlichung dienen soll. Diesem Ziele steht der Graf Maistre, als wohlwissender Kenner der tieferen Philosophie viel näher als alle andern Ultraschriftsteller, während er doch die katholische Sache gründlicher durchgeführt hat, als kein anderer. Daß er den deutschen Geist nicht verstanden hat, können wir ihm leicht verzeihen.

Auch noch von andern Seiten der literarischen Forschung suchte man die Denkart des Zeitalters in Frankreich zu erweitern und eine höhere Philosophie zu begründen. Selbst dem Versuche, den Geist deutscher Forscher dort bekannter und einheimischer zu machen, haben sich kenntnißreiche Schriftsteller und berühmte Talente gewidmet; unter welchen jene Frau wohl die erste Stelle einnimmt, die mit ihrem Denken so vieles durchgekämpft, und im Leben so vieles erduldet, und die Zeit und den Mann der Revolution mit unnachahmlichem Geiste, für Frankreich besser als jeder andere Autor, geschildert hat. Jenem Versuche aber, dem auch sie die ganze Kraft ihres außerordentlichen Geistes gewidmet, um deutsche Kunst und Wissenschaft für Frankreich zugänglich zu machen, scheinen immer noch sehr große Hindernisse im Wege zu stehen. Vielleicht ist man dabei gleich zu sehr ins Allgemeine der ganzen Literatur gegangen, statt sich auf die zuerst nothwendige und wesentliche philosophische Belehrung der Nation zu beschrän=

ken. Hier tritt nun aber das Hinderniß ein, sobald Frankreich im Ganzen genommen wird, da doch die intellectuelle Entwicklung sich nicht von dem religiösen Gange trennen läßt, daß die gesammte deutsche Literatur und auch die deutsche Philosophie, besonders in der früheren Epoche, eine überwiegend protestantische Farbe hat, was für den jetzigen Standpunkt von Frankreich um so mehr eine Störung und unveränderliche Entfremdung verursachen muß. Die ersten dort aufgetretnen Verkündiger des deutschen Geistes und der deutschen Wissenschaft haben nach ihrer persönlichen Stellung diese protestantische Seite, welche auf jeden Fall doch nur die Eine Seite ist, unglücklicher Weise viel zu schneidend hervorgehoben. Nur die Zeit kann diese für jetzt noch obwaltende Entfremdung ausgleichen; mit der Zeit aber werden ohne Zweifel die bessern französischen Schriftsteller, ich meine die philosophisch-religiösen, wohl inne werden, welchen Schatz von geistigen Materialien, welche Hülfsmittel und neue Organe sie hier in dem intellectuellen Deutschland, auch für die katholische Wissenschaft finden könnten. Die philosophische religiöse Uebereinstimmung und gegenseitige Gemeinschaft darin, kann für die verschiedenen Nationen natürlich erst dann Statt finden, wenn die einzelnen Nationen diese Uebereinstimmung erst in und mit sich selbst gefunden haben. Unstreitig würde auch eine noch so reiche bloß literarische Erweiterung im Einzelnen und von außen her nicht zum Ziel führen, so lange nicht im Mittelpunkt die höhere Wahrheit und Ueberzeugung fest steht, und von innen heraus wieder gefunden wird. Dieß kann auch durch einen aus bloß politischen Gründen aufrecht erhaltenen, äußern Gewohnheitsglauben nicht bewirkt werden. Der Gang und die Entwicklung der innern Ueberzeugung ist das, worauf es eigentlich ankömmt.

Was mir daher in der neuesten französischen Literatur als das wichtigste und wesentlichste erscheint, das ist die schon früher berührte Rückkehr zur höhern sittlichen, gereinigten platonischen und christlichen Philosophie, wie sie selbst in Frankreich hie und da aus dem tiefsten Abgrunde des herrschenden Atheismus Statt gefunden hat. Einigermaßen hat dieselbe schon vor der Revolution selbst in der Zeit des größten Verderbens begonnen;

nur daß erst nach der allgemeinen Rückkehr auf die feste Grundlage der Religion, die sich allein als unerschütterlich bewährt hatte, dieses Beginnen eine vollkommene Wirkung hatte und haben konnte. Einzelne ganz vom Zeitalter abgesonderte und besser denkende Philosophen hat es immer gegeben, wie sehr auch der herrschende Zeitgeist im Allgemeinen verderbt sein mochte. Ich nenne hier zuerst den Hemsterhuys, der obwohl von Geburt kein Franzose, doch in dieser Sprache schrieb; und zwar so schön und harmonisch, ohne Zwang in der Art und mit der Anmuth der Alten, daß auch von dieser Seite seine sokratischen Gespräche dem edlen platonischen und philosophisch christlichen Geiste entsprechen, der ihren Inhalt ausmacht. Am meisten wird aber jene Rückkehr durch zwei höchst merkwürdige und ihrer Absicht nach ganz ausschließlich christliche Philosophen bezeichnet. Der erste von diesen Zweien, St. Martin hatte schon vor der Revolution und während derselben unter dem Nahmen des unbekannten Philosophen in einer Reihe von Werken, welche dem großen Haufen unbemerkt blieben, aber desto tiefer auf die Wenigen wirkten, jenes uralte System des Spiritualismus aufgestellt, welches in unsrer Zeit, weil ihr das Ewige fremd geworden war, wieder als ein neues erscheint. Der andre aber, Bonald war seit der Revolution und im Kampf gegen dieselbe, der beste und tiefsinnigste Vertheidiger der monarchischen Verfassung nach altfranzösischem Vorbilde geworden, und suchte die wesentlichen Grundsätze und Eigenschaften derselben auf eine eigenthümliche christliche Staatstheorie zu gründen, wie er sich späterhin in den letzten Schriften in seinem Versuche einer christlichen Philosophie zu der Idee des ewigen, vermittelnden Wortes als Grundlage derselben, mit ziemlicher Klarheit erhoben hat. Beide enthalten indessen neben dem vielen Guten und Vortrefflichen allerdings auch noch manches, was einer wesentlichen Ergänzung oder Berichtigung bedarf. Zum Theil liegt dieses schon in einigen französischen Vorurtheilen und auch darin, daß sie, obwohl gegen das Zeitalter kämpfend, doch noch zu sehr in demselben und besonders in ihrer Nation befangen sind, daher von andern Zeiten und Nationen unrichtige Begriffe hegen oder völlige Unkenntniß verrathen.

Das Nationalvorurtheil ist bei Bonald überwiegend, und beschränkt ihn vielfältig; dagegen St. Martins Blick zwar durchaus nicht in dem Systeme selbst, welches außer aller Berührung stand mit der armseligen Wirklichkeit unsers Zeitalters, wohl aber in der Anwendung durch eben diese niederschlagende Umgebung hie und da getrübt ward. Indessen ist der Vorwurf eines stillen Oppositionsgeistes gegen die bestehende kirchliche Verfassung, den man ihm als Katholiken macht, doch was ihn selbst betrifft, mehr nur scheinbar, als in der That begründet; und wenn er einige seiner Anhänger in Frankreich oder Rußland mit mehrerem Rechte treffen sollte, so ist dieses eben nicht auffallend, da die Nachfolger und Schüler eines großen Mannes in jeder Art und in jedem Fache eher alles andere von ihrem Meister anzunehmen und beizubehalten pflegen, als die Gränzen einer weisen Mäßigung. Wenn St. Martin aber den damahligen Zustand der kirchlichen Dinge nicht in allen Stücken billigt, besonders aber den Verfall der katholischen Wissenschaft laut beklagt, so hat er während der wilden Revolutionszeit in der trüben Epoche, die ihr voranging, wohl Veranlassung dazu gehabt, und mag ihm der ganze Zustand, so wie er damahls war, zur genügenden Entschuldigung dienen. Doch bleibt das Mißverständniß an sich immer verwerflich und dem großen Zwecke der Religion hinderlich, auf welchen er doch selbst mit der ganzen Kraft seines Geistes hinarbeitet, indem dadurch der irrige Schein entstehen könnte, als sollte die Erkenntniß des Göttlichen ausschließend und allein auf die innere Wahrnehmung und Erleuchtung gegründet und von der positiven Ueberlieferung und äußern Kirche, als ihren natürlichen Träger und ihrer wesentlichen Form zu sehr abgetrennt oder wenigstens von ihnen entfernt werden. Nirgends aber hat St. Martin die wahre Wissenschaft der Religion feindlich entgegengestellt oder zu sehr gegen diese erhoben; er spricht überall nur den Wunsch aus, daß die höhere Erkenntniß ganz nur ein Eigenthum und Werkzeug derselben und mit dem Priesterthum wieder vereinigt sein möchte, worin vielmehr eine hohe Würdigung seiner Bestimmung als eine Geringschätzung derselben nach dem gewöhnlichen Maaßstabe des herrschenden Zeitgeistes und einer ge-

meinen, sinnlichen Philosophie sich kund giebt, welche er sein ganzes Leben hindurch unermüdet bekämpft hat. Alles dieses betrifft ohnehin nur die äußern Verhältnisse; mit dem System des katholischen Glaubens selbst, ist St. Martins Lehre nirgends im Widerspruch und um so mehr in vollkommner Uebereinstimmung, als seine Philosophie nicht bloß eine mosaische, sondern auch eine wahrhaft christliche ist. Der Gattung und zum Theil auch wohl dem Ursprunge nach gehört sie zu jener orientalisch-platonischen Philosophie, welche wie ich schon früher bemerkte, nach der Reformation, ungeachtet sie von den Schulen und Lehrstühlen verdrängt ward, sich dennoch im Verborgenen immer fortpflanzte und in geheimer Ueberlieferung erhielt; und seine Schriften enthalten noch die klarste, vollständigste und beste Darstellung derselben, wenigstens in dem Bereich der französischen Sprache und bisherigen Literatur des Jahrhunderts. Wenn also auch der genannte Schriftsteller nicht eigentlich das Verdienst der Erfindung an dieser von ihm angenommenen Philosophie haben kann, wenn derselben, so wie er sie aufgefaßt, auch noch manches Mangelhafte beigemischt sein mag; immer bleibt es höchst merkwürdig, daß mitten in dem damahls von Atheismus erfüllten Frankreich, ein unbekannter, einzelner Philosoph auftrat, der sich ausschließend der Widerlegung eben dieser atheistischen Philosophie widmete und als Gegensatz gegen dieselbe eine göttlich offenbarte, auf heilige alte Ueberlieferung gegründete, mosaische und christliche Philosophie verkündigte; und man muß sich freuen zu sehen, wie unter so vielen Wortführern der katholischen Sache, endlich doch der Erste unter ihnen, der Graf Maistre, die Einsicht gehabt hat, zu bemerken, welch' ein Schatz von Geist und Erkenntniß, wenn er recht gebraucht würde, hier für den Zweck der Religion bis jetzt unbenutzt verborgen gelegen habe.

Nicht minder merkwürdig aber ist es, obgleich es anfangs auch nur von sehr wenigen bemerkt wurde, wenn im Anfange unsers Jahrhunderts, während Andere unter der Wiederherstellung der Religion nur die politische Nothwendigkeit und Aufrechthaltung des äußern Gewohnheitsglaubens im Sinne hatten und gehabt haben, jetzt ein gelehrter Rechtskenner und Staatsphilosoph auftrat,

wie Bonald, und im Ernste und aus der vollsten Ueberzeugung den Versuch wagte, die Theorie der Gerechtigkeit einzig auf Gott und die des Staats auf die Lehren des Christenthums zu gründen. In philosophischer Hinsicht könnte man ihm dabei den einzigen Vorwurf und Tadel machen, daß er Vernunft und Offenbarung zu sehr vermengt und fast identificirt, mithin die letztere nicht hinreichend in ihrer Würde erkannt habe. Indessen in Frankreich hatte man beide bisher nicht bloß ganz getrennt und entgegengesetzt, sondern völlig außer Berührung kommen lassen. Viele Vertheidiger der religiösen Denkart haben eben deßwegen weniger für ihre gute Absicht gewirkt, weil sie alle Philosophie ohne Ausnahme verwarfen, da doch die dialektische Vernunft und falsche Philosophie dem menschlichen Geiste einmahl angeboren und nicht zu vertilgen, auch nicht anders zu heilen ist, als durch die wahre. Bonald befindet sich in dem entgegengesetzten Extrem, daß er das Christenthum gar zu vernünftig machen und fast ganz in Vernunft auflösen will. Die Wahrheit selbst, wenn sie den Irrthum zerstören will, neigt sich oft etwas zu stark und einseitig zu der entgegenstehenden Ansicht hinüber. Nach solchen Verirrungen, wie die des achtzehnten Jahrhunderts waren, ist es nicht zu verwundern, wenn der Geist anfangs noch einigermaßen unsicher auf dem bessern Wege einherschreitet, wie es in einigen Punkten auch den beiden größten französischen Denkern unserer Zeit, St. Martin und Bonald, ergangen ist, denen sich der Graf Maistre ergänzend und berichtigt, in einer schon höher vollendeten Ansicht würdig anschließt; indem er auf der einen Seite den Grundstein des katholischen Glaubens, in dem Werke über den Pabst in der gründlichsten Klarheit hingestellt, zugleich aber in den philosophischen Gesprächen die höchsten Aussichten des katholischen Wissens für unsern Horizont eröffnet hat.

Eine solche Rückkehr von innen heraus konnte in England bis jetzt nicht Statt finden. Die großen äußern Gegenstände, der Welthandel und die britische Verfassung, Indien und der Continent verschlangen dort in dem thätigsten Lande den Geist, der vorzüglich nur in eben dieser Thätigkeit ausgezeichnet ist. Es bleibt ihnen dort im eigentlichsten Verstande keine Zeit übrig für das tiefere

Denken und die Philosophie, in der sie aus dieser Ursache sogar den Franzosen beinahe nachstehen müssen. Auch war zu einer Rückkehr im ähnlichen Sinne, wie in Frankreich, nicht die gleiche Veranlassung vorhanden, weil keine Revolution unmittelbar vorangegangen war, weder eine bürgerliche noch eine geistige. Die Kraft der guten Gesinnung zeigt sich dort mehr in dem standhaften Festhalten der alten Größe, und besonders in einem tiefern Ergründen derselben in ihren Grundlagen, was sich in einzelnen großen Geistern jetzt um so gedrängter entwickelt, je mehr der Sinn dafür im Allgemeinen zu erlöschen beginnt. Es hat in der neuesten Epoche auch in England nicht gefehlt an großen Schriftstellern, Forschern und Rednern, welche als Zeichen der Zeit allein stehen, und auf eigenthümlich verschiedne Weise, den wichtigen Moment bezeichnen, wo eine neue Welt sich öffnet, die noch kaum erfaßt und verstanden wird, während die alte Größe dahinsinkt. So hat William Jones, in britischer Gelehrsamkeit einer der tüchtigsten, für seine Nachfolger eine feste Bahn gegründet in der großen Art, wie er alle orientalischen, besonders aber die indischen Alterthümer und in ihnen die der Menschheit und der heil. Schrift mit wahrhaft religiösem Sinne aufzufassen wußte; so daß die Bibel ganz eigentlich die Grundlage aller seiner welthistorischen Gelehrsamkeit bildet; woraus denn eine scientifische Benutzung des heil. Buchs hervorgeht, welche das andre Extrem bildet zu dem verstandlosen Umherstreuen derselben durch die Bibelgesellschaften. Schon dieser Weg der asiatischen Untersuchungen, wenn er nur mit Geist und Kraft weiter verfolgt würde, wie es wohl von Einigen geschehen ist, müßte frei und weit hinausführen über alle Vorurtheile und gewöhnliche Beschränkungen der britischen Denkart; da auch der Zugang zu der höhern Philosophie für den Sinn der Engländer leichter auf jenem Wege der Gelehrsamkeit und großer, welthistorischer Forschung gefunden werden dürfte, als durch das innere spekulative Bedürfniß allein. Für ganz Europa aber und nach der fruchtbaren Benutzung zu urtheilen, für Deutschland insonderheit wurde der große Staatsmann und Redner Burke, ein neues, obwohl aus der alten starken Quelle geschöpftes Licht aller politischen Weisheit und moralischen Erfah-

rung; rettend für das Zeitalter, das fortgerissen war von den Stürmen der Revolution, und ohne eigentliche Philosophie tiefer eingreifend in das innere Wesen der Staaten, in die religiösen Bande des bürgerlichen Lebens und des Nationaldaseins, als es kaum je noch eine Philosophie vermochte. Während also in Frankreich aus dem Abgrunde des geistigen Verderbens und Unglaubens, ein neues Streben nach dem Lichte der ewigen Wahrheit sich im Strudel der trüben Zeit emporarbeitete, hat uns England, als eine auch im Geistigen ganz dem Alten zugekehrte Macht, einige große und genialische Beispiele im Festhalten und tieferen Begründen des schon vorhandnen Positiven in der Wissenschaft wie im Leben aufgestellt.

Fünfzehnte Vorlesung.

Rückblick. Deutsche Philosophie. Spinoza und Leibnitz. Deutsche Sprache und Poesie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert; Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz, schlesische Schule. Entartung des Geschmacks nach dem westphälischen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutsche Dichter aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweite. Klopstock; Messiade und nordische Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaaße in die deutsche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottsched und sogenanntes goldnes Zeitalter. Erste Generation der neuern deutschen Literatur oder Periode der Stifter.

Es könnte scheinen, als sei es überflüssig, jetzt noch gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, wie gegen den Schatten eines schon Abgeschiedenen zu kämpfen. Dem ist aber in der That nicht so, wie sehr man auch nach dem äußern Scheine so urtheilen möchte. Ein Uebel ist darum noch keinesweges ganz vernichtet, weil es weniger sichtbar wird. In England ist es nie ganz zum Ausbruch gekommen, daher auch nie aus dem Grunde geheilt worden. Dort wie in Frankreich giebt es einzelne, ruhmvolle Ausnahmen, und Zeichen der Zeit; herrliche und erfreuende Symptome der Rückkehr und der nie versiegenden Kraft der Wahrheit. Aber ist die Denkart überhaupt, besonders die der Gelehrten und der Naturforscher deßhalb schon allgemein verändert? Keinesweges; wir sehen unter den letztern in Frankreich immer noch das alte System herrschen, welches die Welt überhaupt und alle Erscheinungen derselben ganz körperlich aus der Zusammensetzung der eingebildeten Atome oder Molecülchen, immer aber nur aus der Materie erklärt, oder vielmehr erklären will; denn es bleibt eine solche Erklärung überall unbefriedigend und auszuführen unmöglich. Unter allen Hypothesen ist auch für die Wissenschaft, der Materialismus die willkührlichste und grundloseste, so wie für Sitten-

lehre, Nationalkraft, Begeisterung und Religion, in ihren Folgen schlechthin zerstörend. Kommen auch diese Folgen jetzt weniger an das Licht, und nicht öffentlich und geradezu in Ausübung, weil man durch die Erfahrung einmahl gewitzigt ist, diese Folgen zu umgehen sucht, oder ganz bei Seite läßt, so ist es doch schon an sich schmerzlich, wenn wir Männer, die als Naturforscher Verdienste haben, und die eine bedeutende Stelle einnehmen, in allem was den Menschen betrifft, und was eigentlich Wahrheit genannt zu werden verdient, in aller höhern Erkenntniß so tief unter dem Nullpunkte stehen sehen. Dieses ist ungeachtet der allgemeinen Rückkehr der öffentlichen Meinung zu dem Wege der Wahrheit, und ungeachtet der ausgezeichneten eigenen Kraft, mit der einige Wenige diesen Weg wandeln und zur Bahn bilden, noch jetzt der Fall im Auslande. In Deutschland aber hat die allgemeine Krankheit des Jahrhunderts, die falsche Philosophie und epidemische Vernunftswuth, zwar einen ganz andern Gang, auch ganz andre zum Theil gemässigtere, oder doch eben weil sie künstlicher waren, praktisch nicht so schädliche Formen angenommen. Ganz irren würde man sich aber, wenn man glaubte, das Uebel sei nur hier bei uns nicht vorhanden gewesen, oder wenn man darum, weil es in andrer Gestalt auftrat, nicht anerkennen wollte, daß es im Wesentlichen wo nicht ganz dasselbe, doch ein nah verwandtes, aus derselben Quelle herstammendes war. Der grobe Materialismus und die seichte Atomistik hat zwar in dem gründlicher strebenden Deutschland nie tiefe Wurzeln fassen können, dagegen war ein geisttödtender Rationalismus das herrschende Grundübel, das selbst der Theologie sich bemeisterte und da die falsche Aufklärung, wie in der Schule die rastlose Systemsucht und das leere Formelwesen erzeugte. Diese Form hat die Krankheit bei dem großen Haufen der gewöhnlichen Denker und in den niedern Regionen des intellectuellen Lebens. Wenn aber einige Männer von großem Genie das Abstractionen-Gewebe der Vernunft-Philosophie von innen heraus mit den eignen Waffen zerreißend, den Durchbruch und so zu sagen die Oeffnungen und Anfangspunkte gefunden hatten, von denen es nicht schwer gewesen sein würde, die Rückkehr und den rechten Weg zur Offenbarung und zur Erkennt-

niß des göttlichen Positiven zu finden; so sind demungeachtet nach ihnen nicht wenige der besten Talente statt der eben verlassenen Irrungen des rationalen Denkens nur in einen schlaffen Pantheismus gerathen, als das neue und zweite Uebel feinerer und geistigerer Art, welches mehr in den höhern Regionen der intellectuellen Bildung waltend, uns jetzt noch am meisten auf dem Wege zur Wahrheit und christlichen Philosophie hemmt, während die unberufene Menge nur allzufroh ist, bei dem ersten Anlaß, zu dem alten Formelwesen der leeren Abstraction unter den mannichfachsten Formen und allerlei Modificationen zurückzukehren. Beide Uebel, sowohl dieses gemeine als jenes höhere, sind groß genug, wenn auch nicht so schreiend, wie die völlige Verstockung oder die gänzliche Verwilderung des intellectuellen Lebens in der engländischen und französischen Philosophie, daß wir nicht glauben dürfen, Deutschland sei von allen Verirrungen dieser Art ganz rein und frei, vor denen der höhere geistige Aufschwung, den niemand hier verkennen kann, allein noch nicht sichert.

Wenn die deutsche Philosophie übrigens gleich anfangs nicht in solche heftige Ausbrüche und Extreme gerieth wie die französische, so ward sie davor nicht etwa durch das allgemein verbreitete und herrschende Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und dessen was diese erforderte, bewahrt wie in England; denn ein solches konnte hier bei der künstlich verwickelten Reichsverfassung in der getheilten Nation nicht Statt finden, oder doch nicht den gleichen Einfluß haben. Höchstens hatte diese, in ihrer Verwicklung den rechtlichen Formalitäten günstige, ja sie bis zur Spitzfindigkeit in's Einzelne verfolgende und verfeinernde, sonderbar künstliche Staatsverfassung die Wirkung, mit den herkömmlichen Formen zugleich den Geist der Rechtlichkeit selbst einigermaßen zu dem allgemein anerkannten zu machen, offenbare Theorien des entschiedenen Unrechts wie die von Machiavelli oder Hobbes, wenigstens nicht leicht öffentlich aufkommen zu lassen, bis die Praxis auch in Deutschland mit dem fortschreitenden Zeitalter immer kühner ward, und der furchtsamen Theorie den Weg zeigte. Was die deutsche Philosophie von den größern Verirrungen anfangs abhielt, war vorzüglich, daß in ihr mehr Reminiscenzen

aus der ältern Philosophie und mehr Verbindung mit dieser zurückblieben, deren Faden man in England und Frankreich fast völlig abgerissen und verloren hatte. Besonders Leibnitz wirkte in dieser Hinsicht wohlthätig auf Deutschland. War gleich auch er einem Arzte zu vergleichen, der mit Palliativen und nicht von Grund aus das Uebel heilt, sondern nur dessen gewaltsamen Ausbruch für den Augenblick zurückdrängt; seine Philosophie enthielt dennoch, da er eben so sehr Gelehrter als Denker war, zurücklenkende Reminiscenzen dieser Art in Menge, und je mehr seine Hypothesen selbst nur das, nur äußerst sinnreiche und künstliche Auswege waren, um uralte Schwierigkeiten zu lösen, je mehr enthielten sie Stoff und Veranlassung, wenigstens auf die Zukunft für den, der einmahl tiefer in alle Labyrinthe des Denkens und in alle Geheimnisse der Erkenntniß einzudringen, den Muth, den Geist und den Beruf haben würde. Der Zeit nach gehört er jenem Uebergange an, von der Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts zu der Denkart des achtzehnten, einem von den entscheidenden Wendepunkten des menschlichen Geistes. Da er und seine Philosophie aber fast nur auf Deutschland, hie und da auf Frankreich obwohl nur wenig, auf England so gut wie gar nicht gewirkt haben, so habe ich ihn auf diese Stelle verspart und dort mit Stillschweigen übergangen, so wie seinen Gegner Spinoza, weil auch dieser in seinem Vaterlande wenig, in England und Frankreich fast gar nicht, bedeutend und vorzüglich nur in Deutschland gewirkt hat. Spinoza's großer Irrthum, die Welt und Gott nicht zu unterscheiden, allen einzelnen Wesen aber die innere Selbstständigkeit und Bestandheit abzusprechen und in ihnen allen nichts zu sehen, als die verschiedenen Kraftäußerungen des Einen, ewigen, alles umfassenden Wesens, hebt eigentlich die Religion auf, weil er Gott die Persönlichkeit, und dem Menschen die Freiheit abspricht, überhaupt aber das Unsittliche, Unwahre und Ungöttliche für einen bloßen Schein erklärend, den wesentlichen Unterschied zwischen dem Guten und Bösen aufhebt. Dieser Irrthum liegt gleichwohl der bloß natürlichen Vernunft so nahe, daß er vielleicht der älteste sein kann, der auf die ursprüngliche Wahrheit gefolgt ist, nur daß Spinoza den Pantheismus in eine mehr

wissenschaftliche Form gebracht hat. Denn auch der wissenschaftlichen Vernunft, wenn sie durch eigne Kraft allein die Erkenntniß der Wahrheit ergreifen will, ist dieser Abweg so natürlich, daß Descartes, von dessen System Spinoza zunächst ausging, nur durch seinen Mangel an Tiefe und Entschiedenheit des Geistes vermieden hat, in den gleichen Abgrund zu gerathen, an dessen Rande er schon stand. Man muß auch hier den Irrthum selbst von der Person unterscheiden. Oft ist der, welcher einen neuen Weg des Irrthums zuerst veranlaßt, oder auch gleich bis zur Vollendung durchführt, und am entschiedensten und kühnsten ausspricht, bei weitem weniger verwerflich als seine Nachfolger, oder die auf gleichen Irrwegen, nur unentschiedener einherschwanken. Spinoza's Sittenlehre ist zwar, so wie er selbst kein Christ war, nicht die christliche, wohl aber ist sie so edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja sie hat vielleicht Vorzüge vor dieser. Was ihn stark macht im Vergleich mit Gegnern, die seine Tiefe nicht verstehen, oder nicht fühlen, und mit solchen, die ohne es selbst recht deutlich zu wissen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, ist nicht bloß die wissenschaftliche Klarheit und Entschiedenheit seiner Denkart, sondern auch daß alles in dieser so aus einem Guß war, weil er fühlte, wie er dachte, und ganz von seinem Gefühle beseelt war. Man kann es nicht Naturbegeisterung nennen, wie der Dichter, der Künstler oder der Naturforscher sie fühlt: noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände diese einen Gegenstand ohne Glauben und wirklichen Gott? Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt ist es, was ihn immer bei all seinem Denken begleitet, und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt. Jeder entschiedene Irrthum, der das Ganze betrifft, ist wohl im Grunde gleich verwerflich und es möchte scheinen, daß hier keine Stufenfolge Statt finde. Vergleichen wir dennoch diesen Irrthum des Spinoza mit dem Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, so ergiebt sich noch ein großer Unterschied. Jene materielle Philosophie, wenn sie noch so heißen kann, welche alles aus dem Körper erklärt und die Sinnlichkeit für das Erste hält, ist ein Irrthum, der fast unter die Region des Menschlichen herabsinkt. Selten wird daher auch bei

den Einzelnen, die einmahl bis in diese Tiefe herabgesunken sind, eine Rückkehr zu hoffen sein, so leicht es geschehen mag, daß eine Nation, ein Zeitalter, wenn sie die sittlichen Folgen jener Philosophie der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erblickt haben, sich mit Abscheu davon zurückwenden. Die hohe Geistigkeit jenes andern Irrthums, in den Spinoza führt, könnte dagegen scheinen, für die tiefer suchenden Individuen mehrere Mittel und Wege übrig zu lassen, um sich wieder zu erheben zur Wahrheit. Auf der andern Seite freilich, ist ein Irrthum um desto verderblicher, je mehr er geeignet ist, auch die edelsten und geistigsten Gemüther zu ergreifen; die unmittelbaren Folgen sind wohl praktisch nicht so schädlich, aber das Verderbliche wurzelt desto tiefer im Innern, und wirkt früher oder später, auch auf das Ganze einer Nation oder eines Zeitalters zerstörend; wie im menschlichen Körper eine Krankheit, welche die edelsten Lebenstheile ergriffen hat. Eine solche, tief in den Mittelpunkt des Lebens eindringende geistige Krankheit ist der feinere Pantheismus, der unter den mannichfachsten Formen in Deutschland herrschend geworden ist, und bald in der zauberischen Naturfülle einer beseelten Fantasie, bald kritisch abwägend und dem Scheine nach absondernd und wenigstens das Einzelne historisch erkennend, obwohl nie das Ganze verstehend, hie und da auch noch in dem alten schon abgenutzten Truggewande dialektischer Spitzfindigkeit und ideeller Leerheit auftritt. Dadurch wird auf die Dauer und in der allgemeinen Wirkung der Sinn der Wahrheit selbst untergraben und aller Fähigkeit ein göttlich Positives zu erkennen und zu ergreifen, mithin alles innerliche Feste aus dem Leben wie aus der Erkenntniß zum allgemeinen Verderben hinweggenommen. — Diesem Uebel kann nur eine wahrhaft christliche Philosophie entgegentreten und vorbeugen, zu welcher für diese Welt-Epoche die Idee und Anlage in Leibnitz am deutlichsten sich entwickelt hat, den wir eben darum als die Krone und den Gipfel jener älteren, noch keiner Nation ausschließend angehörenden, allgemein europäischen Schule der neuern Philosophie betrachten, deren Umkreis die vier großen Autoren, Baco, Descartes, Spinoza nebst dem schon genannten Ersten deutschen Philosophen, bezeichnen. Diesen Weg

hätte man standhaft verfolgen und weiter ausbilden sollen. Denn ganz unvollendet hat allerdings Leibnitz die Idee seiner Philosophie gelassen, und eben darum auch das Uebel, welches schon damahls, zwar noch in andrer und streng abgeschlossner isolirter Gestalt sich zeigte, obwohl er es wie im Keime ahnend erkannte und rastlos bekämpfte, nicht vollständig beseitigen und besiegen können.

Leibnitzens Philosophie bezieht sich in sehr vieler Hinsicht auf die des Spinoza. Sie ist überhaupt fast durchaus eine streitende Philosophie, und wenn auch dieß nicht immer der äußern widerlegenden Form nach, doch überall eine der übrigen Philosophie seines Zeitalters mehr entgegenwirkende, ihr antwortende, die Zweifel lösende, die Mängel verbessernde, sich an den Zeitgeist und das Zeitbedürfniß anschließende, überhaupt vermittelnde, keinesweges eine unabhängige, aus sich selbst hervortretende, und in eigner Machtvollkommenheit einherschreitende. Der literarische Zweifler Bayle, Locke, der Stifter der Sinnlichkeitslehre, waren Leibnitzens Hauptgegner, andrer mehr persönlichen Streitigkeiten nicht zu gedenken. Der vornehmste aber von allen ist Spinoza, mit dem er so oft, ja fast immer auch da, wo er ihn nicht nennt, wie mit einem unsichtbaren, gefürchteten Gegner kämpft. So hat er auch wohl von denen Philosophen, mit welchen er übereinstimmt, manche, die weniger bekannt waren, nicht genannt, und die eigentlichen Quellen, aus denen er geschöpft hatte, verschwiegen. Das Dasein einer unendlichen Geisterwelt, von der die Sinnenwelt nur die äußere Hülle ist, entschieden anzuerkennen, das war nicht in seinem Charakter. Die Lehre von den angebornen Ideen, so wie er sie aufgefaßt hatte, führt vielmehr auf ein System von abstracten Begriffen, welche man sich gleich einem todten Grundriß dem Verstande eingeboren oder aufgeprägt denkt, als daß das innere Wirken des Geistes lebendig darin erblickt werden könnte. Näher hätte die Lehre von den unbewußten Vorstellungen zu diesem Ziele führen mögen, indem die Erkenntniß, daß unser Bewußtsein nur ein halbes ist, oder daß wir nur um die Hälfte unsers Bewußtseins wissen, während eine andre unsichtbare Seite desselben unserm Auge verdeckt ist, wenigstens den ersten Schritt der Annäherung

bildet, um in das Geheimniß oder in die geheime Werkstätte der Seele einzudringen; wie uns ja auch in der sinnlichen Welt erst die Gestirne der Nacht über das Licht des Tages und seinen wahren Umlauf richtig belehren. Leibnitzens Hypothese dagegen, daß die sinnlichen Gegenstände nur ein verworren wahrgenommenes Chaos seien von einfachen geistigen Grundwesen oder Monaden, die nur in einem schlummernden Zustande noch nicht bis zum vollkommnen Bewußtsein entwickelt wären, schließt sich viel zu sehr an die Atomenlehre Epikurs und der neuern Atheisten an, und ist doch nur eine Art von verunglücktem Mittelweg zwischen dieser und der vollen Anerkennung der geistigen Welt. Sein Versuch, die Hauptschwierigkeit der damahligen Philosophie von dem Zusammenhange zwischen Geist und Körper, durch die Annahme zu lösen, daß der Werkmeister beide, etwa wie ein Künstler zwei Uhren, ursprünglich in Uebereinstimmung gebracht, ist nur ein sinnreiches Kunststückchen, wobei eben das vorausgesetzt wird, daß die Welt nichts anders sei, als ein künstliches Uhrwerk. Seine berühmte Theodice oder Rechtfertigung Gottes, wegen des vielen unläugbar in der Welt vorhandenen Uebels und Bösen, beantwortet diese der natürlichen Vernunft sich immer aufdringende Frage, mit der klugen Gewandtheit eines geübten Diplomatikers, der es sich zur Pflicht macht, die Seite, welche seinem Monarchen die vortheilhafteste ist, überall herauszukehren, und zu benutzen, wo sich hingegen etwa eine scheinbare oder wirkliche Schwäche finden sollte, die der Gegner benutzen könnte, dieselbe sorgfältig zu verschweigen, oder dem Auge zu entziehen sucht. Es fällt jeder bloßen Vernunft=Philosophie unmöglich, die Frage von dem Ursprung des Bösen und von der Unvollkommenheit der Welt zu beantworten, ohne entweder das Böse wider allen gesunden Verstand ganz zu läugnen, oder dessen Vorhandensein Gott selbst zuschreiben zu müssen, wogegen sich jegliches Gefühl empört. Die Antwort Leibnitzens aber, gegen die Voltaire seinen ganzen Spott gerichtet hat, daß diese Welt unter allen möglichen die beste sei, hat in unsern Tagen ihr Gegenstück gefunden, in der Ansicht eines berühmten Denkers, der, weil er alles aus dem Ich herleitete, dem zu Folge dafür hielt, die Welt sei nur dazu hervorgebracht,

daß das Ich sich daran stoßen und im Kampf dagegen die eigne Kraft entwickeln soll, zu welchem Endzweck denn jede Welt, wie sie übrigens auch beschaffen sein möge, tauglich, und also immer gut genug sei. Aber weder diese äußerst spartanische, noch jene künstlich diplomatische Antwort können dem Gefühl oder der Philosophie genügen. Mit Bewunderung sehen wir in einem erst kürzlich bekannt gewordenen dogmatischen Werk von Leibnitz, wie gründlich und klar seine Einsicht in der Theologie und in dem Zusammenhang der katholischen Wahrheit gewesen. Doch fehlte es ihm auch hier an dem graden Muth und der Charakterstärke, um den letzten Schritt zu thun, und die Sache selbst zur Entscheidung und auch für die Welt zum offenen Durchbruch zu bringen, wozu der Vorgang eines so hervorragenden Geistes gewiß von sehr großem Einfluß hätte sein können. Er blieb auch im Glauben auf halbem Wege stehen, und dazu lag der Grund in der innern Halbheit seines nach Außen so unermeßlich ausgebreiteten Wissens. Die höchste und tiefste Idee, die sich in seiner fragmentarischen Erkenntniß vorfindet, und die auch Lessing mit richtigem Tiefgefühl besonders hervorgehoben, ist der Gedanke von der im metaphysischen Sinne immer wachsenden Vollkommenheit der Welt, oder stets gesteigerten Verherrlichung Gottes im ewigen Fortschritt seiner Schöpfung, von Klarheit zu immer höherer Klarheit. Denn diese Idee ist für die metaphysische Erkenntniß der eigentliche lebendige Mittelpunkt der neuen, christlichen Offenbarung, wie die Lehre vom Abfall das Grundgeheimniß, der alten, mosaischen Offenbarung bildet. Die meisten Philosophen unter den wenigen, welche sich überhaupt zur Erkenntniß und Anerkenntniß der Offenbarung erhoben haben, sind doch nur bei der alten, mosaischen stehen geblieben, deren Lehre vom Abfall die menschliche Vernunft nie würde ergründet haben, wenn nicht das früheste Alterthum schon sie aus der Ueberlieferung der Urwelt gewußt und in Erfahrung gebracht hätte. Diese Lehre, obwohl sie die Grundlage und den Anfang aller wahren Erkenntniß bildet, erhält ihre wahre Bedeutung und Erklärung doch erst durch jene andre Idee, von der sich die Vernunft wohl etwas ungefähr Aehnliches im Allgemeinen erdenken kann, nach dem unbestimmten Begriff einer fortschreitenden

Vollkommenheit, der auf das irdische gemeine praktische Leben oft so verkehrt angewandt wird. Die volle Klarheit aber erlangt diese Idee für die Metaphysik erst im Lichte der Offenbarung durch das Christenthum, welches allein uns die Einsicht und Ueberzeugung gewährt, daß grade aus dem alten Abfall der Welt, die neue Vollendung und Verklärung der Schöpfung um so herrlicher hervorgeht. Leibnitz mochte jedoch diese Idee mehr nur mathematisch aufgefaßt, als in ihrer ganzen religiösen Tiefe verfolgt und erschöpft haben. Je bestimmter und deutlicher wir die Anlage zu einer eigentlich christlichen Philosophie in ihm bemerken, um so mehr ist es zu beklagen, daß diese Anlage unvollendet geblieben, und daß sich sein lichter Geist nicht ganz aus den abstracten Begriffen seiner Zeit und Umgebung zur lebendigen Erkenntniß hat emporarbeiten können.

Besonders in Leibnitzens Vorstellung von Raum und Zeit zeigt es sich, wie vergessen die Ansichten der höhern Philosophie schon damahls waren, oder doch wie weit abstehend von der herrschenden Denkart. Die ältere Philosophie erkannte im Raum den unendlichen und beseelten Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen, in der Zeit den lebendigen Pulsschlag in dem Geister-Meere der ewigen Liebe, in beiden aber nach ihrer ursprünglichen, noch nicht verstörten Beschaffenheit, die Lebensorgane der göttlichen Schöpfung, die alle Wesen umfassenden Flügel der Offenbarungen Gottes. Selbst der natürliche, ja der ganz sinnliche Mensch geräth in ein Erstaunen, welches sich nie abnutzt, und ihn unmittelbar in die Region des Göttlichen erhebt, wenn er daran denkt, wie er diesen unermeßlichen Raum in Gedanken zwar nicht ermessen, aber doch umfassen und also in sich begreifen kann. Da eröffnet sich ihm eine unendliche Tiefe in seinem Innern, wie die Fülle des Lebens, wenn er von diesem Punkt der Gegenwart zurücksinkt in die Vergangenheit, und dann hinausschaut in die Zukunft. Leibnitz sah in Raum und Zeit nur die Ordnung der neben einander bestehenden, oder auf einander folgenden Dinge. So traten nichtssagende und todte Begriffe, immer mehr an die Stelle des lebendigen und richtigen Gefühls, in allem was den Menschen über die Sinnenwelt zu erheben, am meisten geeignet ist. Leibnitzens Philosophie

ward in Deutschland durch Wolf, eine in den Schulen herrschende Secte; damit ist sie hinreichend charakterisirt. Eine Secte, die in das Leben eingreift, ist unterschieden nach der Richtung die sie nimmt, nach den Wirkungen die sie hat. In die Schule eingeschlossen, äußert sich der Sectengeist immer nur auf die gleiche Weise, als ein todtes Formelwesen, mögen nun Aristoteles oder Descartes, Leibnitz oder Kant die Meister heißen, und den Nahmen herleihen, um die Begriffe zu stempeln, welche ehemahls in dem Geiste ihrer Erfinder wohl Gedanken waren, jetzt aber nur als leere Formeln herumgetrieben werden. Indessen ward doch dadurch wenigstens der noch schädlichere Sectengeist jener das Leben selbst ergreifenden und zerstörenden atheistischen Philosophie der Sinnlichkeit von Deutschland abgehalten; auch blieb das todte Formelwesen, die Pedanterei nicht von langer Dauer. Leibnitz, obwohl meistens lateinisch oder französisch schreibend, hatte dennoch das wissenschaftliche Studium der deutschen Geschichte und deutschen Sprache ganz von neuem belebt; und selbst Wolf hatte in seinen deutschen Schriften für die Bildung der Sprache ein verdienstvolles Beispiel gegeben. Bald folgten ihm darin andre nach; obwohl noch in der Schule jener Philosophie gebildet, doch als Selbstdenker von allgemeiner Geistesbildung auf zum Theil eignen Wegen. Diese nebst einigen bessern Dichtern arbeiteten die Sprache zuerst aus der Barbarei hervor, in welche sie versunken war, bis alsdann Klopstock in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, der Stifter einer ganz neuen Epoche ward, und der eigentliche Meister und Vater der jetzigen deutschen Literatur.

Ehe ich aber diese zu schildern versuche, ist es nothwendig, noch einen kurzen Rückblick zu werfen auf den Zeitraum, welcher in der Mitte liegt zwischen der altdeutschen und neudeutschen Literatur. Zwar hat das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert nur wenige ausgezeichnete Schriftsteller in deutscher Sprache hervorgebracht, aber diese wenigen sind desto merkwürdiger und außerordentlicher. Wie die alte Ritterpoesie und die Kunst des Mittelalters in den Streitigkeiten des sechzehnten Jahrhunderts in Vergessenheit gerathen, wie in den Bürgerkriegen dieses und des

siebzehnten Jahrhunderts selbst die Sprache verwildert sei, das ist schon erwähnt worden. Was noch ein Gegenmittel gegen diese einreißende Verwilderung gewährte, und einen Ersatz für den Verlust alles Alten wenigstens in der Sprache, das war die deutsche Bibelübersetzung. Es ist bekannt, daß alle gründlichen Sprachforscher diese als die Norm und den Grundtext eines in hochdeutscher Sprache classischen Ausdrucks ansehen, und nicht bloß Klopstock, sondern noch viele andere Schriftsteller von der ersten Größe haben ihren Styl vorzüglich nach dieser Norm gebildet, und aus dieser Quelle geschöpft. Es ist bemerkenswerth, daß überhaupt in keine neuere Sprache so viele biblische Wendungen und Ausdrücke aufgenommen worden, und ganz in's Leben übergegangen sind, wie in die deutsche. Ich stimme denjenigen Sprachforschern vollkommen bei, welche dieß für sehr glücklich halten, und glaube eben daher einen Theil von der fortdauernd sich erhaltenden geistigen Kraft, dem Leben und der Einfalt herleiten zu müssen, welche das Deutsche in unsern besten Schriften vor allen andern neuern Sprachen so sichtbar auszeichnen. Was der Katholik, was der neuere protestantische Gelehrte an Luthers Bibelübersetzung zu tadeln findet, betrifft in der That nur einzelne Stellen, wo er entweder nach seinem besondern Sinn, anders als die alten Lehrer der Kirche es verstanden, gedeutet und übersetzt hat, oder auch für das Einzelne geschichtliche, naturhistorische, geographische und andre Hülfsmittel zum richtigen Verständniß entbehrte. Je mehr man aber in der neuern Zeit vor etwa dreißig Jahren die Versuche wiederhohlte, auch die Bibel durch vernünftig auflösende Uebersetzungen in ein Noth- und Hülfsbüchlein der Aufklärung zu verwandeln, ein Beispiel, welches selbst unter angeblichen Katholiken Nachfolge gefunden hat; jemehr hat man, nachdem man von dieser Modethorheit zurückgekommen war, die Vortrefflichkeit dieser altdeutschen Bibelübersetzung anzuerkennen sich bewogen gefühlt. Zwar gehört sie nicht eigentlich Luthern allein an, sie ist bekanntlich nur durch Auswahl des Besten aus so vielen schon vor ihm vorhandnen Uebersetzungen entstanden; wobei ihm, was die Erklärung selbst betrifft, noch mancher seiner gelehrten Freunde, besonders Melanchthon beigestanden. Nichts desto

weniger bleibt ihm selbst, was die Kraft der Sprache, und den eignen Geist, diese große und starke Art des deutschen Ausdrucks betrifft, ein unverkennbares Verdienst. Denn auch in seinen eignen Schriften findet sich eine Beredsamkeit, wie sie im Lauf der Jahrhunderte unter allen Völkern nur selten in dieser Kraft hervortritt. Freilich hat dieselbe auch alle die Eigenschaften an sich, die man einer durchaus revolutionären Beredsamkeit immer wird nachsehen müssen. Aber nicht bloß in solchen halb-politischen, das öffentliche Leben heftig ergreifenden, und in den innersten Fugen erschütternden Schriften, wie die an den Adel deutscher Nation, findet sich diese Luthern eigne Kraft revolutionärer Beredsamkeit, sondern auch in allen seinen übrigen Werken. Denn fast in allen sehen wir seinen innern großen Kampf lebendig uns vor Augen gestellt. Es liegen so zu sagen zwei Welten mit einander im Streit in dieser durch Gott und durch die Natur so starken, so reich ausgestatteten Männerseele, und wollen sie beide an sich reißen. Es ist überall in seinen Schriften, wie ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen einem unerschütterlich festen Glauben, und seiner eben so unbezwinglich wilden Leidenschaft, zwischen Gott und ihm selber. Welche Wahl er nun an diesem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von seiner großen Geisteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt so wie damahls das Urtheil nicht anders als verschieden und ganz entgegengesetzt ausfallen. Was mich selbst und mein Urtheil über ihn anbetrifft, so darf ich es wohl kaum erst erwähnen, daß mir seine Schriften wie sein Leben, keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir sehen, wie eine große, erhabne Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht und sich zum Verderben neigt. Was Luthers Geisteskraft und Größe, abgesehen von dem Gebrauch und der nachmahligen Entwicklung seiner Denkart betrifft, so scheint es mir in der That, daß noch keiner seiner modernen Anhänger und Bewunderer, ihn von Seiten der Kraft, die er wirklich hatte, nach Würden anerkannt und gepriesen habe. Die andern, welche zu ähnlichem Zwecke mit ihm wirkten, waren meistens nur gelehrte, mäßigdenkende und aufgeklärte Männer von der gewöhnlichen Art. Er war eigentlich der, auf den es ankam,

und auf dessen Seele es gelegt war, was aus dem Zeitalter werden sollte; er war der alles entscheidende Mann des Zeitalters und der Nation.

Luther war durchaus ein Volksschriftsteller. So merkwürdige, umfassende, vielwirkende, durch Geisteskraft außerordentliche Volksschriftsteller hat kein anderes Land, in dem neuern Europa gehabt, als Deutschland. Es war auch, wie sehr die gelehrten und gebildeten Stände in Deutschland denen andrer Länder in manchen Zeiten nachstehen, ihnen kaum gleich kommen, oder sie doch erst später übertroffen haben mögen, in keinem andern Lande das Volk von jeher im Innern mit solcher geistigen Kraft ausgerüstet, als Volk das erste, ja das einzige in Europa, an welchem sich diese in den Tiefen der Menschheit ruhende Naturkraft so offenbart und bewährt hätte, als das deutsche. Es ist ein alter Spruch, daß die Gewalt der Könige von Gott eingesetzt sei; aber auch das ist eine Bemerkung aller Zeiten, daß aus dem Rufe des Volks, die Stimme Gottes sich vernehmen lasse. Beides ist wohlverstanden, vollkommen wahr. Wehe denen, welche diese Gottesstimme mißdeuten oder verwirren wollen. Mitleiden verdienen diejenigen, welche einer leeren, todten Politik ergeben, wähnen, sie könnten das Volk leiten, nach ihren eigennützigen, kleinlichen Absichten lenken; da das Volk, klüger als sie denken, und als sie selber sind, jene Absichten recht wohl bemerkt, und sich so leicht nicht leiten läßt. Des größten Verbrechens aber machen sich wohl diejenigen schuldig, welche jene in ihrem Ursprung ehrwürdige Naturkraft des Volkes, muthwillig nur zum Spiel der Zerstörung in Bewegung zu setzen sich erkühnen; eine Kraft, die in ihren Wirkungen immer furchtbar sein wird, sobald sie von ihrem einzigen wahren Ziel, dem Gehorsam und Glauben Gottes abgewichen ist. Beschränkt ist auch das Urtheil derer, welche glauben, diese Kraft, weil sie dieselbe nicht zu achten wissen, sei gar nicht vorhanden, oder könne vertilgt werden, wo sie doch von Alters her und ursprünglich, wie in Deutschland vorhanden ist, weil sie wie manche andere verborgene Kraft der Natur, nur in seltnern Fällen sich äußert.

Nicht bloß die Religion war wie in Luthers und Andrer

Werken im protestantischen Deutschlande Gegenstand und Angelegenheit der Volksschriftsteller, sondern auch die Dichtkunst fiel vorzüglich ihnen anheim, ja sogar die Philosophie. Ich erwähne hier nur als die merkwürdigsten, den bekannten Meistersänger von Nürnberg, und dann jenen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges unter dem Nahmen des teutonischen Philosophen in den protestantischen Ländern und dem übrigen nördlichen Europa berühmten christlichen Naturdenker und Seher.

An Volksliedern und Volksdichtungen besitzt Deutschland einen großen Reichthum. Die Volksdichtung überhaupt ist von zweifacher Art; theils sind es Lieder, einzelne, verlorne Anklänge von der untergegangenen Poesie einer ältern Helden- und Ritterzeit, wenn deren Ueberlieferung durch spätere Revolutionen unterbrochen, oder bei einer neuen bürgerlichen Einrichtung des Lebens verdrängt und vergessen worden ist. Theils aber wird die Dichtkunst in solchen Zeiten auch vom Volke, für sein Bedürfniß und nach seiner Art selbst geübt, obwohl nicht ohne Erfindung und Geist, doch im Aeußern handwerksmäßig, und das ist eben das Eigenthümliche des spätern deutschen Meistergesanges. Ein Handwerker in der Poesie wie im Leben ist dieser Meister von Nürnberg, Hans Sachs, nicht bloß der fruchtbarste, sondern auch wohl der kraftvollste in seiner Art, besonders reich an Witz und von gesundem Verstand, und wenn man von andern Nationen anführen will, was diese bei sich in der Literatur ihrer ältern Zeit gar nicht hintansetzen und wohl zu achten wissen, wenigstens erfinderischer als Chaucer, reicher als Marot, poetischer als Beide. Für die Sprache enthält er einen reichen, noch gar nicht benutzten Schatz.

Eben dieß gilt auch von Jakob Böhme, jenem deutschen Natur-Philosophen, der von den gewöhnlichen Literatoren meistens übel behandelt wird. Worin sein Gutes, und auch sein Irriges bestand, davon bekennen sie wohl selbst, nichts zu verstehen; aber auch von dem äußern Verhältniß des Mannes, wie er zu seinem Zeitalter stand, und durch welchen Zusammenhang damahls, diese und ähnliche Meinungen sich verbreiteten, davon wissen und ahnen sie gar nichts. Wie wenig es an sich das rechte Verhältniß

sei, wenn unter den Gelehrten und Gebildeten, und in der eigentlichen Literatur nur todte Formeln auf der Oberfläche sich umhertreiben, die tiefere und lebendige Philosophie aber entweder einer geheimen Ueberlieferung oder einzelnen wahrhaft, oder bloß schwärmerisch Begeisterten aus dem Volke anheimfällt, das habe ich schon früher erwähnt. Aber so war es nun einmahl zu jener Zeit im protestantischen Deutschland, und auch in England. Man nennt Jakob Böhme einen Schwärmer. Wenn es aber auch gegründet sein sollte, daß die Fantasie einen bei weitem größern Antheil an den Hervorbringungen seines Geistes hatte, als ein wissenschaftlich geübter Verstand; so muß man wenigstens gestehen, daß es eine sehr reich begabte und hoch erleuchtete Fantasie war, die wir in diesem sonderbaren Geiste gewahr werden. Wollte man ihn desfalls bloß als einen Dichter betrachten und mit andern christlichen Dichtern, welche übersinnliche Gegenstände darzustellen versucht haben, mit Klopstock, Milton oder selbst mit Dante vergleichen, so wird man gestehen müssen, daß er sie an Fülle der Fantasie und Tiefe des Gefühls beinahe übertrifft, und selbst an einzelnen poetischen Schönheiten und in Rücksicht auf den oft sehr dichterischen Ausdruck ihnen nicht nachsteht. Die Quellen der Natur sind jedem stillen und frommen Gemüthe zugänglich, weil ihre Adern dem innern Lebensstrom der menschlichen Seele mit einverwebt sind; und dem kindlichen Auge ist vielleicht manches schon ganz klar und durchsichtig, was für das künstliche Fernrohr und die äußerlichen Sehanstalten des gelehrten Untersuchers oft noch mit einer siebenfachen Decke und Wolke verhüllt ist. Es gibt auch für die Natur eine eigenthümliche Offenbarung im unmittelbaren Gefühl ihres innern Lebens; und wie unsre Zeit in der Erkenntniß der göttlichen Dinge, nach langen Mühsalen des irrenden Denkens, mehr und mehr wieder zu der einfachen Klarheit des Glaubens zurückgekehrt ist, so wird auch die Naturwissenschaft gerade in unsern Tagen wieder den Rückweg nehmen müssen zu jenen ersten Quellen der innern Anschauung und eines noch nicht verbildeten und gestörten, sondern noch von Grund aus hellsehenden Natursinns, als dem innern Born der Offenbarung für jene Wissenschaft, welche zwar nicht

den Schöpfer, wohl aber die Herrlichkeit seiner Schöpfung, die Menschen erkennen lehren soll. Obgleich nun dem christlichen Naturdenker, wenn er außerhalb der katholischen Kirche steht, mit so vielen erhöhenden Gnadenwirkungen der Seele auch die letzte Klarheit des Geistes immer fehlen wird; so muß es doch wohl unterschieden werden, ob jene Absonderung aus der eignen Gesinnung des Zwiespalts herstammt, oder nur durch den unverschuldeten Zufall der Geburt, ohne selbst weitern Antheil an dem Geist des Haders zu nehmen, veranlaßt wurde. Was man indessen auch in Rücksicht auf Philosophie Mangelhaftes und Irriges oder vielleicht nur Unverständliches in den Lehren des Jakob Böhme zu bemerken glaubt, die Geschichte der deutschen Sprache darf ihn nicht mit Stillschweigen übergehen, denn in wenigen Schriftstellern hat sich noch zu jener Zeit der ganze geistige Reichthum derselben so offenbart, wie in diesem; eine bildsame Kraft, und aus der Quelle strömende Fülle, welche sich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zuletzt in dem Maaße kund giebt, und welche die Sprache in der jetzigen Zeit künstlicher Ausbildung, äußerer Abglättung und Nachbildung fremder Kunst- und Sprachgestalten nicht mehr besitzt.

Ebenfalls zur Zeit jenes dreißigjährigen Krieges, der in seiner Nachwirkung so ertödtend, während er noch wüthete, aber für die Geisteskraft noch gewissermaßen erregend und belebend war, bahnte der allgemeinen deutschen Geistesbildung, der Dichtkunst und Sprache, der Schlesier Opitz einen Weg, den nach ihm viele betraten. Er schloß sich zunächst an die Holländer an, die damahls einen Hugo Grotius besaßen, unter allen Protestanten nicht nur die gelehrtesten und aufgeklärtesten, sondern auch in der Dichtkunst gebildet waren, und nach dem Vorbilde der Alten eingerichtete Trauerspiele in der Landessprache besaßen, noch geraume Zeit vor den berühmten Tragödiendichtern Frankreichs unter Ludwig **XIV.** Doch was Opitz von fremden Nationen, von den Holländern, oder im Schäferroman von den Spaniern entlehnte, darin liegt sein Werth nicht; auch seine dramatischen Versuche in freien Uebersetzungen oder Nachbildungen aus den Griechen oder den Italiänern haben keinen wesentlichen Erfolg

gehabt. Selbst bei seinen eigenthümlichen lyrischen, vermischten und lehrenden Gedichten muß man, um ihn richtig zu beurtheilen, mehr auf das sehen, was er hätte werden können nach seiner Natur, und nach dem, was er wollte und im Sinne hatte, als nach dem was er wirklich geworden ist. Man ist gewohnt, ihn den Vater der deutschen Dichtkunst zu nennen; es scheint mir aber, als ob wenigstens seit Klopstock, von den undankbaren Söhnen nur sehr wenige mit diesem ihren vermeinten Vater einigermaßen näher bekannt wären. Er war, wenn je ein anderer, ganz eigentlich zum heroischen Dichter bestimmt. Das hatte er auch im Sinne für die deutsche Nation zu werden. Aber in einem unruhigen Leben von den damahligen Zeitverhältnissen umhergeworfen, starb er in noch frühem männlichen Alter, und ließ seine Absicht, und seine Poesie unausgeführt. Wohl aber spürt, wer dieß zu fühlen weiß, in derselben überall jene Denkart und große Seele, die eigentlich den Heldendichter macht; und auch in der Sprache ist eine kunstlose naive Einfalt bei der Würde und innern Stärke, die nach meinem Gefühl späterhin nur selten, oder eigentlich nie ganz so wieder erreicht worden ist, und in Rücksicht auf welche ich Opitz bei weitem den Vorzug vor Klopstock geben würde, der doch in seiner Zeit so hoch über allen andern steht.

Neben Opitz ist unter den schlesischen Dichtern dieser Zeit, besonders noch Flemming ausgezeichnet, der, was ihm Freundschaft, Leidenschaft und Liebe im eignen Leben gewährten, was er auf einer denkwürdigen Reise über das damahls noch wenig bekannte innere Rußland nach Persien und bei seinem dortigen Aufenthalte sah und erfuhr, mit glühendem Gefühl und mit einer oft orientalisch farbenreichen Fantasie in seinen Liedern und Gedichten darstellt; nur in der Sprache ist er ungleicher als Opitz. Vom Uebel war aber schon, daß diese Dichter nicht eigentlich allgemeine Deutsche, sondern nur schlesische Provinzial-Dichter zum Theil wirklich waren, zum Theil als solche wenigstens angesehen wurden. Je mehr seit dem unglücklichen Bürgerkriege, dessen Flamme durch die Theilnahme von halb Europa, und durch die Arglist fremder Staatskunst genährt, dreißig Jahre lang Deutschland verheerte und verwüstete; je mehr seit dem für die gemein-

same lebendige Entwicklung noch unglücklichern Frieden von 1648, die Kraft der deutschen Nation gebrochen war, je mehr ging auch der deutschen Poesie der Stoff aus, und endlich sank sie fast ganz herab zu bloßen Gelegenheitsgedichten, und zu einer entarteten üppig spielenden Künstelei, wie meist immer geschieht, wo die Poesie keinen rechten Gegenstand mehr hat, und das wahre Leben schon entflohen ist. Diesen unechten Geschmack brachte Hoffmannswaldau auf, Lohenstein machte ihn, eben weil er nicht ganz ohne Talent war, allgemein herrschend. Es war dieser Zeitraum von 1648 bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die eigentliche Epoche der Barbarei, und eine Art von Zwischenreich und chaotischem Mittelzustand in der deutschen Literatur, wo die Sprache selbst zwischen einem seinsollenden Halbfranzösisch, und einem verwilderten Deutsch schwankend, zugleich verkünstelt war und doch gemein. Auch in Rücksicht des politischen Zustandes, war die Zeit unmittelbar nach dem westphälischen Frieden für Deutschland die schmachvollste und unglücklichste. Mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, erhob sich Deutschlands Kraft von neuem; Oesterreich erstieg wieder den höchsten Gipfel der Macht und des Ruhms, mehrere der ersten Thronen in Europa wurden von deutschen Fürstenhäusern bestiegen, während eines derselben in Deutschland selbst zur königlichen Würde emporstieg. Dieß alles mußte wenigstens allmählig günstig und erweckend auch auf den Geist, auf Bildung und Sprache wirken. Mehrere Fürsten waren selbst durch das Interesse des Staates aufgefordert, die Wissenschaften zu befördern. Es wirkte auch, aber nur sehr langsam und anfangs schwach, denn die Hindernisse waren groß, Kunst und Sprache selbst verirrt und auf ganz falschem Wege. Die ersten in Gedanken und Sprache bessern lyrischen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts waren doch größtentheils noch eben so wie ihre Vorgänger im siebzehnten, auf dieselbe Gattung galanter Hof-, Staats-, Fest- und Gelegenheitsgedichte beschränkt. Die, welche in der Sprache die sorgfältigsten waren, Hagedorn und nach ihm Utz, ahmten allzuoft nur französische oder englische Dichter obschon nicht unglücklich nach, seltener nur sprachen sie sich selbst aus in Gedichten eigner Erfindung, und in Liedern eignen Ge-

fühls. Diejenigen, welche durch einen höhern Schwung, wie Haller, oder durch eine glückliche Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, wie Gleim, am meisten Dichter genannt zu werden verdienen, sind in der Sprache nichts weniger als correct, oft entschieden fehlerhaft. Sehr groß bleibt dennoch ihr Verdienst, wenn man, was sie für die Sprache und deren Ausbildung thaten, mit dem Abgrunde von Barbarei zusammen hält, aus dem sie dieselbe wieder herausarbeiten mußten, und sie darnach beurtheilt. Noch größer erscheint dieß Verdienst, wenn man auch die ungünstigen Umstände und Verhältnisse mit erwägt. Einige von jenen ersten Bearbeitern der deutschen Sprache und Dichtkunst starben früh, wie Kleist, dem auch so vielleicht die Palme unter allen gebührt, desgleichen Kronegk und Elias Schlegel; andere gingen in's bürgerliche und praktische Leben über, ließen sich im Auslande nieder, oder wurden doch sonst zerstreut. Es fehlte an einem vereinenden Mittelpunkte, den man allgemein aber vergeblich von Friedrich dem Zweiten erwartete. Man pflegt in den neuesten Zeiten diesen König von Preußen wohl damit zu entschuldigen, daß man sagt, die deutsche Sprache und Gelehrsamkeit seien, wie er auf den Thron kam, in einem solchen Zustande gewesen, daß man sich nicht verwundern dürfe, wenn ein so geistvoller Monarch sich mit Ekel und Geringschätzung davon weggewandt habe. Im Allgemeinen aber ist dieß nicht gegründet; wie viel hätte ein König vermocht für deutsche Sprache und Geistesbildung zu thun, zu dessen Zeit Klopstock, Winkelmann, Kant, Lessing, und neben diesen Geistern von erster Größe, so manche andere verdienstvolle Männer, zum Theil in seinen eignen Staaten geboren, der Wissenschaft und der Kunst lebten! Wo möchte wohl je eine Regierung mehrere Männer von solcher Größe auf einmahl finden, um einen Gelehrten-Verein zu bilden; und was waren es denn für Ausländer, denen der König den Vorzug gab, den einzigen Voltaire ausgenommen? Ein Maupertuis, ein la Metrie, gewiß eben nicht die auserlesensten der französischen Literatur. Man darf es daher Klopstocken nicht verargen, wenn er mit einem Selbstgefühl, das ihm wohl erlaubt war, durch jene Vernachläßigung deutscher Kunst und Sprache sich selbst so zu sagen, persönlich beleidigt fand. Er hat

dieß bitter empfunden, und oft geahndet, indem er, freilich sehr zu des Königs Nachtheil, denselben in dieser Beziehung mit Caesar zusammenstellt. Zu dessen Zeit ward auch in Rom mehr griechisch, schlecht oder gut, geredet und geschrieben, als nur irgend französisch im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Classische Geisteswerke hatte die römische Sprache, einige wenige bekannte Alterthümer ausgenommen, damahls auch eben so wenig, oder doch nicht bessere aufzuweisen, als die neuere deutsche Literatur vor 1750. Gleichwohl hielt Caesar es der Mühe werth, seiner Sprache die sorgfältigste Aufmerksamkeit zu widmen, ja selbst Forscher und Sprachlehrer in ihr zu sein. Dadurch ward er der erste Redner seiner Zeit und einer der ersten Schriftsteller in seiner Sprache, was in einer fremden in dem Maaß zu sein, noch niemandem gelungen ist. Für das Ganze war es vielleicht ein Gewinn, wenn jener, damahls so allgemein ersehnte deutsche Gelehrten-Verein nicht zu Stande kam. Manches einzelne würde sich glücklicher und schneller entwickelt, dagegen aber die deutsche Literatur überhaupt vermuthlich einen beschränktern Geist und Umfang, und statt des allgemein deutschen zu sehr einen besondern Provinzialcharakter erhalten haben. Sie hätte eine etwas schnellere Entwicklung zu theuer erkauft, mit dem was ihr bis jetzt noch am meisten ihren eigenthümlichen Werth giebt, dem Reichthum und der Freiheit. Der ganze Standpunkt aber, von welchem jene Entschuldigung Friedrichs des Zweiten ausgeht, ist nicht der rechte. Wenn die Könige mit der Begünstigung der Wissenschaften überall warten wollen, bis es Schriftsteller in Menge giebt, bis diese durch sich selbst hinlänglich berühmt, und vielleicht schon in ihrer Kraft erschöpft und abgelebt sind; so bleibt ihnen freilich nichts übrig, als die erprobtesten unter den Schriftstellern, die unschädlichsten und invalidesten in einer Art von Verpflegungsanstalt, unter dem Nahmen einer Akademie der Wissenschaften zusammen zu thun. Wollte man aber den Geist einer Nation wahrhaft bilden und leiten, so müßte man grade der noch jugendlichen und nicht ganz entwickelten Talente sich bemeistern, ihnen freien Spielraum gönnen, und reichliche Hülfsmittel der Entwicklung, dagegen aber auch die wahre Richtung auf das geben, was in einem nationalen und großen Sinn allgemein nützlich

zu heißen verdient. Klopstocken ist für seine Person jenes Gefühl um so eher zu verzeihen, da er unstreitig fähig gewesen wäre, nicht bloß in der Dichtkunst, sondern in allen Theilen, und in dem ganzen Gebiethe der Literatur einen neuen Geist und einen wohlthätigen Einfluß zu verbreiten. So viel Böses Voltaire in Frankreich, eben so vieles und mannichfaltiges Gute hätte Klopstock nach seinem umfassenden Geiste in Deutschland wirken mögen, wenn ihm Raum und Gelegenheit, Macht und Hülfsmittel dazu gegeben worden wären.

Klopstock stand ganz einsam, und fast allein damahls in der deutschen Welt mit seinem hohen Nationalgefühl, welches nur von wenigen mitempfunden, von niemandem verstanden ward. Es blieb ihm also nur übrig, es in seiner Poesie nieder zu legen. Mit der Messiade beginnt eigentlich der höhere Aufschwung der neuern deutschen Literatur; so außerordentlich und folgenreich ist das Verdienst derselben, besonders in Sprache und Ausdruck, obwohl dieß Gedicht meistens nur dem Nahmen nach im Allgemeinen bewundert wird, wenigstens im Ganzen nie wahrhaft wirksam, in das lebendige Gefühl überging. Der Plan leidet mehr als jeder andre, an denselben Schwierigkeiten, die noch kein Gedicht von dieser Art, und über solche Gegenstände ganz befriedigend hat lösen können. Am glücklichsten ist Klopstock überhaupt als Dichter wohl in den elegischen Stellen. Jede Regung, jede Stufe, Tiefe und Mischung der elegischen Gefühle, weiß er als Meister darzustellen; und hier reißt er den Mitempfindenden fort, der ihm gern folgt, wie weit auch der Dichter jenem Strome, und dem Gange seiner Empfindung sich überlassen mag. Selbst für einen der gefallnen Geister, den Abbadona, weiß er das innigste Mitgefühl zu erregen. Es ist aber noch ein anderes Element in seiner Poesie, außer jenem elegischen Gefühle, was oft störend wirkt. Dieses ist die rhetorische Kunst, die ihn bisweilen zu Uebertreibungen verleitet; daher er oftmahls in der Prosa mit erzwungener Kürze, Sentenzen, einzelne Gedanken und Wendungen bis zur Unverständlichkeit abschärft und zuspitzt, in dem epischen Gedicht aber, in den entgegengesetzten Fehler kunstreicher, aber allzulanger Reden sich ergießt. Sind schon im Virgil und

Milton die Reden nicht gespart, und oft von einer beträchtlichen Länge, so trifft der gleiche Vorwurf die Messiade in noch ungleich höherm Maaße. Geben wir ihm als Dichter auch zu, daß alle diese himmlischen Personen sich der menschlichen, ja der deutschen Sprache bedienen dürfen, so wird doch niemand sich leicht überreden können, daß diese geistigen Naturen sich so gar weitläuftiger Reden unter einander bedienen sollten.

Daß nicht bloß die Nation, sondern auch der Dichter selbst unbefriedigt war, und mit sich selbst nicht Eins über das Ganze der Messiade, das kann auch der große Abstand bestätigen, welcher die zweite Hälfte des Gedichts von der ersten unterscheidet.

Es lag in Klopstock's Geist ein erhabener Begriff von einer neuen und besonders deutschen Poesie. Mit mächtiger Hand stellte er gleichsam die äußersten Endpunkte hin zu diesem großen Entwurf, den er freilich nicht ganz ausführen konnte; auf der einen Seite das Christenthum in der Messiade, auf der andern die nordische Mythologie und altgermanische Vorzeit erfassend, als die beiden Hauptelemente aller neuern europäischen Geistesbildung und Dichtkunst. Die nordische Mythologie und Edda fingen dänische Forscher und Dichter damahls schon an, wieder an das Licht zu ziehen, und von neuem zu beleben. Ein Verdienst, woran denn auch Klopstock Theil nahm; nur daß einzelne lyrische Gedichte und abgerissene Anspielungen nicht eben geeignet waren, eine bis dahin bloß den Freunden des nordischen Alterthums bekannte Mythologie wieder in die lebendige Poesie einzuführen; was nur durch ausgeführte darstellende Werke geschehen kann, wie es die dänischen Dichter thaten.

Von Klopstocks Hermann, nebst dem Messias, dem größten seiner Werke, gilt auch was über die Wahrheit und Mannichfaltigkeit des elegischen Gefühls in seiner Poesie schon gesagt worden ist, so wie über den Mißbrauch des rhetorischen Scharfsinns. Als dramatisches Gedicht war es freilich in die Ferne hinaus gedichtet, für eine künftige mögliche Bühne, nicht für die damahls wirkliche, die zu jener Zeit, wie auch später, eher zu allen andern Vergnügungen, Zwecken, Uebungen und Versuchen gebraucht ward, nur nicht zu den poetischen. Es waren nur die beiden äu=

ßersten Endpunkte der neuen deutschen Poesie, welche Klopstock ergriff und aufstellte; alles was in der Mitte lag zwischen dem Christlichen und Nordischen, und eben aus dieser Vereinigung hervorgegangen ist, war ausgelassen; das ganze Mittelalter, die tausend, oder etwa zwölf hundert Jahre, von Attila bis auf den westphälischen Frieden, wenn man diesen, wie billig auch in dieser Hinsicht als eine Epoche, und als die Gränzlinie ansehen will, wo die Poesie in der Geschichte aufhört. Es fehlte also gerade die Region, welche sich jederzeit als die fruchtbarste für die neuere Dichtkunst bewährt hat, und in welcher sie auch, wenn sie einen historischen Gehalt haben, und national sein soll, nicht eben ganz ausschließend, aber doch vorzüglich verweilen und sich ansiedeln muß. Diese große Lücke, welche Klopstock noch gelassen hatte, auszufüllen, dahin wirkten in jener ersten Zeit ganz besonders zwei Schriftsteller; Bodmer, als Gelehrter, Wieland als Dichter. Bodmer liebte den alten romantischen Rittergesang und zog die altdeutschen Reichthümer in dieser Gattung zuerst wieder an das Licht; doch auf eine Art, die für das erste noch nicht so allgemein wirken konnte. Wielands Poesie ging ganz auf das Romantische, was Klopstock unbearbeitet gelassen hatte. Allerdings hätte ein historisch romantisches Gedicht nach Art des Tasso, wenn auch nicht gerade aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, doch sonst irgend aus dem reichen Dichter-Vorrath des Mittelalters gewählt, noch mehr zu diesem Zweck wirken müssen, als ein Stoff, wie der des Oberon, welcher fast ohne historischen Boden, mehr zu einem bloßen Spiele der Fantasie nach Ariost's Weise sich eignete. Aber auch so, und ungeachtet aller Unvollkommenheiten und so vieler allzu modernen Einmischungen, war diese Erregung des romantischen Gefühls für die damahlige Zeit immer noch alles Lobes werth. Schade nur, daß der Dichter diese Bahn der fröhlichen Wissenschaft der alten Rittersänger, und überhaupt die Poesie so bald verließ. Dieses ist der größte Vorwurf, welchen man dem Dichter des Oberon zu machen hat, daß derjenige, welcher der deutsche Ariost, oder doch der Nebenbuhler des italiänischen hätte werden können, statt dessen es vorzog, der Nachahmer eines Crebillon in Prosa zu sein; ungeachtet es doch so einleuchtend ist,

daß er in dieser, auch was Sprache und Ausdruck betrifft, nie so glücklich war als in Gedichten, unter denen, wie ich glaube, vorzüglich der Oberon seinen Ruhm wohl dauerhafter auf die Nachwelt bringen wird, als alle seine griechischen Romane.

Unter den übrigen Dichtern der ersten Generation ist Geßner der eigenthümlichste. Seine Dichtung aber, sich entfernt haltend von aller bestimmten und lokalen Wirklichkeit, und doch auch ohne alle entschiedene Dichtung und Mythologie, schwebt zu sehr im Unbestimmten, und wird eben dadurch einförmig und wirkungslos. In der Sprache ist er sehr lobenswerth, nur daß auch hier, in der sonderbaren Entäußerung von Reim und Metrum bei einer solchen Poesie, sich dieselbe Hinneigung zum Formlosen und Unbestimmten offenbart.

In einer Rücksicht wirkte Klopstocks Lehre und Beispiel beinahe ungünstig auf die deutsche Sprache. Daß er in ihr die alten Sylbenmaaße zu üben und anzuwenden versuchte, war wohl an sich nicht tadelnswerth. Um eine Sprache aus dem Zustande gänzlicher Verwilderung herauszureißen, sind strenge, kunstreiche, auch fremde Formen sehr heilsam, um nur aus dem gewöhnlichen nachläßigen Gange mit einem Mahle, wenn auch anfangs nicht ohne einige Anstrengung und Gewalt heraus zu kommen. Auch ist der alte Hexameter dem deutschen Ohre schon vertraulich und wenigstens für den äußern Anschein, einheimisch geworden, obwohl dem tieferen Gefühl stets das wesentlich Fremde darin entgegentritt, und bemerklich bleibt. So sehr man indessen die Versuche in fremden Formen als Kunstübungen für die Sprachbildung in Schutz nehmen mag, die ihr unstreitig viel verdankt; für ein eigenthümlich episches Nationalgedicht würde die Wahl eines fremden Sylbenmaaßes immer nicht zu empfehlen sein: denn hier ist die erste Bedingung die, daß das Gedicht nicht bloß dem Geist, sondern auch dem Ohre leicht faßlich sei, und in der Sprache einheimisch, wie von selbst in Gesang übergehe. Bei dem Hexameter tritt noch die besondre Schwierigkeit ein, daß, wenn er freier und weniger streng behandelt wird, diejenigen unbefriedigt bleiben, denen doch eigentlich dadurch ein Fest bereitet werden soll; strebt aber der Dichter dabei nach der höchsten rhythmischen Kunst, so

kann dieß besonders in einem längern Gedichte schwerlich gleichförmig durchgeführt werden, ohne daß der Inhalt darüber hintangesetzt würde und selbst die Sprache hier und da Gewalt erleidet. Klopstocks Messiade war freilich schon ihrem Inhalte nach, nicht für die ganz allgemeine Verständlichkeit und Wirkung bestimmt, sondern auf eine kleine Sphäre beschränkt; um so eher ließe sich jene Wahl des Sylbenmaaßes, wenn auch nicht rechtfertigen, doch einigermaaßen entschuldigen.

Gegen die Natur und den Geist der Sprache aber war es, wenn der vortreffliche Dichter dabei so weit ging, daß er den Reim haßte, ja sogar verbannen wollte, worin ihm seine Absicht jedoch nicht gelungen ist. Eine Gewohnheit überdem, die neun hundert, oder tausend Jahr alt ist, denn so lang war es damahls, daß der Reim in hochdeutscher Sprache geübt ward, und die durch so lange Uebung tief eingewurzelt worden in die ganze Structur der Sprache, ist so leicht nicht auszurotten. Auch ist es nicht bloß Gewohnheit, sondern der Reim geht aus dem ursprünglichen Wesen der deutschen Sprache selbst hervor. Klopstock hat geglaubt, die allerältesten deutschen Gedichte und Lieder seien bloß rhythmisch, und ohne Reim gewesen. Das letzte aber ist nicht gegründet; es ist zwar nicht grade unsre Art zu reimen, durch einen vollkommen gleichen Endfall am Schluß der Verse, was darin herrscht. Aber jene unvollkommneren, aber doch sehr regelmäßig bestimmten Anklänge und Reime zwischen den bedeutenden Sylben und Worten, auch in der Mitte oder am Anfang der Verse; in der Weise, welche in den isländischen und altskandinavischen Gedichten herrscht, und unter dem Nahmen der Alliteration bekannt ist, war in der gesammten germanischen Sprache herrschend, und alle noch vorhandenen altsächsischen Lieder, sowohl die in England als die in Deutschland gedichteten, sind in dieser besondern Art und ältern Form der Reimverse abgefaßt. Der Uebergang von dieser Weise zum vollkommenen Reim war sehr leicht. Es darf daher nicht befremden, wenn wir alle deutsche Mundarten schon in den frühesten Zeiten ihrer Entwicklung, sich desselben bedienen sehen. Es hängt dieses selbst mit dem, noch jetzt geltenden Grundgesetz der deutschen Aussprache und Sprache zusammen. Es be-

steht dieses von allen Sprachforschern dafür anerkannte Grundgesetz darin, daß wir auf die bedeutenden Sylben, besonders die Stammsylben ein Gewicht legen, was mit der Bedeutung und Wichtigkeit selbst steigt; wir messen die Sylben nicht, sondern wir wägen sie. Wir accentuiren nicht bloß zur äußern Verständlichkeit für den Zuhörenden, sondern in das Wort selbst versenkt, fühlen wir gleich die bedeutenden Wurzellaute heraus, bei diesen als bei der Hauptsache verweilend, ohne auf die flüchtigen Nebensylben einen Werth zu legen. Auf diesem, nach dem innern Gehalt sich abwägenden längern oder kürzern Verweilen bei den bedeutenden Sylben, beruht alle eigenthümliche Schönheit der deutschen Aussprache, selbst der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutscher Lieder und Gedichte. Es giebt daher bei uns nicht Längen oder Kürzen wie bei den Alten, die unter sich für gleich angesehen werden könnten, sondern unter den bedeutenden Sylben eine gar nicht zu bestimmende Menge von Abstufungen der Bedeutung und des Gewichts. Dieses ist das unübersteigliche Hinderniß, und der eigentliche Grund, warum es bei der Anwendung der rhythmischen Kunst nach den Grundsätzen der Alten in unsrer Sprache immer nur bei einer unvollkommnen Aehnlichkeit und Annäherung bleibt, nie zu einer völligen Gleichheit kommen kann; denn um diese zu erreichen, müßte man die Sprache und selbst die Aussprache in ihren innersten Elementen zerstören und zerrütten. Eben dieses Grundgesetz unsrer Sprache aber führt auf einem eignen Wege auch zum Reim. In Sprachen ganz ohne Rhythmus wie die französische, ist der Reim unentbehrlich, schon durch das Bedürfniß einer fühlbaren Begränzung, Absonderung und Verbindung des Verses; hierbei kommt der Reiz des Unerwarteten, was doch vollkommen glücklich zutrifft, aber ganz von selbst so zu kommen scheint, sehr in Anschlag. In lebhaft accentuirenden Sprachen wird der Reim, wie in der italienischen und spanischen, leicht die Gestalt eines bloß musikalischen Sylben- und Wortspieles annehmen. In der deutschen Sprache, obwohl sie dem Stamm und der Quelle näher und frischer entsprossen, sich nicht ohne Rhythmus bewegt, führte dennoch jenes Grundgesetz der Aussprache, jenes Verweilen bei den Wurzellauten und bedeutenden Syl-

ben dahin, die Anklänge zwischen diesen zu bemerken, zu empfinden, zu suchen, und endlich zum Reim zu gestalten. Auf diesem eigenthümlichen Wege gelangte die deutsche Sprache zum Reim, und wenn gleich weder die französische, noch die italienische oder spanische Art zu reimen, auf unsre Sprache ganz anwendbar ist, so ist der Reim selbst doch ihrer Natur gemäß, und wird, so lange sie nur besteht, nie aus ihr verdrängt werden können. Das eigenthümliche Wesen und der rechte Weg der deutschen Verskunst besteht aber darin, daß wir alle fremden Sylbenmaaße, sowohl die alten rhythmischen, als die künstlichen romantischen Reimweisen, als bloße Vorübungen einer biegsameren Bildung, die als solche für ihre Zeit von Nutzen waren, wieder verlassen und zu den einfachen deutschen Versformen zurückkehren. Diese unsre Naturformen liegen aber freilich eben so wenig allein in den fragmentarischen und mehrentheils schon ganz zerstückten Volksweisen, oder in dem bloßen Nachmachen der altdeutschen Versart in den Nibelungen, als in dem gewohnten Reimgange der beliebten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts; sondern sie müssen aus der innersten Natur der deutschen Sprache, so wie sie jetzt entwickelt ist und empfunden wird, selbst hervorgebildet und herausgefühlt werden, je nachdem es das Wesen der lyrischen und epischen Poesie, nach dem höchsten Maaßstabe, in verschiedener und mannichfacher, aber doch höchst einfacher Weise erfordert; wie dieß nicht minder von der dramatischen Gattung gilt, welche bei uns ebenfalls zum Reime neigt, ja ihrer durchaus lyrischen Richtung wegen, ihn fast erfordert.

Kehren wir zurück zu dem historischen Faden unsrer Betrachtung, und zu jener frühern Epoche von Klopstock und Wieland, so war es für jene Zeit sehr recht und löblich, wenn Wieland das Spiel des Reims, wie es in der fröhlichen Wissenschaft der Provenzalen, und in dem alten Ritter- und Minnegesang herrschend war, auch der deutschen Poesie zu erhalten suchte, und in Schutz nahm gegen den allzu einseitigen Eifer jener feierlichen Eloahsänger und ungereimten Bardenschaar, denen Klopstock, zum Theil freilich ohne es zu wollen, das Dasein gab.

Ihn führte grade sein tieferes Forschen in der Sprache, weil

er überall sich selbst Bahn machen wollte, hier und da zur Einseitigkeit und Paradoxie. In den letzten Fehler aus gleichem Grunde zu gerathen, davor war Adelung gesichert. Es hätte sich nach so vortrefflichen Vorarbeiten, wie schon für die Sprachforschung vorhanden waren, allerdings mehr erwarten lassen von einem Werke, welches den ganzen Reichthum der deutschen Rede und Geistesbildung umfassen und über das richtige und rechte Maaß in jedem Ausdruck entscheiden sollte. Indessen bleibt, was Adelung für die Sprache gethan, bei allen Mängeln und Fehlern, die man ihm in neuern Zeiten nachgewiesen hat, für den gemeinen Gebrauch und den ersten Anfang nicht ohne allen Werth und für seine Zeit nicht ohne Verdienst. Sein Hauptvorurtheil bestand darin, daß er die Reinheit der hochdeutschen Sprache, so wie er sie im Raume sehr eng auf die ehemalige Markgrafschaft Meißen beschränkt, also auch in der Zeit den echten Geschmack sehr eng umzäunen wollte, auf eine kurze Epoche, die er wohl etwas zu früh als das glückliche, obwohl schnell entschwundne, aber desto vollkommnere goldne Zeitalter der deutschen Literatur anpries. Was ihm dabei eigentlich den Stab bricht, das ist seine Antipathie und Ungerechtigkeit gegen eben den Schriftsteller jener Zeit, der ohne allen Vergleich der größte und erste ist, gegen Klopstock; der nicht bloß als Dichter, der Sprache Meister, sondern ungeachtet einzelner Fehlgriffe und Paradoxien, auch als Forscher weit tiefer in den Geist derselben eingedrungen war, als Adelung selbst.

Wie relativ überhaupt der Begriff eines goldenen Zeitalters, wenigstens in Rücksicht auf unsre Literatur, wie geneigt man sei, es nur immer rückwärts zu verlegen, das kann das Beispiel eines Schriftstellers, aus eben jener so beneidenswerth und glücklich erscheinenden Zeit bestätigen, der wirklich so urtheilte. Gottsched verlegt in einem seiner Gedichte diese glückliche goldne Zeit bis in die Epoche Friedrichs, des ersten Königs von Preußen. Die Schriftsteller, welche er als die classischen in dieser Zeit preist, die also für die deutsche Literatur ungefähr das sein sollten, was Virgil für die römische, Corneille und Racine für die französische waren, sind vorzüglich Besser, Neukirch und Pietsch. Diese jetzt nicht einmahl dem Nahmen nach bekannten Dichter sind

vielleicht auch damahls nicht so allgemein bewundert worden, als Gottscheds Lob es vermuthen ließe; er war aber dennoch so fest überzeugt, daß mit ihnen der menschliche Geist seinen höchsten Gipfel, besonders aber die deutsche Dichtkunst ihre Vollendung erreicht habe, daß er meint, das Zeitalter sei schon etwas im Sinken, und man spüre schon einigen Abgang von dem ganz reinen und eigentlich goldenen Geschmack. Dieß schrieb er im Jahre **1751**, in demselben Jahre also, wo die ersten Gesänge der Messiade erschienen sind; mit welcher Erscheinung mir vielmehr, zwar kein solches alleingültiges und allein vortreffliches, goldnes Zeitalter, allerdings aber der neue Aufschwung der deutschen Literatur zu beginnen scheint. Die schon oben genannten, ersten, bessern und guten Dichter, die zum Theil noch vor Klopstock bekannt geworden waren, hatten meistens nur Lieder, oder sonst vermischte lyrische Gedichte hervorgebracht. Durch diese kann eine Literatur, so sehr ihr solche, wenn sie schon übrigens im Wesentlichen reich ist, zur Zierde gereichen, unmöglich zuerst und allein begründet werden. Dazu wird ein großes Nationalwerk ernsten Inhalts erfordert, sei es nun geschichtlich, oder ein episches Gedicht, womit eine Literatur wohl am glücklichsten beginnt. Es ist wahr, daß die deutschen Schriftsteller von der ersten Generation meistens alle eine vorzügliche und sehr lobenswerthe Sorgfalt auf die Reinheit der Sprache gewandt haben, weil der vorhergegangene Zustand das Bedürfniß einer solchen Sorgfalt allgemein fühlbar machte. Doch waren die ersten Anstrengungen auch hierin so wenig mit einem gleichförmigen Erfolge gekrönt, daß ich nicht erst daran zu erinnern brauche, wie wenig auch Klopstock's Ausdruck in der Prosa, dem in seinen Gedichten zu vergleichen ist, oder wie weit Lessing's erste Jugendwerke, die in jene Zeit fallen, von seiner spätern reifern Schreibart abstehen. Selbst für die Sprachentwicklung läßt sich daher schwerlich eine solche Absonderung eines privilegirten Zeitraums in der deutschen Literatur annehmen und rechtfertigen. Ich getraue mir den ganzen Zeitraum von **1750** — **1800** hindurch, fast von Jahr zu Jahr Werke zu nennen, die auch für die Sprache als erweiternd, ja als vortrefflich anerkannt werden müssen; ganz fehlerfrei, auch in dieser Hinsicht, möchten

wohl gar keine zu finden sein. Eben so wird man überall keinen Mangel haben an Beispielen einer nachlässigen und ganz tadelhaften Schreibart, und zwar von sehr bekannten Schriftstellern.

Es bietet sich eine andre Eintheilung dar, für die deutsche Literatur, die sich als fruchtbarer bewähren dürfte. Sobald man dieselbe in dem genannten, unstreitig sehr fruchtbaren Zeitraume von **1750** — **1800** geschichtlich betrachtet, so kann man allerdings die verschiedenen Generationen der Schriftsteller sehr deutlich unterscheiden. Diesen Unterschied aufzufassen ist um so wichtiger, da eine jede von diesen Generationen ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel hat, wovon der Grund meistens in dem äußern Verhältnisse und in der Zeit selbst lag. Dieß muß man beobachten, damit man nicht Eigenschaften von einem Schriftsteller verlangt, die er in seinen Verhältnissen nicht wohl haben konnte, oder ihm Fehler zum Vorwurf macht, die eigentlich nicht sowohl ihn, als seine ganze Zeit treffen.

Zu der ersten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und erste Wirkungszeit in die fünfziger Jahre fällt bis gegen die siebziger. Die wichtigsten Dichter dieser Generation habe ich schon geschildert. Alle, welche in ihrer Art nicht ohne Verdienst sind, einzeln zu nennen, würden mir die Gränzen dieser Vorträge nicht erlauben. Anführen will ich noch mit Rücksicht auf unser Oesterreich, daß der gelehrte Jesuit, Denis, nebst vielen andern Verdiensten sich auch das erwarb, die gereinigte Sprachbildung jener Zeit, besonders nach Klopstocks ernstem Geschmack, in dem Vaterlande seiner Wahl, dem damahls unter Maria Theresia nach überstandenen Gefahren, glücklich wieder aufblühenden Kaiserstaate einzuführen und anzupflanzen; daher denn auch Klopstocks Geist und Kunst, im übrigen Deutschlande größtentheils zu bald vergessen, hier noch längere Zeit zum Vorbilde in den deutschen und dichterischen Studien diente.

Von den Prosaisten gehören zu dieser ersten Generation einige Philosophen, die ich später nennen werde; selbst Kant in Rücksicht auf die Zeit seiner Geburt, die Epoche seiner Bildung und seiner ersten schriftstellerischen Versuche; vorzüglich aber Lessing und Winkelmann. Auch Hamann gehört chronologisch die-

ser ersten Epoche an; aber mit seinem divinatorischen Tiefsinn, stand er als Einsiedler in der Literatur und in seiner Zeit da, der seine eigenthümliche religiöse Richtung, schon an sich befremdlich, um so mehr verschlossen und unzugänglich blieb, da ein dunkles Gewand bildlicher Anspielungen seine sibyllinischen Blätter und hieroglyphischen Andeutungen noch mehr umhüllt, deren originellen Geist und Werth erst eine spätere Zeit, wo der deutsche Sinn schon mannichfacher geübt war, mehr verstanden und anerkannt hat.

Die Schriftsteller dieser ersten Generation, tragen im Allgemeinen noch viele Spuren an sich von der ungünstigen Lage, in welcher die vernachlässigte deutsche Sprache und Kunst sich damahls befand, aus welcher sich beide erst herausarbeiten mußten, und von den vielen innern und äußern Hindernissen und Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten. Wie sehr dieß selbst bei Winkelmann der Fall war, obgleich seine ersten, öffentlichen Versuche schon glücklicher auftraten, hat man uns, vielleicht mit zu weniger Schonung seines Andenkens, durch Bekanntmachung seiner Briefe aufgedeckt. Kant ist die Spuren und Nachwirkungen dieses langen, harten, mühseligen und arbeitsvollen innern Kampfes nie ganz los geworden. Lessings Jugendversuche, besonders die dichterischen, sind nur als ein Tribut zu betrachten, den auch der Mann von Genie dem Zeitalter, in welchem er geboren wird, auf eine oder die andre Weise zu entrichten pflegt. Die Poeten jener Zeit versetzen uns überhaupt, Klopstock ausgenommen, noch allzuoft in die ältere Epoche der galanten Gelegenheitsgedichte und auf Bestellung gemachten Carmina. Klopstock entwickelte sich als Dichter am freiesten und schnellsten, doch läßt sich bezweifeln, ob er nicht in der Wahl seiner Werkzeuge und Gegenstände, in der Anlage seines Planes manche Mißgriffe, die selbst die herrliche Ausführung nicht ganz verdecken und vergüten kann, würde vermieden haben, wenn er sich seinen Weg nicht ganz hätte selbst bahnen müssen, wenn er schon große Vorarbeiten und Versuche auf dem gleichen oder doch verwandten Wege vor sich gehabt hätte in der eignen Sprache und aus einer nicht gar zu entlegenen Zeit. Dieß waren die nachtheiligen Wirkungen, welche jene Schrift-

steller der ersten Generation, eben dadurch, daß sie die Ersten waren, nach der damahligen, anfangs sehr ungünstigen äußern Lage der deutschen Literatur trafen. Aber auf einen starken Geist wirkt das Ungünstige der äußern Lage, was den Schwächern niederdrückt, oft vielmehr zu desto größerer Anspannung und Erhebung der Kraft. Besonders dahin, daß er diese mit ganzem Ernst desto mehr concentrirt auf ein hohes Ziel seiner Begeisterung, und sie ganz auf ein allumfassendes Werk seines Lebens richtet. Dieses Concentriren aller Kraft auf ein großes Ziel, findet sich außer Klopstock vorzüglich auch bei Winkelmann, und auf andre Weise selbst bei Kant. Späterhin hat sich unsre Literatur, besonders aber die Poesie vielfältig zu sehr vereinzelt und leichtsinnig zersplittert. Durch diesen Ernst, durch dieses hohe Streben sind denn auch die vorzüglichsten jener ersten Generation die eigentlichen Stifter unsrer neuen deutschen Literatur geworden; nebst Klopstock und Lessing gilt dieß vorzüglich auch von Winkelmann, durch den die Neigung zu der Betrachtung des Kunstschönen eine so entschiedene und charakteristische, vielleicht oft zu ausschließend vorherrschende Eigenschaft derselben wurde. Es ist eine bloß künstlerische und ästhetische Ansicht, vorzüglich seit jener Zeit, ohne daß er selbst die Schuld davon trüge, in der deutschen Literatur und Denkweise fast die allein herrschende geworden, die oft auch da gefunden wird, wo allerdings noch eine andre, sittlich nationale Beziehung oder religiöse Gesinnung den Vorrang behaupten und das Erste sein sollte.

Jene große welthistorische Erschütterung, welche wir gewöhnlich mit dem Namen der Revolution bezeichnen, weil sie sich in dieser dem Zeitalter zuerst kund gab, hat den deutschen Geist seitdem wohl aus seiner ästhetischen Traumwelt geweckt und auf den Ernst des wirklichen Daseins im Kampfe der Zeit, so wie auf den höheren Ernst des ewigen Glaubens strenge hingewiesen. Aber nur mühsam und anfangs trübe konnte sich das reine Licht der wieder erwachten Erkenntniß aus dem Strudel der bewegten Zeit im revolutionären Kampf emporarbeiten und nur allmählig kann es sich von

allen Schlacken befreien, die ihm noch aus der schlechten Epoche anhängen. Dieser Kampf unsrer Zeit, so wie er sich in dem intellectuellen Gebieth, in der Literatur und Wissenschaft, insonderheit der Deutschen, gestaltet hat, ist die letzte große Erscheinung, mit welcher wir die ganze Reihe dieser Betrachtungen sofort beschließen wollen.

Sechzehnte Vorlesung.

Blick auf das Ganze. Epoche der genialischen Schriftsteller. Richtung der Poesie auf die Natur, die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutsche Kritik. Lessing und Herder; vorherrschende ästhetische Ansicht. Lessing als Philosoph, Denkfreiheit und Aufklärung; Kaiser Joseph der Zweite. Charakter der dritten Generation, Kantische Philosophie; Goethe und Schiller. Aussicht in die Zukunft; Fichte und Tieck. Welthistorische Bedeutung der deutschen Literatur und Begriff der jetzigen Epoche.

Die neudeutsche Literatur ist einer noch unaufgelösten Dissonanz zu vergleichen. Es dürfte vielleicht nicht schwer sein, im Allgemeinen anzugeben, wo die Harmonie derselben zu suchen sei und worin sie allein gefunden werden könne. Was würde es aber fruchten, wenn man das entfernte Ziel aufstellte, ohne zugleich auch die Wege anzuzeigen, welche dahin leiten, alle die täuschenden Abwege, die neben demselben vorbei und in die Irre führen, und die Hindernisse, die noch auf dem Wege, welcher der rechte ist, ihm entgegen stehen! Ehe sich an die Auflösung des Problems denken läßt, müssen wir das Problem selbst in seiner ganzen Mannichfaltigkeit auffassen und kennen lernen, und müssen allen den Fäden des noch ziemlich verschlungenen Ganzen folgen, ehe wir hoffen dürfen, diesen gordischen Knoten unserer Literatur zu lösen.

Dazu sind diese historischen Betrachtungen bestimmt, welche, je näher wir der jetzigen Zeit rücken, um so weniger bei der Charakteristik des Einzelnen verweilen, um so mehr nur auf den allgemeinen Gang der Entwicklung und den herrschenden Geist der Literatur sich beschränken müssen. Zu einer ganz vollständigen Geschichte der neuern deutschen Literatur würde es vielleicht noch

zu früh sein. Manches wird erst dann ganz im rechten Lichte erscheinen, wenn alle seine Folgen sich noch mehr entwickelt haben. Hie und da fehlt es auch noch an Aktenstücken, die wichtig sein würden für die Geschichte deutscher Geistesbildung.

Die vornehmsten Dichter der ersten Generation habe ich schon zu schildern versucht. Von den Philosophen und andern Prosaisten zu reden, verschiebe ich noch, um der Ordnung der Zeit so treu als möglich zu folgen, da die philosophischen Bestrebungen und Ansichten der beiden wichtigsten unter ihnen, Lessings und Kants erst etwas später in die allgemeine Denkart wirksam eingegriffen haben.

Nachdem die lange Fehde zwischen Oesterreich und Preußen endlich durch einen dauerhaften Frieden beschlossen worden war, genoß Deutschland auf lange Zeit einer auch für die Wissenschaften und Geistesbildung wohlthätigen Ruhe. Zwar schien es einmahl, als würde diese von neuem unterbrochen werden, aber die Gefahr war vorübergehend, und Deutschland blühte mächtig empor im Genuß des Friedens und seiner Kraft, wenn gleich es der wahren Ursache seines damahligen glücklichen Zustandes sich nicht überall deutlich bewußt war.

Die ersten Stifter der deutschen Literatur, gereinigten Sprache und Dichtkunst, welche theils noch etwas vor Klopstock, theils unmittelbar nach ihm zu gleichen Zwecken wirkten, hatten in einer viel ungünstigeren äußern Lage, die größten Hindernisse zu bekämpfen gehabt. Viele derselben hatten sie besiegt, ihre großen ewig ruhmwürdigen Vorarbeiten hatten den Weg gebahnt, selbst ihre Mißgriffe und Mängel konnten den mit Geist nachfolgenden zur Belehrung dienen, und als erste Stufe, um eine höhere Vollkommenheit zu erreichen.

Nicht wundern darf es uns daher, wenn wir die zweite Generation deutscher Dichter und Schriftsteller, deren erste Entwicklung meistens in die siebziger Jahre fällt, sich mit größerer Kühnheit emporschwingen, und mit mehr Leichtigkeit bewegen sehen. Sie benutzten und ernteten, was die Ersten, die Stifter gesäet hatten. Als Dichter bezeichnen diese Epoche, Goethe, Stolberg, Voß, Bürger; es könnten diesen noch einige andere Nahmen

hinzugefügt werden, die als Dichter entweder gleichzeitig mit jenen, etwas früher oder später, ungefähr in derselben glücklichen Zeit empor blühten, an Genie ausgezeichnet, wenn auch durch die Natur ihrer Werke, oder durch äußere Verhältnisse nicht zu so allgemeinem Ruhm gelangt. Außerdem reihten sich jenen wahren Dichtern noch manche andere an, welche mit einer genialischen Kraft prahlten, die sie eigentlich nicht besassen, und dadurch jene Epoche und den Nahmen des Genies selbst, wenn dieß durch den Mißbrauch jemahls möglich wäre, beinahe in üblen Ruf und Mißcredit gebracht hätten. Um sich aber zu überzeugen, daß jene Epoche eine der glücklichsten für den Aufschwung des deutschen Geistes, und wirklich reich war an genialischer Kraft, darf man sich nur erinnern, daß Jakobi, Lavater, Herder, Johannes Müller, nach der Zeit ihrer ersten Entwicklung, und auch nach dem Charakter ihrer Schriften ganz dieser Epoche angehören; Männer, deren Ruhm zum Theil nicht auf Deutschland beschränkt, auch in dem übrigen Europa sich verbreitet hat. Die Schriftsteller dieser zweiten Generation sind wie im Geist und der ganzen Art, so auch in Sprache und Styl durchaus verschieden von den vorigen. Ihre Schreibart ist voll Seele, Feuer und Leben; sinnreich begeistert oder witzig; immer eigenthümlich und neu, oft sehr kunstvoll im Einzelnen. Die Gleichförmigkeit aber im Ganzen, die strenge Ordnung, das rechte Maaß, fehlen oft, ja sogar die nothwendige Sorgfalt für Reinheit und Richtigkeit der Sprache findet sich nicht überall. Dieß gilt selbst von Herder und Johannes Müller, an umfassender Kenntniß dem reichsten, durch mannichfaltige Uebung dem gewandtesten jener Epoche. Fast möchte es also scheinen, als hätten die Anhänger der ersten Epoche Recht darin, wenn sie behaupten, die Reinheit der Sprache werde, wo nicht ausschließend, doch in einem höhern Maaße bei jenen ersten deutschen Schriftstellern gefunden. Doch ist auch dieß nicht allgemein gegründet; bei einigen Schriftstellern, und besonders Dichtern, bei Voß, Stollberg, in vielen Werken von Goethe, findet sich diese Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit, wie nur irgend bei einem Dichter oder Schriftsteller der ersten Zeit. Bei Voß geht die Sorgfalt für die Sprache sogar

hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden sich in einigen der leichtern, der frühern oder der spätern Werke von Goethe einzelne Vernachlässigungen, so ist dagegen in seinen edelsten Gedichten die Sprache so schön, als sie es im Deutschen nur sein kann, und zwar mit einer kunstlosen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopstock nicht hat.

Nicht nur bereichert wurde die Sprache durch das Genie dieser Schriftsteller und Dichter, die sich auf der Bahn, welche die ersten gebildet hatten, nun noch ungleich kühner und freier bewegten, sondern in einzelnen Werken auch durchaus in fleckenloser Reinheit und schöner Vollkommenheit dargestellt. Die Poesie nahm jetzt eine ganz neue Richtung. Früherhin hatte sich dieselbe in zwei Partheien getheilt, nachdem man entweder Wieland oder Klopstock vorzüglich zum Vorbilde nahm. In den Gedichten der Einen floß alles über von Musen und Grazien, von Liebe und Rosen, Amorinen und Zephyren, Nymphen, Dryaden und Hamadryaden. Die Andern suchten den Nachhall der alten Bardenlieder bald auf dem Eistanz oder der Bärenjagd zwischen Felsen und Klippen zu ergreifen, oder sie wandelten mit Eloah unter Wolken, auf sonnenbesäeten Himmelsbahnen; und ließen sie sich je zur Erde herab, so war es in Donner, Sturm und Ungewitter, gleich der Posaune des Weltgerichts. Zwischen diesen beiden Extremen einer einförmigen Erhabenheit, und jener allzusüßen, halb griechischen, halb modernen Zärtlichkeit in der Mitte, strebten die neuen Dichter nach einer kräftigen Wirklichkeit und Natur. Sie suchten ihre Poesie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen, als seien solch' einzelne, abgerissene aber kräftige Handzeichnungen, recht nach dem Leben, dasjenige, wodurch auch die Dichtkunst am meisten wirken, und was sie vorzüglich leisten solle. Den Homer als einen großen Dichter der lebendigen Natur, suchten sie alle sich besonders anzueignen; wetteiferten bald ihn auch in die deutsche Sprache zu übertragen. Oder sie erweckten auch mancherlei Erinnerungen altdeutscher Geschichte, Kunst und Gesangesweise; freilich war nicht immer noch eine genaue umfassende Kenntniß der altdeutschen Geschichte und Denkart, Sprache und Kunstweise mit diesem Streben verbunden. Es waren meistens nur Anklänge, deren

mehrere doch an sich vortrefflich, oder auch in ihren Folgen sehr fruchtbar waren. Der einzige Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand ward der Stammvater eines ganzen unübersehlichen Geschlechts von in Blech gekleideten Rittern und Reiterschaaren, welche noch in unsern Tagen die altdeutsche Freiheit und ein edles Faustrecht wenigstens auf der Bühne erhalten. So sehr indessen dieses Werk nicht bloß aus jugendlichem Uebermuth, sondern wie mit Absicht, völlig regellos, ja sogar formlos hingeworfen worden, wie unvollkommen selbst die Geschichte des dargestellten Zeitalters darin aufgefaßt sein mag, es bleibt ein reichhaltiges dichterisches Gemählde von dauerhaftem Werth; mehr als irgend ein anderes von den übrigen Jugendwerken desselben Dichters, wo er seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart anknüpfen wollte.

Im Ganzen ward die Dichtkunst durch diese neue Richtung vielleicht zu sehr von der hohen Idee, welche Klopstock von ihr aufgestellt hatte, in das Einzelne zerstreut und zersplittert, zu sehr in die Sphäre des Wirklichen herabgezogen, und eben durch diesen Drang nach der unmittelbaren Wirkung und Gegenwart zu frühzeitig und zu ausschließend auf die Bühne hingelenkt. Denn allerdings scheint es, als müsse die Bühne bei einer Nation um so glücklicher aufblühen und sich entwickeln, je später dieß geschieht. Vielleicht verdankt selbst die griechische Bühne ihre Vortrefflichkeit zum Theil diesem Umstande. Schwerlich kann ein Theater jemahls gedeihen, wenn nicht Literatur und Poesie besonders die ernsteren Gattungen derselben, schon mannichfaltig angebaut, und eben dadurch höhere Geistes- und Kunstbildung fest begründet sind. Dazu war wohl ein glücklicher Anfang damahls in Deutschland gemacht, aber durchgeführt war der Entwurf, und allgemein verbreitet eine solche Denkart noch nicht. Lessings Kritik trug zufälliger Weise auch dazu bei, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bühne zu lenken. Ob er als Kunstrichter, ungeachtet aller Kenntnisse und des großen Scharfsinnes, welchen er besaß, für die deutsche Bühne durchaus vortheilhaft gewirkt habe, ist wohl schwer zu entscheiden. Aus den ungelenken Uebersetzungen von Corneille oder Voltaire, gerieth man jetzt in die Diderot'sche Gattung der moralischen Familiengemählde, und hielt lange Zeit selbst die

Prosa für ein Erforderniß einer recht natürlichen Darstellung; damit um so eher auch die Sprache von allen Banden befreit, dem formlosen Inhalt entsprechen könnte. Doch das ging vorüber: die Verehrung Shakespeare's, zu welcher besonders auch Lessing mitgewirkt hatte, blieb, und mit ihr ein höherer Begriff von Natur in der Darstellung, als der in den Familiengemählden nach Diderots Art herrschende.

Lessing war als Kunstrichter mehr dazu geeignet, einzelne Punkte in ein helles Licht zu setzen, besonders aber eingewurzelte Vorurtheile zu widerlegen und auszurotten, als einem Werke der Kunst, einem einzelnen Künstler oder einer gesammten Gattung nach dem ganzen Verhältniß zu der allgemeinen Geistesbildung ihre rechte Stelle und ihren wahren Werth in dem Stufengange der Kunstentwicklung anzuweisen. Ein Werk von hoher Vollkommenheit so zu betrachten und zu bewundern, wie etwa Winkelmann, dazu hatte er nicht Ruhe genug. Und dieß gehört doch wesentlich zu einer vollständigen Kenntniß und Beurtheilung der Kunst oder einer Art derselben nach dem Ganzen ihrer Geschichte und Entwicklung. Nur in den vollkommnen Werken wird das Wesen einer Kunst, nur durch eine ruhige Betrachtung wird die Vollkommenheit solcher Werke ganz erkannt; nicht durch Tadel des Einzelnen oder der unvollkommnen verfehlten Hervorbringungen. Lessings Kritik geht mehr auf die Grundsätze als auf die Charakteristik des Vollkommenen; und mehr auf die Widerlegung der falschen Grundsätze, als auf die Begründung der wahren. Er ist auch in der Kritik mehr Philosoph als Kunstbetrachter. Die Biegsamkeit der Fantasie fehlt ihm, mit welcher Herder sich in die Poesie aller Zeiten und Völker zu versetzen weiß. In der Philosophie der Geschichte ist es eben dieser Sinn für das Poetische in dem Charakter der Sage einer Nation, die Gabe sich in ihre individuelle Denk- und Lebensweise zu versetzen, was Herdern eigenthümlich auszeichnet; selbst als Theologe war es die Poesie der Hebräer, die ihn am meisten anzog. Man könnte ihn den Mythologen unsrer Literatur nennen, wegen dieses allgemeinen Sinnes für Poesie, dieser Gabe, die alte Sage zu empfinden, sich in alle Gestalten und Hervorbringungen der Fantasie mitempfindend zu versetzen, die

selbst einen hohen Grad von Fantasie voraussetzt. Nur kritische Genauigkeit oder philosophische und religiöse Tiefe darf man von diesem an Geist, Gefühl und Fantasie reichen, aber seiner Naturanlage nach durchaus nur ästhetischen Denker nicht erwarten. Als Kenner und Deuter aller Fantasie, hat er den Sinn für diese, für alte Sage und Mythologie mannichfaltig erregt; den eigentlichen Sinn der Mythologie und alten Symbolik aber wirklich zu erschließen, und die Grundlage des Wahren, der sich wie ein unsichtbarer Faden durch alle diese Bilder und Dichtungen hindurchzieht, wieder hervorzuziehen und gereinigt aus der fabelhaften Umkleidung auszuscheiden, das ist nur durch ein tieferes Verständniß der Philosophie und der Religion möglich, so wie auch nur aus dem einfachen Wesen des Lichtes, das mannichfache Spiel des Farbenbildes in seinen Brechungen erklärt und gedeutet werden kann. Ohne dieses leitende Licht aber führt das Studium der Sage und der Mythologie nur zu einem wissenschaftlichen Fantasieren nach unbestimmten Gefühlen, wozu Herder in dem historischen und philologischen Gebieth, weil er jenen höhern Standpunkt nie erreicht hat, mit seinem in dieser Art einzigen Talent und kunstfühlenden Ahnungssinn, recht eigentlich den Grund gelegt, und den angebornen Hang des deutschen Geistes dazu ungemein verstärkt und vorzüglich zur Entwicklung gebracht hat. Wenn er in seiner früheren Zeit auf dem besten Wege war, in der ältesten Offenbarung den Schlüssel aller Philosophie, aller Sage, Ueberlieferung und Mythologie zu finden, so muß man es um so mehr beklagen und mißbilligen, daß er späterhin dieses Licht wieder verlassen hat, und endlich völlig in den herrschenden Modegeist einer wässrigen Aufklärung herabsank.

Seit Winkelmann ward überhaupt eine fast über alle Gegenstände sich verbreitende künstlerische und ästhetische Ansicht immer mehr, ja man kann sagen ausschließend herrschend. Nicht bloß die natürliche Neigung des deutschen Geistes zur Kunst und Poesie veranlaßte dieß, sondern auch die gänzliche Entfernung der meisten hier sich entwickelten Talente von einem öffentlichen Wirkungskreise, mußte dazu beitragen. Es blieb dem deutschen Geiste meistens nur die Wahl zwischen den zwei Wegen der innern, von

dem bürgerlichen Leben mehr abgesonderten, oder doch erst später wieder dahin zurückkehrenden Thätigkeit, der künstlerischen und der philosophischen. Die erste war anfangs überwiegend herrschend., selbst zum Nachtheil der letztern; indem manche Schriftsteller, weil sie ihr ganzes Leben, oder doch den größten Theil desselben, der Betrachtung der Kunst, oder der Beschäftigung mit ihr, und ihren Grundsätzen gewidmet hatten, die Anlage zur Philosophie, die sie besaßen, nicht ganz oder doch nicht hinreichend entwickelten, um auch von dieser Seite wirksam zu werden. Selbst in Winkelmann ist eine solche, und zwar sehr edle Anlage ganz unverkennbar; allen seinen hohen Kunstideen liegt eine platonische Begeisterung zum Grunde, die er an der Quelle geschöpft hatte und die herrschende Denkart bei ihm war. Unter allen Arten der Philosophie stimmt diese wohl am meisten mit der Kunstbetrachtung überein; doch ist dieser Platonismus so stark in ihm, daß er ihn nicht selten über alle Kunstbetrachtung hinausführt. Besonders in den spätern Schriften nimmt dieser philosophische Hang zu, und ich weiß nicht, ob es nicht ein großer Gewinn für die deutsche Philosophie gewesen wäre, wenn sie mit einem solchen Platoniker begonnen hätte, wie Winkelmann es hätte sein können.

Lessing legte, da sein Geist die Höhe der männlichen Reife erreicht hatte, die antiquarischen Untersuchungen, Theater und Kunstkritik, denen er sein früheres Leben gewidmet hatte, gleich wie Jugendübungen bei Seite. Die philosophische Erforschung der Wahrheit ward das Ziel aller seiner spätern Bestrebungen, denen er sich mit einem Ernst, einer Begeisterung für die Sache hingab, wie vorher keinem andern Geschäft. Denn in jenen andern Fächern, in denen er früher geglänzt hatte, scheint er oft mehr nur wie zum Spiel sich seiner genialischen Kraft zu überlassen, besonders gegen schwächere Gegner, als daß es ihm um die Sache selbst, und aus eigner Wahl so ernst gewesen wäre. Wie sehr es seiner Natur auch ein Bedürfniß gewesen sein mochte, sich in den mannichfaltigsten Kunst- und Geisteswegen zu üben, sein eigentlicher Beruf war unverkennbar die Philosophie. Nur daß er darin zu weit über seinem Zeitalter stand, um allgemein verstanden zu werden; was um so schwerer war, da seine Philosophie gar

nicht zur Reife und vollkommnen Entwicklung kam, es also bei seiner ganz unsystematischen Art sich mitzutheilen bloß bei gelegentlichen und indirecten Aeußerungen und hingeworfenen Zügen und Umrissen, wie von einer Skizze blieb.

Von den Philosophen der ältern Schule hatte Sulzer nach damahls herrschender Art sein Denken und Forschen vorzüglich der Kunst gewidmet; Mendelssohn gesucht, die allgemeinen Wahrheiten der Religion philosophisch zu begründen; Garve gehörte zwar nicht der Leibnitzischen Schule, aber doch in Rücksicht seiner ganzen Art jener ältern Zeit an. Er widmete sich besonders der Moralphilosophie der Engländer und der Alten; der Erfolg bewies nur, daß eine solche bloß auf das Wahrscheinliche und Annehmliche gegründete und gebildete Moral und Philosophie des Lebens ohne eine tiefere Begründung und allgemeine Erkenntniß dessen, was denn eigentlich an sich wahr und gewiß ist, dem deutschen Geiste nicht genug thun könne. Wielands philosophische Romane trugen dazu bei, unter einem sokratischen Gewande, besonders unter den höhern Ständen eine Moral zu verbreiten, welche im Grunde epikurisch war. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die allgemeine Denkart; wenigstens war diese etwas allzunachgiebige und unmännliche Sittenlehre eben keine passende Vorbereitung für die schweren und erschütternden Kämpfe, welche dem Zeitalter und der Nation bevorstanden.

Kant war noch nicht berühmt geworden. Ganz abgesondert von den übrigen ging Lavater seinen eignen Weg. Man hat von ihm nur die Thorheit seiner Physiognomik und einige ähnliche ergriffen, die erste weit verbreitet, wegen der andern ihn im Allgemeinen als Schwärmer verspottet. Sein philosophischer Tiefsinn ist fast gar nicht anerkannt und verstanden worden; er konnte ihn freilich auch nur in einzelnen Aeußerungen kund geben, und nicht zur Methode gelangen, weil sein Weg des lebendigen Glaubens von dem der damahligen Schulphilosophie so ganz entfernt war. Er ist aber meines Bedünkens, unter den Suchenden des achtzehnten Jahrhunderts, wie ich diejenigen nennen möchte, welche den Spuren der verlornen Wahrheit unermüdet nachgingen, nach Hamann und nebst Lessing der vortrefflichsten und der merkwürdigsten einer.

Diese drei einsamen Denker bilden einen von dem Streit der herrschenden Secten und den Modeformeln der Schule ganz abgesonderten Kreis und eignen Cyklus des angehenden höheren Nachdenkens für sich, in dessen Gange man wohl die ersten, noch wenig entwickelten Keime einer christlichen Philosophie gewahr wird. Hamann stellte das Wort der ältesten Offenbarung, wie ein noch unverstandenes Räthsel hin; eine Stimme, die wenig beachtet ward in der Wüste der allgemeinen Aufklärung. Lavater faßte in seinem tiefen Gemüthe die Geheimnisse des Christenthums zugleich als Lichtpunkte der ideellen Erkenntniß auf. Der dritte, welchen wir diesen unbewußten deutschen Spiritualisten und christlichen Originaldenkern beizählen können, war Lessing, dessen klarer Geist bis zu den eigentlichen entscheidenden Wendepunkten der Offenbarung und Erkenntniß, so wie auch besonders der Ueberlieferung und der Denkfreiheit durchdrang.

Was Reimarus aus der ältern Schule für die Erkenntniß der natürlichen Religion aus der Vernunft öffentlich schrieb, ist von der gewöhnlichen Art. Ungleich wichtiger aber ist jener ausführliche Angriff desselben auf die geoffenbarte Religion in seinen Folgen geworden; welchen Lessing, eben weil er mit Ernst in die Untersuchung, und auch in das Historische, wenigstens mit dem Willen gründlich zu sein, einging, glaubte bekannt machen zu müssen; in der Ueberzeugung, es sei die Zeit gekommen, alle Zweifel nicht länger zu verschweigen, sondern hervorzuziehen, damit sie desto besser beantwortet werden, und die Wahrheit ans Licht kommen möchte. — Lessings Philosophie ging gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion. Die gewöhnlichen Fragen und Streitigkeiten, in denen damahls die Philosophie noch von Descartes und Locke her befangen war, und sich unnütz abarbeitete, hatten kein Interesse für ihn. Dagegen berührt er in der Erziehung des Menschengeschlechts und in den Freimaurergesprächen, wie in allen seinen philosophischen Streitschriften Punkte, welche die eigentlichen Hauptgegenstände der höhern Philosophie viel näher angehen, welche aber den damahligen Denkern fast ganz aus ihrem Gesichtskreise entschwunden waren. Er war in Beziehung auf die Philosophie dem achtzehnten Jahrhundert völlig entwachsen. Leib-

nitz war unter den Nahestehenden fast der Einzige, der ihn noch berührte, und er sah ihn in einem weiten Abstande von seinen damahligen Nachfolgern. Um so mehr, je tiefer er ihn durchdrang, da er das Studium des Spinoza damit verband. Wenn jede Metaphysik seicht zu nennen ist, welche diesen größten unter allen Gegnern nicht nur nicht zu widerlegen weiß, sondern ihn umgehen und ignoriren möchte, so ist wohl nicht zu läugnen, daß Lessing auf seine Art tiefer, wenn gleich nicht so systematisch als Kant in das Innere der Philosophie eingedrungen ist. Wäre sein Leben nicht so frühzeitig geendet, wäre er überhaupt sparsamer mit seiner Kraft, und geordneter in der Anwendung derselben gewesen, so würde dieß gewiß auch öffentlich bewährt und allgemein anerkannt sein. Die deutsche Philosophie würde sich vielleicht glücklicher entwickelt haben, wenn Lessings freier und kühner Geist dazu fortdauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geschah. Lessing äußerte seine eigentlichen philosophischen Gedanken fast gar nicht öffentlich; alles was er etwa gelegentlich davon hinwarf, fiel auf, als eine allen Ausdruck übersteigende Paradoxie. Ein Spinozist aber, wie man nach Lessings Tode von ihm behauptet hat, war er in der That nicht; außer in so fern ein Denker sich vorübergehend hinneigen kann zu einem Irrthum, den er noch nicht zu widerlegen im Stande ist, und der für ihn vielleicht die Brücke und der Uebergang zur Wahrheit werden soll. Der entscheidende Beweis dafür ist, daß Lessing an die Seelenwanderung glaubte, und unter allen besondern Lieblingsmeinungen scheint diese besonders tief bei ihm gewurzelt zu haben. Diese Meinung aber ist mit Spinoza's System ganz unverträglich, da weder eine Verwandlung der Individuen noch eine persönliche Fortdauer derselben nach diesem System Statt findet. Vielmehr scheint aus diesem Umstande deutlich hervorzugehen, daß Lessing überhaupt zu der ältern orientalischen Philosophie sich hinneigte, wie er es auch deutlich genug zu erkennen giebt. Man muß also denen fast Recht geben, welche glauben, daß man sich vor der Schwärmerei gar nicht sorgfältig und ängstlich genug hüten könne, um rein davon zu bleiben; denn da weder Leibnitzen all sein Wissen, noch Lessingen sein heller Verstand ganz vor dem bewahren konnte, was jenen

Leuten für Schwärmerei gilt, so muß es auf einer gewissen Höhe schwer sein, es zu vermeiden.

Doch von dieser heimlichen Schwärmerei des geistvollen Forschers ging eigentlich nichts in die allgemeine Denkart über. Desto mächtiger und allgemeiner wirkten seine Zweifel und das Beispiel seiner Kühnheit; und so arbeitete er, ohne es zu wollen, eigentlich nur jener Denkart in die Hände, der er so entschieden abgeneigt war, und die er so oft bekämpft hatte. Lessing hat in einem gewissen Sinne das beschlossen, was durch Luther begonnen war; er hat den deutschen Protestantismus als kritischer Forscher bis zu Ende durchgeführt, und dadurch zu jener noch gegenwärtig obwaltenden Krisis gebracht; wie Fichte in der neuern Epoche von einer andern Seite, als wissenschaftlicher Selbstdenker nach dem protestantischen Princip der Freiheit, oder als unbedingter Idealist und vollendeter Protestant jenen Gipfel erreicht hat, der auf diesem Wege nun nicht weiter überschritten werden konnte, von welchem aus daher auch ein neuer Umschwung des Geistes in entgegengesetzter Richtung, eine Rückkehr aus dem selbstgemachten Abgrunde des unbedingten Denkens, zur Erkenntniß der Offenbarung oder des göttlichen Positiven ganz natürlich eintrat, obgleich unter stetem Widerstreit, und vielerlei täuschenden Ueberbleibseln des alten Irrthums, und mit häufigem Rückfall in denselben. Als bestimmtes System und geschlossene Parthei konnte der Protestantismus in Deutschland, bei dieser unbedingten Denkfreiheit, und nach der von Lessing herbeigeführten Krisis, wie es sich bald kund gab, nicht länger bestehen, weder in der Religion noch in der Wissenschaft. Die Wissenschaft hat sich, seit Fichte den Protestantismus in derselben oder die freie Selbstdenkerei bis auf den höchsten Gipfel des Idealismus gesteigert hatte, und dieses Wagestück den Geist unbefriedigt ließ, wieder mehr und mehr dem Gegebnen und Positiven der Natur, Geschichte und Offenbarung zugewandt, obwohl mehrentheils noch in trüber Mischung und Beimischung mannichfaltigen Irrthums. Im Glauben aber ist seit jener von Lessing herbeigeführten Krisis das unbestimmte, innere Christenthum und eine durchaus bloß individuelle Gefühls-Religion bei den fromm gesinnten Protestanten an die Stelle des alten nicht mehr recht

haltbaren Systems getreten. Lessingen selbst hatte die hohe Kühnheit seines Forschergeistes zurückgeführt zum Glauben an die älteste Philosophie, und zur Anerkennung der Tradition und ihrer gesetzlichen Kraft in der Kirche.

Zunächst hatte also Lessing in dem ganzen protestantischen Deutschland unstreitig eine auflösende Wirkung. Ob diese gänzliche Auflösung der bis dahin geltenden Denkart und des protestantischen Glaubens vielleicht späterhin gute und glückliche Folgen gehabt hat, oder noch haben wird; ob die Surrogate der Wahrheit zerstört werden sollten, um ein desto tieferes Bedürfniß nach der ganzen Fülle derselben, eine Rückkehr zu ihr, auf Ueberzeugung und eigenes Gefühl gegründet, herbei zu führen, das ist eine andere Frage, über welche erst die Zukunft entscheiden kann und hoffentlich bejahend entscheiden wird. Die nächsten Wirkungen waren von sehr gemischter Natur. Die aufgestellte und anerkannte Denkfreiheit ward weniger zum Aufbauen, zu wissenschaftlichen Entdeckungen und Untersuchungen als zum Zerstören angewandt. Die Vorurtheile unter dem einschmeichelnden Namen der Aufklärung auszurotten, war die allgemeine Losung. Dieß geschah auch unstreitig in vielen Dingen von geringerer Wichtigkeit, die eine leichte Entscheidung gestatten. Für die höhern Angelegenheiten und Ueberzeugungen fehlte es ganz an einem festen Maaßstabe, um Vorurtheil und Wahrheit, Glauben und Unglauben zu unterscheiden. Welch ein Mißbrauch mit dem allgemeinen Losungsworte getrieben, wie verschiedene Dinge darunter bezweckt und verstanden wurden, das kann man leicht inne werden, wenn man sich nur vergegenwärtigt, welch einen ganz andern Sinn, Denkfreiheit und Aufklärung bei dem tiefen Denker, dem redlichen Zweifler, dem Philosophen Lessing, und welch einen ganz andern, etwa bei Basedow, Nikolai oder Weißhaupt hatte. Daß diejenigen, welche unaufhörlich Duldung predigten, gegen die anders denkenden selbst oft sehr unduldsam waren, ist schon erinnert worden. Doch das ist wohl mehr für eine sich oft kund gebende Eigenheit und Schwäche des so leicht mit sich selbst in Widerspruch gerathenden menschlichen Geistes zu halten, als gerade jenen ausschließend zum Vorwurf zu machen. Traten selbst Zweifelsucht, Unglauben und entschiedene

Abneigung gegen die Religion in Deutschland ungleich bescheidener und weniger kühn auf als in Frankreich, oder bei einzelnen Individuen in England, so trug eben diese gemäßigte, der Vernunft schmeichelnde, das Gefühl und den Glauben nicht so gradezu angreifende Form des Unglaubens dazu bei, die Denkart selbst desto schneller und allgemeiner zu verbreiten. Unter den Schriftstellern, welche nicht mit dem Strome der öffentlichen Meinung gingen, sondern als christliche Denker im Stillen gewirkt haben, sind aus jener älteren Epoche vorzüglich Jung, Stilling und Stark bemerkenswerth; von denen der erste auf dem Wege des innern Christenthums unter den Protestanten vielfältig einen tieferen religiösen Sinn und auch im Einzelnen freiere Ansichten erweckt, der andere aber in seinen Schriften seine Ueberzeugung für den katholischen Glauben in voller Klarheit ausgesprochen hat. Gern reihen wir diesen beiden geistbegabten Männern noch den liebenswürdigen Claudius an, der in dem heitern Gewande kindlicher Volksschriften, was er von den Geheimnissen des Christenthums mit tiefem Sinn erkannt hatte, so klar in die Gemüther zu bringen wußte.

Wir wenden jetzt noch einen Blick auf die äußern Verhältnisse der intellectuellen Entwicklung in jener Epoche. Auch die allgemeine Friedensruhe, der blühende Wohlstand von Deutschland war so wie der Entwicklung der allgemeinen Geistesbildung, so auch der Verbreitung einer neuen Denkart sehr günstig. Ungeachtet die Wissenschaften und Künste sich nicht überall einer positiven und zureichenden Ermunterung zu erfreuen hatten, so mußte doch das Selbstgefühl überhaupt schon dadurch geweckt und erhöht werden, daß Deutschland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und nach derselben mehr wahrhaft große Regenten besaß, als das ganze übrige Europa. Friedrich und Maria Theresia, waren auf verschiedenen Wegen der Stolz ihrer Völker; noch größern Erwartungen wuchs Kaiser Joseph dem mütterlichen Thron zur Seite entgegen. Er entsprach diesen lange genährten Erwartungen durch eine thatenreiche Regierung. In Rücksicht der deutschen Kunst- und Geistesbildung schlug die Hoffnung des patriotischen Klopstock abermahls fehl. Als Beherrscher so vieler und großer nichtdeutscher

Länder wäre Kaiser Joseph vielleicht mehr berufen gewesen, ein großes wissenschaftliches Institut für ganz Europa, als für Deutschland insbesondere zu stiften. Dieses zu thun, wäre gewiß selbst dem Interesse seines Staats angemessen, und würde besonders auch für den nachherigen Gang der öffentlichen Meinung und die ganze Entwicklung des Zeitalters von sehr entscheidendem Einfluß gewesen sein. Es unterblieb, oder geschah doch nicht in dem Maaße und in der Ausdehnung, wie es hätte geschehen können, weil der Kaiser vorzüglich nur die praktische Seite der Wissenschaften achtete. So entfernt aber war er von einer allgemeinen Gleichgültigkeit oder Geringschätzung gegen dieselbe, daß er vielmehr einige praktische Theorien damahliger Zeit im Fache der Gesetzgebung, Justiz oder innern Verwaltung und der Finanzen, die jetzt meistens nur als Hypothesen noch erkannt werden und ein Interesse haben, weit über ihren wahren Werth schätzte. Wie natürlich nun einem thatenreichen Monarchen jene praktische Ansicht der Wissenschaft auch sein mag, so darf doch das Beispiel dieses ausgezeichneten Regenten andern Regierungen hierin nicht zur Richtschnur dienen. Denn, wenn es gewiß und jetzt allgemein anerkannt ist, daß der Geist und die Geistesbildung einer Nation für den Staat und den Regenten nicht minder wichtig ist, als die physische Macht und der äußere Ruhm und Glanz, so muß alles was darauf Einfluß haben kann, wenn es auch gar keine Beziehung auf den unmittelbaren Nutzen zu haben scheint, schon an und für sich als äußerst wichtig betrachtet werden.

Ich wende mich jetzt zu der dritten Generation in der neudeutschen Literatur, deren Charakter von den vorhergehenden sehr auffallend verschieden ist. Den allgemeinen Charakter dieser verschiedenen Epochen und Generationen in der neuen deutschen Literatur sich deutlich vor Augen zu stellen, das ist das sicherste Mittel, manche sonst störende Widersprüche zu lösen, und manche streitende Meinungen in Uebereinstimmung zu bringen, wo die letztern nähmlich auf Mißverständnissen beruhen, oder Eigenheiten betreffen, und nicht aus einer wesentlichen Grundverschiedenheit der Denkart hervorgehen. Das ganze äußere Verhältniß, der herrschende Geist derjenigen Epoche, in welche die erste Entwicklungs-

und Bildungszeit eines Schriftstellers fällt, bestimmt oftmahls den Charakter desselben, und behält in jedem Fall einen entscheidenden Einfluß auf seine ganze nachherige Laufbahn.

Zu der dritten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und Bildung in die letzten achtziger oder in die neunziger Jahre fällt. Die äußern Begebenheiten und der herrschende Zeitgeist haben hier allerdings auch auf die deutsche Literatur einen sehr merklichen und entscheidendenEinfluß gehabt; nicht bloß auf die Schriftsteller, sondern auch auf das Publikum. Früherhin bestand das Publikum der deutschen Dichter und Schriftsteller fast nur aus einer Anzahl von einzelnen Kunstfreunden und zerstreuten Dilettanten. So war es, wie Klopstock und seine Zeitgenossen anfingen, und nur langsam war dieß kleine Häuflein deutscher Kunstfreunde angewachsen. Mit der Revolution nahm das Schreiben und Lesen außerordentlich zu, von dem politischen Gebiethe verbreitete es sich bald auch über das philosophische, und jedes andre literarische. Wie zweckwidrig es auch oft getrieben worden ist, welchen schädlichen Einfluß es auch hier und da mag gehabt haben; die allgemeine Theilnahme ward doch mehr und mehr erweckt, und selbst wenn man lebhafter als sonst Parthei nahm, war es ein Gewinn für den Geist, der sich oft im Kampf am besten entwickelt. Sollte ich diese Epoche im Allgemeinen mit einem Worte bezeichnen, ohne daß ich fürchten dürfte, mißverstanden zu werden, so würde ich sie die revolutionäre nennen, wenn es anders erlaubt ist, ein solches Wort in einem zwar gültigen, aber doch etwas eignem und von dem gewöhnlichen abweichenden Sinn zu nehmen. Zwar muß es allgemein den deutschen Schriftstellern zum Ruhme nachgesagt werden, daß wenigstens die ersten und ausgezeichneten unter ihnen von dem demokratischen Schwindel der ersten Revolutionsjahre ganz frei und rein blieben. Ich wüßte eigentlich nur den einzigen Forster zu nennen, von dem man bedauern muß, daß er durch andre und durch sich selbst getäuscht, in diesem Strudel für die Welt und für die Literatur verloren ging. Wenn einige der Bessern nicht ganz frei blieben von den trügerischen Hoffnungen jener Zeit, so ward ihre Rechtlichkeit bald inne, daß sie getäuscht waren, und sie ersetzten reichlich den vor-

übergehenden Irrthum. Ich nehme jene Bezeichnung also vielmehr in dem Sinne, wie man treffend gesagt hat, Burke habe ein revolutionäres Buch gegen die Revolution geschrieben. Dieß ist so zu verstehen, daß er darum die Erschütterungen des Zeitalters mit so hinreißender Beredsamkeit geschildert hat, weil er die Gefahr ganz kannte und die Größe des bevorstehenden Kampfs, und ergriffen davon, selbst in einen Zustand des Kampfs und der innern Erschütterung gerieth. Dieser Zustand des äußern nicht bloß, sondern noch vielmehr des innern Kampfs ist, was ich als das Unterscheidende und Charakteristische der Dichter und Schriftsteller dieser dritten Generation betrachte. Ich darf, um meinen Begriff zu bewähren und ganz deutlich zu machen, nur einen großen Schriftsteller und Dichter dieser Generation nennen, dessen reiche Laufbahn schon vollendet vor uns liegt. Wir sehen Schillern in seinen ersten leidenschaftlichen Jügendwerken durchgehends in dem gewaltsamsten Zustand eines solchen innern Kampfs; wir sehen ihn sogar erfüllt von jenen schwärmerischen Hoffnungen, von jener kühnen Opposition gegen alles Bestehende, welche der Revolution vorangingen. In einigen seiner Jugendgedichte sprechen sich die leidenschaftlichsten Zweifel aus; ein Unglauben, der aber bei solchem hohen Ernst und glühendem Feuer in einem jugendlichen Geiste nicht sowohl Tadel verdient, als Mitgefühl erregt, und die Hoffnung, daß ein so tief erschütterndes Bedürfniß und ein so mächtiger Drang nach Wahrheit in einer starken männlichen Seele nicht lange werde unbefriedigt bleiben können. Welche gewaltsame Uebergänge sehen wir später in Schillers reifer Laufbahn; welchen steten Kampf mit sich und der Welt, mit der Philosophie des Zeitalters und mit seiner eignen Kunst! Rastlos in sich und unruhig umhergeschleudert, sehen wir ihn aber auch hier und da von der äußern großen Erschütterung des Zeitalters ganz ergriffen und sie mitempfindend. Dieses ist es, was ich unter jenem Beiwort verstanden wünschte, und was ich im größern oder geringern Maaße bei allen ausgezeichneten Schriftstellern jener Epoche finde.

Die Dichter und genialischen Schriftsteller der zweiten Generation lebten in einer uns fast sonderbar erscheinenden Sorglosigkeit, da wir jetzt gewohnt sind, selbst die ersten Symptome der

herannahenden Gefahren und Erschütterungen schon in jener Zeit zu finden. Sie aber waren unbekümmert um alle politischen Verhältnisse und Begebenheiten nicht nur, sondern sogar um die ganze übrige und äußere Welt, nur sich und ihrer Kunst lebend, und sich ihrer genialischen Kraft erfreuend. Der einzige Johannes Müller macht hier eine Ausnahme, dessen Geist ganz auf diese Gegenstände gerichtet, von der einsamen Höhe seiner Alpen freilich die heraufziehenden Gewitterwolken früher und deutlicher erkennen mußte, als die unten im friedlichen Thal oder in dem Gewirre der Städte Wohnenden. Statt jener künstlerischen, glücklichen Sorglosigkeit sehen wir die Schriftsteller der spätern Generation, aus den achtziger oder neunziger Jahren, alle in dem Zeitalter befangen; sich ganz ihm hingebend, mit ihm im heftigsten Kampf, oder doch auf eine oder die andre Weise ihr ganzes inneres Thun auf das Zeitalter beziehend. Ich will nur einige Extreme anführen. Wodurch anders ist der bekannteste, unentbehrlichste und fruchtbarste aller Schriftsteller des Zeitalters, diesem so zum Bedürfniß geworden, wie der angewöhnte Gebrauch eines die Augenblicke verkürzenden Reizmittels, als dadurch, daß er die schwache, mitleidige Seite des Zeitalters zu fassen, und sich derselben ganz zu bemeistern wußte? Ein Schriftsteller der in folgenden Zeiten vielleicht merkwürdig erscheinen wird, als Beleg von dem Verfall der Sitten und des Geschmacks in der jetzigen. Das gerade entgegenstehende Extrem von dieser Benutzung der schwachen Seite des Zeitalters, bietet uns ein berühmter Philosoph dar, der in seinem eigenen Ich den Punkt des Archimedes gefunden zu haben glaubte, um die Welt in Bewegung zu setzen und das Zeitalter völlig umzukehren. Will man noch ein anderes Beispiel von einem Verhältniß des Schriftstellers zum Zeitalter, was die Mitte hält zwischen jener Schmeichelei gegen die Schwächen desselben und diesem etwas kühnen Unternehmen, es nach eigner Willkühr neu gestalten und auf den Kopf stellen zu wollen, so erinnere man sich an jenen humoristischen Lieblingsschriftsteller der Nation, der es eben dadurch ist, daß er den ganzen Reichthum eines so verwickelten Zeitalters, alle Dissonanzen und Anklänge desselben, mit Witz und Gefühl, mit einer eignen Manier von Laune, aber in

einer so dissonanzvollen, gemischten, buntscheckigen Schreibart zum Vorschein bringt, wie das Zeitalter selbst bei seinem Reichthum in seiner chaotischen Beschaffenheit sich darstellt.

Die Fehler, welche den in die geistige Revolution mit eingreifenden Schriftstellern, schon als solchen eigen sind, mögen die genannten und angedeuteten Denker und Dichter in reichem Maaße treffen. Deßhalb darf aber Männern, die so energisch in Kunst und Wissenschaft eingewirkt haben, wie Schiller, Fichte und andere, die in redlicher Kraft den Kampf des Zeitalters mit bestanden, und zur großen Entwicklung bedeutend mitgewirkt haben, diese ihre Geisteskraft und ein wesentliches Verdienst nicht abgesprochen und verkannt werden.

Andre wandten sich weg von dem unmittelbaren Anblick dieses chaotischen Zustandes der jetzigen Menschheit, sich in das Gebieth der Fantasie flüchtend, und in ihren Spielen sich ergötzend, oder sich in die Arme der Natur werfend, und der von dem Zustande des Menschen ganz getrennten Betrachtung und Wissenschaft derselben. Noch andre Suchende ergriffen mit Begeisterung das Große der vergangenen Zeiten, sich ganz in sie versenkend und da die Auflösung hoffend für das Räthsel der unsrigen. Viele der Edelsten wandten sich unbefriedigt von der Außenwelt und auch von der Wissenschaft zurück zur Religion, die dem Zeitalter fast fremd geworden war, und zu dem lange verkannten Christenthum. Es hat auch auf diesem Wege nicht gefehlt an einzelnen Mißgriffen und Mißverständnissen; am meisten aber gebricht es noch an dem nöthigen Muth und an der Entschiedenheit des Charakters um die im Innern schon erkannte Wahrheit nun auch durch die That zu ergreifen und im Leben offen zu bekennen. Daß aber, was dem Zeitalter gebricht, und auch in uns selbst fehlte, nur auf diesem Wege gefunden werden könne, das wird jetzt kaum irgend jemand von den besser Gesinnten noch in Abrede sein. Die Eintracht aber zwischen denen, welche den Glauben wiedergefunden haben, und das Christenthum erkennen und lieben unter den Protestanten, oder die es suchen und sich ihm annähern unter den Philosophen, mit denen, welche dabei vor allem an dem katholischen Mittelpunkt fest halten, der jene Bestrebungen erst sicher begründet, und zur vol-

len Klarheit hindurchführt, wird sich auf höherem Wege immer sichtbarer entwickeln; indem jedes Große, was Epoche macht, in dem Laufe der Zeiten, nur durch ein gleichmäßiges Hervorbrechen vieler individuellen Kräfte sich entfaltet.

Weiter läßt sich das Gemählde nicht wohl fortführen, da es schwer ist, eine Zeit zu schildern, der man selbst angehört. Wenn ein äußerer Kampf allgemein wird, in irgend einem Gebiethe der menschlichen Thätigkeit, der bürgerlichen, wie der geistigen, so wird, je mehr der Kampf sich verwirrt, der Fall eintreten, daß einiges Unrecht alle trifft; oder sollte auch ein Theil an und für sich entschieden Unrecht haben, so wird doch wahrscheinlich auch derjenige, der gegen jene vollkommen Recht hat, abgesehen davon und für sich selbst, neben dem Recht auch wohl einiges Unrechts schuldig sein. Dieß bringt der allgemeine chaotische Zustand so mit sich. Sieht man aber auf die Kunst und die Entfaltung des Geistes in seinen Werken, so gehen wohl aus dem höchsten innern Kampf plötzlich die vortrefflichsten Werke hervor, oft aber auch sind es nur Geburten eben dieses innern Kampfes. Man erinnere sich an den weiten Abstand der Räuber, des Don Carlos, des Wallenstein, in dem Stufengange des angeführten Dichters. Im Ganzen ist harmonische Vollendung und Schönheit nicht die Frucht eines innern geistigen Kampfes, so lange er noch dauert; wohl aber ist er, einen großen Gedanken-Reichthum zu entwickeln geeignet. Dieser Ideenreichthum ist der eigentlich unterscheidende Vorzug der geschilderten dritten Epoche der deutschen Literatur, der auch von den andern Nationen schon am meisten anerkannt wird. Doch würden sich allerdings auch aus dieser Zeit einzelne Werke anführen lassen, die als solche nicht bloß kunstreich vollendet, sondern von harmonischem Gefühl beseelt, und auch in der Sprache schön sind. Im Ganzen aber ist der fragmentarische Ideenreichthum vorwaltend in unsrer Epoche; die harmonische Vollendung bildet die seltneren Ausnahmen.

Wie sehr man nun auch der Meinung sein mag, daß über diesen in heftigem Kampf begriffenen Zeitraum unsrer Literatur eine Art von Amnestie ausgesprochen werden müsse, deren alle Partheien bedürfen; wie sehr man in Rücksicht der Kunst, des Schö-

nen und der Sprache, den größten und glücklichsten Dichtern der ersten und der zweiten Generation den Vorzug geben mag: in Rücksicht auf jenen darin entwickelten Ideen-Reichthum bleibt dieser Zeitraum sehr merkwürdig, und wessen Bildung und Entwicklung in diese Zeit von **1788** — **1802** fiel, der wird sie ungeachtet jener nachtheiligen Verhältnisse nicht leicht aufgeben, oder mit einer andern vertauschen wollen.

Am entschiedensten wirkte in dieser Zeit die Kantische Philosophie. Daß dieselbe für die Denkart, und für den Glauben schädlich gewesen sei, kann ich im Allgemeinen nicht finden. Dieser war ohnehin schon von andern Seiten her in seinem innersten Grunde erschüttert. Wurden ja bei einigen die Zweifel vermehrt, oder erst rege gemacht, so führten diese Zweifel von der ernsten und tiefen Art ihre Heilung schon selbst mit sich. Nicht zwar in dem hinfälligen Gebäude des sogenannten Vernunftglaubens; aber es lagen außerdem viele und mannichfaltige Veranlassungen in der Kantischen Philosophie zerstreut, von wo aus ein ernstlich Suchender auf eine oder die andere Art die höhere Ueberzeugung, wenn er sie verloren hatte, oder darin irre geworden war, wieder finden, oder doch sich ihr wieder nähern konnte. Man muß nur bedenken, wie weit doch auch selbst in Deutschland die Philosophie des Zeitalters eingewirkt hatte, um den Unglauben an alles Höhere weit zu verbreiten; so wird man finden, daß die Kantische Philosophie in dieser Hinsicht eher wohlthätig gewirkt, wenigstens einigen als Uebergang gedient hat zur Wahrheit, oder doch als erster Anlaß zur Rückkehr. Schädlich freilich war es, daß die Kantische Philosophie so bald eine Secte ward. Doch war es ein vorübergehendes Uebel, so wie auch die Barbarei in der Sprache. Kants eigener Styl hat stellenweise ein Gepräge von Charakter, etwas ganz Eigenthümliches, und neben dem philosophischen Scharfsinn auch Geist und Witz. Aber im Ganzen, und besonders im Periodenbau, trägt seine Schreibart überall die Spuren seines mühselig nach der Wahrheit ringenden, zwischen Zweifeln umherschwankenden Geistes. Dazu kam die unglückliche Terminologie. Doch jetzt hat sich jene Barbarei und philosophische Chiffernsprache größtentheils wieder

ganz verloren; nur bei wenigen unter den ausgezeichneten Schriftstellern werden aus Vernachlässigung noch einzelne Spuren davon gefunden. Einzelne philosophische Schriften der spätern Zeit ließen sich anführen, die in der Sprache tadelfrei sind.

In Kant's Philosophie finden sich noch viele von den Mängeln seiner Vorgänger im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wieder. Mit eben so todten Begriffen von Raum und Zeit, wie die Leibnitzischen, beginnt er, schlägt sich dann immer zwischen seinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt herum, wie fast alle Philosophen seit Descartes, und giebt sich endlich der Erfahrung anheim, wie Locke. Weil diese aber über alles Sittliche und Göttliche keinen Aufschluß geben kann, so baut er, auf eine Art, die der Weise der engländischen Philosophen nicht unähnlich ist, nun aus den Bruchstücken der zerstörten Vernunft-Erkenntniß jenen Vernunftglauben zusammen, der aber noch allzuviel von der Art eben dieser erst von ihm selbst so gewaltig angegriffenen Vernunft mit sich führt, um an sich selbst recht glauben zu können; daher er dann auch bei andern keinen Glauben, noch dauerhafte Wirkung fand. Kant's Sittenlehre und Rechtslehre hat zwar den Antheil, welchen die praktische Vernunft in diesem Gebiethe haben soll, vorzüglich entwickelt; beweis't aber in einem noch höhern Maaße, als das Beispiel der Stoiker, welch ein starres Wesen eine aus der praktischen Vernunft allein hergeleitete Sitten- und Rechtslehre bleiben muß, wenn kein anderes Element hinzugenommen wird; nicht bloß für den innern Menschen ungenügend, sondern auch für das Leben in vielen Fällen ganz unanwendbar, ja wenn es ganz consequent durchgeführt würde, auf die seltsamsten und ganz verkehrten Folgen führend. Auch von dieser starren, Kantischen Sittenlehre ist man bald zurückgekommen.

Das Größte, was Kant geleistet hat, bleibt immer, wie er gezeigt, daß die Vernunft in sich selbst streitend und an und für sich leer und ohne Inhalt, mithin nur in ihrer Anwendung auf die Erfahrung und im Gebiethe derselben gültig, eine Erkenntniß von Gott oder göttlichen Dingen durch sie zu erreichen, also nicht möglich sei. Statt aber nun anzuerkennen, daß diese nur durch innere Wahrnehmung und göttliche Offenbarung erlangt werde,

daß die höhere Philosophie eine Erfahrungswissenschaft sei, statt der Vernunft auch hier im Gebiethe der übersinnlichen Erfahrung dieselbe zweite, ordnende und dienende Stelle anzuweisen, stellte er statt dessen dennoch die Vernunft, obwohl unter der ihr gar nicht anstehenden Maske des Glaubens wieder auf den Thron. Hätte er sich jener einfachen alten Annahme gefügt, hätte er den Weg der innern Wahrnehmung und des erleuchteten Glaubens durch den Geist der Kritik, mittelst einer, wie im Gebiethe der Erfahrung den gegebnen Thatsachen derselben, so auch hier dem Lichte der Offenbarung dienenden Vernunft zur wissenschaftlichen Bahn geebnet, so hätte er dadurch, wie er es wollte, was Baco für die Physik, dasselbe für die Philosophie werden können, um sie statt der eitlen Wortstreitigkeiten zu einer sichern, lebendigen Erfahrungswissenschaft zu erheben, oder, vielmehr wieder herzustellen.

Allein für ihn gab es gar keine innere Wahrnehmung, überhaupt nichts Uebersinnliches, als den leeren Raum der von allem Stoff entkleideten Vernunftbegriffe. In diesem todten und verkehrten Denken war er ganz befangen und verwickelt, und so blieb ihm denn nichts als jener gezwungene Ausweg eines erkünstelten Glaubens; weil er zwischen seinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt ewig schwankend, zu keiner Wahl und Entscheidung kommen konnte. Seine Nachfolger waren kühner, entweder Alles aus dem eigenen Ich herleitend, oder eben so entschieden die äußere Welt und unendliche Natur-Kraft ergreifend. Die angebliche reine Vernunfterkenntniß, welche Kant hatte zerstören wollen, erstand also unter einer doppelten Gestalt wieder auf, als Kunstwerk der Ichheit, und als unbedingte Weltwissenschaft. Ganz natürlich erfolgte dieß, da Kant nicht nur die Quelle aller höhern Wahrheit unberührt gelassen, sondern auch in der Aufdeckung des innern Widerstreits, der innern Leerheit der von ihm in ihrer anmaßlichen Alleinherrschaft bekämpften Vernunft, nicht auf den letzten Grund und bis zu dem ersten Ursprung des Uebels gekommen war. Wenn sich Jakobi nun gegen den leeren Vernunftglauben eben so entschieden erklärte, als gegen die absolute Naturvergötterung, welche jedoch den bessern Naturphilosophen mit Recht nicht bei-

gemessen werden darf, so muß man ihm darin vollkommen beistimmen. Indessen aber bleibt seine innere Offenbarung des Gewissens oder des sittlichen Gefühls ohne festen und klaren Glauben, da er nie zu dem göttlichen Positiven des Christenthums hat durchdringen können oder wollen, eben so ungenügend; und es bildet dieser skeptische Zustand des individuellen Gefühls, des schwankenden Willens und an sich selbst ungewissen Gewissens nur den Gegensatz und die andere Hälfte zu Kants skeptischer Verstandesansicht, ohne eine bessere Auflösung zu gewähren. Diese beiden Theorien des Zweifels und Nichtwissens bilden zusammen mit dem System der ideellen Vernunft von Fichte und des dynamischen Spiels mit dem absoluten Sein, oder dem wissenschaftlichen Fantasieren der gewöhnlichen, nicht durch christliche Offenbarung erleuchteten Naturphilosophie, einen vollständigen Cyklus jenes vierfachen Scheins, welcher je nach den vier Elementarkräften desselben, aus dem todten, abstracten Bewußtsein hervorgeht, und sich nach Zeit und Umständen in den mannichfachsten Formen immer neu und anders gestaltet, obwohl im Wesentlichen und Innern der Ansicht, der Irrthum immer der nähmliche und der alte bleibt.

Alle diese Hauptformen des Irrthums, welche aus der Kantischen Philosophie hervorgingen, hier noch weiter zu verfolgen, und die gegenwärtige Entwicklung der deutschen Philosophie ausführlich darzustellen, liegt außer den Gränzen dieses Entwurfes. Lebende Dichter, wo eine Reihe von vollendeten Werken ihre ganze Laufbahn uns vor Augen stellt, können eher mit aufgenommen werden in das geschichtliche Gemählde der neuesten Zeit. Nicht so die Philosophen, deren Denkart sich stets anders entwickelt, deren System noch im Werden begriffen ist. Ich will hier also nur die allgemeine Bemerkung hinzufügen, daß bei einem so tiefen Forschen, als seit Kant in Deutschland rege geworden, bei einer solchen Kenntniß der ältern Philosophie, wozu wir wenigstens die Hülfsmittel und Vorarbeiten vollständiger und besser als andere Nationen besitzen, von jedem Irrthum der Uebergänge zur Rückkehr und Wahrheit, viele gegeben sind; dieß findet bei spekulativen Irrthümern um so leichter Statt, je mehr dieselben entschieden und vollendet auftreten. Nachdem nun das ganze System der

wesentlichen Irrthümer, nach allen vier Seiten des falschen und zersplitterten Bewußtseins durch die genannten großen Talente vollständig und erschöpfend ausgeführt da stand, und in gegenseitiger Zerstörung über sich selbst das Gericht ergehen ließ; so war wenigstens freier Raum gewonnen und wohl in der langen, alten Irrung selbst ein hinreichender Anlaß zum Anfang eines andern und lebendigen Denkens, um Gott und die göttlichen Dinge im Geist und in der Wahrheit zu erkennen. Eine solche Rückkehr aus den durch Kant veranlaßten Irrthümern hat in mehreren Fällen schon ganz entschieden Statt gefunden. Sollte ich ein Beispiel anführen, was statt vieler gelten kann, so würde ich meinen verewigten Freund Hardenberg oder Novalis nennen; nicht als ob er einen Weg der Rückkehr zur Wahrheit, zu Gott und zur rechten Erkenntniß zuerst betreten, und zur festen Bahn auch für andere geebnet hätte, sondern weil seine hinterlassenen Gadanken, Bruchstücke und Dichtungen des guten Samens so vielen enthalten, und verschwenderisch nach den verschiedensten Richtungen umherstreuen, die doch alle hinführen zu dem Einen Ziel der wahren Liebe und der wahren Erkenntniß. In einfacher Würde und mit der schönsten Klarheit hat Stollberg die Herrlichkeit seines Glaubens entfaltet, die nicht bloß seinem Herzen Beruhigung, sondern auch seinem Geiste und seinem Talente eine höhere Entwicklung, und ganz neue Kräfte gegeben hat. Es sind noch manche ehrenwerthe Männer von ausgezeichneten Talenten in gleicher Weise, als Verkündiger, Zeugen und Kämpfer der Wahrheit aufgetreten, wenn auch nicht jeder eine Geistesfülle auf dem Wege der Philosophie besitzt wie Hardenberg, oder eine solche Festigkeit und Klarheit des Glaubens auf dem Wege der Religion, mit dieser Gabe der würdevollen Darstellung, wie Stollberg. Schon werden Annäherungen zur Wahrheit fast überall gefunden, und es läßt sich mit Grund hoffen, die Rückkehr werde ganz allgemein Statt finden, und die deutsche Philosophie eine Gestalt gewinnen, wo man sie nicht mehr als eine Zerstörerin der Wahrheit wird zu fürchten haben, sondern sie als eine Vertheidigerin und Dollmetscherin derselben wird betrachten dürfen. Es ist ein vergebliches Bemühen, die Secte der Kantianer, in neuer Gestalt wieder hervor rufen zu wollen; die Zeit des leeren Formelwesens ist vor-

über. Fichte und Jakobi haben immer nur einzelne Anhänger gezählt und konnten der Natur ihres Systems nach, nie eine eigentliche Secte bilden; das eine oder das andere in erneuter Form noch festhalten zu wollen, würde eben so vergeblich sein. Als vorübergehende Irrthümer sind sie verschwunden oder haben den einzelnen Höherstrebenden nur als Stufe und Uebergang in der Aufsuchung der Wahrheit gedient. Auch unter den Naturphilosophen geht jeder schon mehrentheils seine eignen Wege, so daß sie kaum noch als Secte zählen können; das leere Formelspiel mit dem Absoluten verliert sich allmählig vor der Fülle des Positiven, so wie dieses aus den Geheimnissen der Natur und aus den Tiefen der Offenbarung immer lichter hervortritt. Die Anerkenntniß der letzteren und das Verständniß des Christenthums wird immer allgemeiner vorherrschendes Bedürfniß, so daß es bei mehreren nur noch weniger Schritte bedarf, um alle trüben Beimischungen aus dem früheren System vollends abzuwerfen. Man unterscheide nur jederzeit die Person von der Sache und die immer verworrene Menge von den einzelnen Höheren, und das Außenwerk des Systems von den einzelnen Lichtblicken im Geiste der Letzteren. Vor allen aber hüte man sich, wenn auch die deutsche Philosophie zum Theil noch in wesentlichen Irrthümern befangen sein sollte, deßhalb auf die Philosophie überhaupt ein Mißtrauen oder einen Haß zu werfen. Die falsche Philosophie kann nur durch die wahre aufgehoben und ersetzt werden. Diese muß also nothwendig mitwirken zu der Wiederherstellung der Wahrheit, der großen Aufgabe des Zeitalters. Sie alle, welche sich dem Zeugniß der Wahrheit, sei es im katholischen Glauben, oder in der christlichen Philosophie oder in beiden, gewidmet haben, sind nur einzelne Atome einer höhern Zukunft. Aber wer könnte es noch länger verkennen wollen, daß die große Wiedervereinigung zuerst im Glauben selbst, und dann auch die andere nicht minder wichtige, des Wissens und des Glaubens, eben da Statt finden und vollzogen werden soll, und wird, wo der Zwiespalt angefangen hat?

Ich wende mich zurück zu den Dichtern, mich nur noch auf wenige Bemerkungen beschränkend. Erst in dem jetzigen spätern

Zeitraume wurden Goethe's reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andere fallen auch ihrer Entstehung nach in diese Zeit. Die vorzüglichsten derselben werden jetzt an poetischer Kunst und schöner Sprache ziemlich allgemein als das vorzüglichste anerkannt, was wir in unserer Sprache besitzen. Die genialische Kraft und Leichtigkeit, welche die zweite Generation überhaupt auszeichnet, besitzt dieser Dichter vor allen andern. In einem Stücke jedoch könnte sein Beispiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit so häufig seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen versucht, und nicht leicht ein anderer Dichter an solche ganz moderne Gegenstände so viel Kunst verschwendet hat. Desto eher kann man aber darüber urtheilen, welche Wahl die glücklichere gewesen, wenn man diese künstlichen Werke moderner Darstellung mit der Poesie seiner ältern Gedichte zusammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachstehen, wenn wir beide Werke gegen einander halten, als eine poetische Darstellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Cabinet der Großen sich verbreiten! Oder ist es erlaubt, Werke von verschiedener äußerer Art, bei ähnlichem Inhalt zusammenzustellen, so vergleiche man mit der Darstellung von der Verwicklung der Leidenschaften in den höhern gesellschaftlichen Verhältnissen, die Wahlverwandtschaften mit dem Tasso. Oder sieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künstler in seinem Gegensatz zu der äußern Welt, wie im Faust der in seinen Ideen lebende Geist in seinem innern Kampf dargestellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meister, so wird die Gedankenfülle und der kunstreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten scheinen. Sieht man aber auf die Poesie allein, so glaube ich, daß die genannten Werke, Faust, Iphigenia, Egmont, Tasso, bei der Nachwelt den Ruhm dieses großen Dichters als solchen am meisten erhöhen werden, nebst den schönsten seiner Lieder; denn in diesen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich. Willig folgen wir, so oft sein Lied vom Orient oder vom Occident her ertönt, dem magischen Greis, unwiderstehlich fortgezogen in seine Zaubersphäre; während wir in seinem Prosa-

Gedanken nur den unbefriedigten Kampf einer nicht zum Ziel gelangten großen Natur erblicken.

Manche zweifeln, ob er an und für sich zum dramatischen Dichter eigentlich bestimmt und geboren sei; oder ob nicht die Ruhe seiner mahlerischen Darstellung, selbst in solchen Stücken, die wie Egmont am meisten für die Bühne geeignet sind, mehr zum Epischen sich neige. Die Versuche in dieser Gattung selbst, oder in solchen, die sich ihr nähern, sprechen nicht ganz dafür. Denn fast scheint es, daß er weder einen wahrhaft epischen Stoff, der ihm als solcher ganz Genüge leistete, noch eine Form wie sie die rechte gewesen wäre, dafür habe finden können. Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantischen, als zu dem eigentlich Heroischen hin; und es dürfte auch wohl dieses Romantische, in dem weitesten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Fantasie und des Witzes mit den Gefühlen und Anschauungen, wie das Leben sie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Abstufungen und Mischungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieses Dichters sein.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf sein Zeitalter hatte und zwiefach erscheint uns auch seine Natur. In Rücksicht auf die Kunst hat er vielen mit Recht als ein Shakespeare unsers Zeitalters gegolten; unsers Zeitalters, d. h. eines solchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannichfaltigen Bildung sich hinneigt, als zur höchsten Kunstvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poesie, die also auch hier von unserm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatischen Meister. In Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden; ein Deutscher allerdings, wie überall so auch hierin, da selbst der poetische Uebermuth und die Ironie bei dem Deutschen erstlich poetischer, und dann gutmüthiger sich kund giebt, redlicher und ernstlicher gemeint ist, als bei dem Franzosen, wo er seine Indifferenz und seinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indessen wird doch auch in unserm Dichter oft unter all der

mannichfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Directionen hinströmenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle des mit Gedanken spielenden Geistes an einem festen innern Mittelpunkte fehlt.

Das Mißverhältniß zwischen der Poesie und der Bühne in Deutschland zeigte sich fortdauernd darin, daß nach Klopstock nun auch Goethe manche dramatische Werke hervorbrachte, ohne alle Rücksicht auf die Bühne, oder die doch nicht dafür bestimmt waren, wenn sie auch später auf derselben erschienen sind.

Dasselbe war der Fall mit Schillers Don Carlos, und seitdem er den verführerischen Vortheil des allgemeinen Beifalls, den seine ersten rohen Jugendwerke gefunden, seinem dauerndern Ruhm zum Opfer brachte, ward es ihm schwer, für seine höhere Kunst die unmittelbare Wirkung so allgemein zu gewinnen wie früherhin. Bleibt aber auch zwischen seiner Poesie und unsrer Bühne noch einige Disharmonie, so ist er doch als der wahre Begründer unsrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derselben, und die ihr angemessene Form und Weise bis jetzt noch am glücklichsten getroffen, sich ihr wenigstens am meisten genähert hat. Auf die dichterische Form unsrer höheren dramatischen Hervorbringungen hat besonders auch die poetische Uebersetzung des Shakespeare und des Calderon, die A. W. Schlegel in anerkannt vollendeter Meisterschaft der Dichtersprache und der mannichfaltigsten Verskunst aufgestellt, zu zwei verschiedenen Epochen den entschiedensten Einfluß gehabt, wie auch für die höhere Poesie überhaupt dieses Urbild des Styls ein neuer Maaßstab der künstlerischen Beurtheilung geworden ist. Schiller seinerseits war ganz und gar dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen und auch seine philosophischen Werke und Versuche, sind nur als Studien und Vorübungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie uns am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte, und wie wenig er in sich zur vollkommnen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinem forschenden

Geist ein Genüge zu leisten, hervor. Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten und lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen.

Einige sind der Meinung gewesen, das Studium der Philosophie sei ihm schädlich gewesen, auch für seine Kunst. Allein in Zweifeln befangen war er schon früher; und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln sein. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theater-Dichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Spekulation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch zu sehr an der Oberfläche stehen geblieben waren, um zu einem fruchtbringenden Ziele zu gelangen. Noch mehr, als Schiller es schon gethan, brachte Werner alle Mysterien des Gefühls und des Glaubens und alle Paradoxien eines furchtbaren Schicksals und eben so furchtbaren Seelenkampfs in seine dramatischen Weltgemälde, die wo eine glückliche Wahl des Gegenstandes das Werk begünstigte, wie im Attila oder in der Mutter der Maccabäer, die lebendigste Wirkung mit umfassender Größe und wunderbarer Tiefe vereinigen; Darstellungen, welche sich nur durch die Fülle des Reichthums der Bühne entziehen, für welche sie sonst vortrefflich geeignet wären. Ueberall aber sieht man auch schon in den frühern Werken dieses Dichters den Kampf seines eigenen Herzens mit dargestellt, wie es sich aus dem Gedränge des Lebens zu einer höhern geistigen Laufbahn durchzuarbeiten strebte.

Auf dem gleichen ernsten Wege wie Schiller und in edlem künstlerischen Wetteifer mit jenem Ersten deutschen Tragiker strebte

für Oesterreich unser Heinrich Collin sich in der tragischen Kunst immer höher zu bilden, zu der ihn seine edle patriotische Begeisterung zuerst hingeführt hatte, die alle seine dramatischen Werke so ganz beseelt, daß sie, wo auch die Gegenstände aus dem Alterthum oder ganz fremdartig sind, doch immer durchaus national und wahrhaft vaterländisch bleiben. Die neuesten tragischen Dichter, welche auf der Bühne mit glücklichem und wenigstens für den Augenblick glänzendem Erfolg gewirkt haben, sind fast alle wieder in den heidnischen Fatalismus gerathen und in eine sich selbst immer höher überbietende Steigerung des Gräßlichen, womit denn jene Carricatur von falscher Charaktergröße natürlich verbunden ist, zu der schon Schiller in seinen frühern Stücken, und hie und da neben so mancher vollendeten Darstellung der wahren Charaktergröße selbst in den reiferen Werken, wie nicht minder manche der Besten nach ihm, einigen Anlaß gegeben hatten. Auf solchem falschen Wege läßt sich daher, so glücklich auch die Talente sein mögen, wenig bleibende Frucht hoffen. In Theodor Körners Gedichten, in den lyrischen fast noch mehr als in den unreifen dramatischen, athmet ein jugendlich frischer Lebensgeist, der uns durch die Weihe seines frühen Todes um so rührender anspricht.

Doch ich fühle wohl, daß ich nun an die Gränze der unternommenen Darstellung gekommen bin. Die Fülle der Gegenstände, welche sich in lebendiger Gegenwart um mich drängen, ist zu mannichfaltig, das Gemählde der Mitwelt zu reich verschlungen und vielfach beweglich, als daß ich es schon ganz als Vergangenheit betrachten und historisch in wenigen Zügen zusammen fassen könnte. Was ich selbst seit beinah dreißig Jahren in der Philosophie zu erforschen gestrebt, oder in brüderlichem Verein mit A. W. Schlegel in der Poesie, Kunst und höheren Kritik, in der Literatur und dem Studium der Sprachen gewirkt oder zu bilden versucht, das mögen andre in die Charakteristik des Zeitalters eintragen. Es war mir in diesen letzten Vorträgen überhaupt nicht mehr möglich, bei allen den Schriftstellern und Werken einzeln zu verweilen, die es ihrer innern Wichtigkeit nach wohl verdient hätten; weil ich sonst jene Uebersicht des Ganzen, welche doch mein vornehmstes Ziel war, zu sehr aus den Augen verloren haben

würde. Wollten wir die einzelnen Provinzen, in welche die weit umfassende deutsche Literatur nach der Natur ihrer verschiedenen Gegenstände zerfällt, wenigstens die vornehmsten derselben für sich durchgehen und untersuchen, was für die Philosophie und Erkenntniß der Religion, für historische Forschung und Kunst, dann für die höhere Poesie oder auch für Kritik und Theater bis jetzt gewirkt und gefördert worden und was etwa noch zu thun übrig bleibt, wie und auf welchem Wege; so würde dieß eine in das Einzelne eingehende Ausführlichkeit und für eine jede dieser Provinzen eine abgesonderte Betrachtung und Behandlung erfordern.

Was sich aus der Gegenwart an die Vergangenheit anschließt, läßt sich wohl noch historisch auffassen und schildern. Weniger aber das, was noch ganz im Werden, in noch unentschiedenen äußerm oder innerem Kampf begriffen ist; man müßte denn mit übereilendem Urtheil, wie es oft geschieht, der Zukunft vorgreifen wollen und Erscheinungen, die wirklich noch unbestimmt und unfertig sind, schon im Voraus einen ganz bestimmten Charakter und Stempel leihen und aufdrücken wollen, wodurch das öffentliche Urtheil nicht selten irre geleitet, ja die Entwicklung der Talente und geistigen Kräfte selbst oft störend berührt und wesentlich gehemmt wird.

Deutlich sehe ich eine neue Generation entstehen und sich bilden und ohne Zweifel wird das neunzehnte Jahrhundert auch in unsrer Literatur sich ganz anders gestalten als das achtzehnte war. Aber noch ist der Geist und die Richtung dieser jüngern Generation nicht entwickelt genug, als daß man es wagen könnte, ihren Charakter zu bestimmen. Es wird viel von ihr gefordert werden, denn es ist ihr viel vorgearbeitet worden. Wenn von dem Ganzen der deutschen Literatur die Rede ist, so zweifle ich auch keinen Augenblick daran, daß sie noch alle die großen Erwartungen erfüllen wird, welche sie bisher mehr nur lebhaft angeregt hat, als vollständig zu befriedigen vermochte. Im Einzelnen sehe ich noch vieles Störende und Mißfällige. In der Kunst und Poesie hat das falsche antikische Wesen, das handwerksmäßige Nachdrechseln der alten Kunst und Sprachformen sich zu verlieren angefangen. Dagegen zeigt sich viel übertreibende Nachahmung der Vorgänger, ohne wahre Einsicht und Anerkennung des Rech-

ten und ohne sonderliche eigne Kraft; ein eitles Scheinwesen und leichtfertiges Spielen mit allen jenen Tiefen der Vernunft und der Fantasie, welche die vorangehenden Meister und Männer des Zeitalters, doch in ganz andrer und ernster Gesinnung ans Licht gezogen hatten, um dem kämpfenden Geiste in seiner Entwicklung bewußt oder unbewußt zu dienen. Auch in der Philosophie haben die meisten von Schelling nur das schnelle Weltconstruiren und ein dynamisches Spielen mit allerlei immer veränderten Natursystemen sich angeeignet; an der neuen noch unentschiednen Entwicklung und der schon früher veränderten Richtung des Geistes in seinem Innern, werden wohl nur wenige den wahren Antheil nehmen. Immer genügt ihnen die äußere Schale und Form und so lange nur das alte Gehäuse des ehemahligen Systems noch stehen bleibt, bemerken sie gar nicht, daß jetzt vielleicht ein ganz andrer Geist darin wohne.

Andre bemerkten wohl den großen Zwiespalt in der deutschen Philosophie und Literatur und glaubten dadurch, daß sie sich als versöhnende Friedensstifter in die Mitte stellten zwischen den entgegenstehenden Systemen, dem Uebel mit leichter Mühe abhelfen zu können, und zugleich auch für sich selbst eine neue Stufe zu begründen; allein durch das bloße Verwerfen und Verneinen der streitenden Extreme, durch diese Stellung in die Mitte wird noch nichts Positives und wahrhaft Neues erzeugt: ja auch nicht einmahl ein haltbarer Frieden hervorgebracht.

Vielleicht ist aber der Zeitpunkt überhaupt nicht mehr ferne, wo es weniger auf die einzelnen Schriftsteller ankommen wird, als auf die Entwicklung der ganzen Nation selbst, der Zeitpunkt wo nicht sowohl die Schriftsteller sich ein Publikum bilden dürfen, wie bisher, sondern vielmehr die Nation nach ihrem geistigen Bedürfniß und innerm Streben, sich selbst ihre Schriftsteller zuziehen und anbilden soll. Es ist auch in dieser Hinsicht ein unverkennbarer Fortschritt sichtbar. So wie seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die deutsche Literatur, wenn auch nicht an Zahl der kunstvollendeten Werke, die überall selten sind, so doch an umfassender Ausdehnung, an Ideenreichthum und innerer Energie in steter und starker Progression zugenommen hat; so ist ein

gleicher Fortschritt auch in den Wirkungen, welche diese Literatur hervorbrachte und in der Theilnahme an diesen Wirkungen bemerkbar. Aus dem kleinen Häuflein einzelner Dilettanten, Beschützer und Freunde der vaterländischen Kunst und Sprache, mit denen unsere Literatur um jene Zeit begann, sammelte und bildete sich allmählich ein Publikum. Anfangs meistens nur Zuschauer der jetzt entstandenen Secten und ihres Kampfes; immer größer aber ward der Kreis dieser Zuschauer und immer lebendiger und reger ihre Theilnahme, so daß es jetzt schon für keine Paradoxie mehr gelten kann, auch in Beziehung auf Literatur von einer deutschen Nation, ihrem Geist und Charakter, ihrem Streben und Bedürfniß zu reden.

Der Sectengeist selbst, so tief er auch eingewurzelt ist in Deutschland, hat offenbar abgenommen, während der letzten Zeit. Unter denjenigen Secten, welche seit der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts am meisten Einfluß gehabt haben in Deutschland, und dadurch wenigstens historisch bedeutend bleiben, sind die Aufklärer und Illuminaten dem äußern Anschein nach in den Hintergrund zurückgetreten, so wie die tiefere Philosophie herrschend wurde; die Kantianer sind bald selbst ihres todten Formelwesens eben so müde geworden, wie es die Welt schon früher war; auch unter den Naturphilosophen entwickelte sich bald jene große und glückliche Verschiedenheit, durch welche sie so dem beengenden Sectengeist beinahe schon entwachsen sind. Ich möchte darum nicht behaupten, daß der alte Sauerteig der falschen Aufklärung und jener im Scheinlichte des menschlichen Dünkelwissens das Zeitalter bearbeitenden Illuminaten schon ganz überwunden und gar nicht mehr vorhanden sei. Auch das Formelwesen der nun verschollnen Kantianer, ist unter neuen Nahmen mehrmahls wieder zum Vorschein gekommen in den spätern philosophischen Secten, konnte aber doch nicht mehr bleibend Wurzel fassen. Dieser Vorwurf trifft zum Theil selbst die gemeinere Classe der gewöhnlichen Naturphilosophen, deren innere Uneinigkeit und Aberrationen hinreichend zeigen, wie wenig noch die Bahn des Rechten die allgemein anerkannte ist, und wie selten noch im Gebiethe der innern Welt und des denkenden Geistes die kreisenden Wandelsterne der menschlichen Systeme und Wissenschaften sich fügen

wollen in den nothwendigen Liebes-Gehorsam und den vorgezeichneten Lauf um die unsichtbare Sonne der Wahrheit.

Indessen ist doch der Sectengeist milder geworden in der letzten Zeit, oder wenigstens lebendiger und aus den engen Schranken der Schulformen in die Welt hinaus tretend, gestaltet er sich nun größer zu einem Nationalkampf deutscher Geistesentwicklung. Man würde ungerecht sein, wenn man dieß verkennen wollte.

Fortdauernd aber bis auf die neueste Zeit bleibt der auszeichnende Charakter der deutschen Literatur wie der Nation selbst, der Zustand des Kampfes, so oft auch die Personen und Partheien, die Gegenstände, und selbst der Grund und Boden, auf welchem gestritten ward, sich veränderten.

Es wird kaum nöthig sein, daran zu erinnern, wie unsre neue Literatur schon seit ihrer ersten Epoche streitend hervorgetreten, und so zu sagen im Streit entstanden ist. Da war es zuerst der Streit zwischen den Schweizern, welche die Engländer und die Alten in der Poesie und Kritik ausschließend bewunderten, und der Sachsen, welche sich ganz nach dem französischen Geschmack gebildet hatten; dann der Gegensatz zwischen den feierlich ernsten und den fröhlich galanten Dichtern, den Nachfolgern von Klopstock oder Wieland; und auf einem andern, der Philosophie näher verwandten Gebieth, der Streit zwischen den sogenannten Orthodoxen und den Neuerungssüchtigen und Aufklärern, der das deutsche Publikum beschäftigte und seine Theilnahme für oder wider eine jede dieser Partheien anregte. Einen bedeutenderen Charakter nahm der Streit an in der Epoche der Kantischen Philosophie, als Kampf zwischen den Idealisten und Empirikern, in dem allgemeinen Sinne, in welchem dieser Zwiespalt sich fast über alle Gebiethe unsers gesammten geistigen Wirkens erstreckte. Beide Partheien haben in einem gewissen Sinne gesiegt; die Empirie hat ihre Rechte nicht bloß in der öffentlichen Wirkung auf die Menge, auch nicht bloß in der Geschichte und Kunst, sondern selbst in der Naturkunde und Wissenschaft behauptet. Versteht man jedoch unter der Denkart des Idealisten in jenem allgemeinen Sinne eine solche, die auf das Ideal gerichtet, und von Ideen ausgehend, weit über die sinnliche Erfahrung sich zu er-

heben behauptet, so ist eine solche idealische Ansicht der Dinge in allen Zweigen nicht bloß der Kunst, sondern auch der Wissenschaft so allgemein herrschend geworden, daß fast keiner mehr den Anspruch daran ganz zu verläugnen wagt; so sehr übrigens auch diese verschiedenen Ansichten nach der Idee, unter einander oder auch mit sich selbst im Streit sein mögen. Denn vorzüglich auch dadurch hat sich dieser merkwürdige Kampf aufgelöst, daß die Idealisten oder diejenigen, welche gegen die Empirie für die Ideen kämpften, unter sich selbst uneins wurden, und die Bessern es deutlich fühlten, daß es nicht mehr gegen die bloße Gemeinheit zu kämpfen gelte, sondern gegen eine allerdings intellectuelle Kraft und einen im Ueblen rastlos wirksamen Geist, ein eigentliches Genie des Bösen. Der ungleich höhere Kampf, welcher dadurch nicht bloß in der politischen sondern auch in der intellectuellen Welt hätte herbeigeführt werden sollen, ist gleichwohl noch nicht entwickelt hervorgetreten. In dem engern Gebiethe der esoterischen Wissenschaft hat der Streit zwischen der Idee und der Empirie eine ganz neue Wendung bekommen, seitdem die immer klarer hervortretende Endeckung der psychischen Welt die vollständigste Anerkenntniß des Spiritualismus durch so erstaunungswürdige Facta herbeigeführt hat, wogegen alle bloße Ideenahnung weit zurückbleiben muß. Dadurch ist denn der Streit zwischen der Idee und der Wirklichkeit, auch von dieser Seite, wenigstens für die Wissenden völlig aufgelöst, und wird in der Folge einen andern Gegenstand suchen oder doch eine ganz andre Gestalt annehmen müssen. — In dem exoterischen Gebieth der allgemeinen Literatur hat jener alte Streit zwischen dem Vorhandnen und dem Geforderten, zwischen dem Gegebnen und Gedachten späterhin wieder einen kleinlicheren Charakter angenommen und ist zum Theil in eine leere Spiegelfechterei ausgeartet. Von dieser Art ist der eingebildete Gegensatz zwischen dem goldnen Zeitalter und einer sogenannten neuen Schule. So wenig es, wie ich schon früher bemerkte, in der deutschen Literatur ein goldnes Zeitalter gegeben hat; eben so wenig kann ich auch irgendwo etwas finden, was die Benennung einer neuen Schule rechtfertigen könnte. Eigentlich versteht man darunter meistens wohl nur die Uebertreibungen

einiger Nachahmer und von den Ideen anderer Ueberwältigter, deren Verirrungen man denen, welche solche Ideen zuerst aufgestellt haben, um sie desto leichter verunglimpfen zu können, unbilliger Weise aufbürdet und mit anrechnet. Von dem aber, was nach dem sonst üblichen Sinn bei dem griechischen Philosophen oder italienischen Mahlern eine Schule genannt ward, wegen der gründlichen Nachfolge und der dauerhaften Fortbildung auf einem bestimmten Wege der Kunst oder der höhern Wissenschaft, sehe ich in unserm geistigen Wirken noch wenig Spur, ja selbst der Schüler dürften nicht viele gefunden werden, von denen man erwarten kann, daß sie einst Meister sein werden. Ohnehin sucht fast jeder der Ausgezeichneten sich seine eigenen Wege zu bahnen und es vereinzelt sich alles mehr und mehr.

Ein eben so gehaltleerer Gegensatz war auch der vor einiger Zeit zwischen der norddeutschen und süddeutschen Literatur und Geistesart aufgestellte, wobei noch die gehässigsten Leidenschaften aller alten Provinzial-Abneigungen und Einbildungen angeregt wurden. Es handelt sich aber um etwas viel größeres in diesem mannichfaltigen Zwiespalt des deutschen Geistes, als um eine vorübergehende literarische Modestreitigkeit der wechselnden Partheien.

Betrachten wir überhaupt den merkwürdigen Kampf in dem gesammten geistigen Wirken des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen und nicht bloß wie wir ihn in Deutschland sich entwickeln gesehen, sondern wie er auch in England, in Frankreich und im übrigen Europa sich gestaltet hat, und fragen wir nun nach der welthistorischen Bedeutung dieses großen Phänomens, so dürfte Folgendes vielleicht die erklärende Deutung desselben sein. Nicht bloß im Aeußern und Einzelnen, wo er sich zunächst kund gegeben, hat dieser Streit seinen Sitz; sondern es liegt ihm als allgemeine Ursache eine große Bewegung im Innern des Menschengeistes zum Grunde.

Die wilden Verirrungen der von allen Banden losgelassenen Vernunft und Denkkraft, und dann das Wiedererwachen der unter dem Druck eines leeren Scheinwissens und eben so bedeutungsleerer Lebensformen erstorbenen Fantasie sind zugleich der innere Grund und das große Resultat dieser mannichfaltigen Erscheinungen und Bewegungen. Wie in Frankreich die alles beherrschende und alles

auflösende, jedem Glauben und jedem Bande der Liebe entsagende Vernunft ihre zerstörenden Wirkungen ganz nach außen hin gewandt und das gesammte Leben der Nation zum furchtbaren Schauspiel für die Mitwelt und Nachwelt ergriffen hat; so nahm in Deutschland dem Charakter der Nation gemäß, bei der äußern Gebundenheit der edelsten Kräfte, die absolute Vernunft ihre Richtung ganz nach Innen, statt der bürgerlichen Revolutionen, im metaphysischen Kampfe Systeme erzeugend und wieder zerstörend. Von dem zweiten Phänomen des Zeitalters, dem Wiedererwachen der erstorbenen Fantasie, die fast erloschen und vergessen in der übervernünftig gewordenen Welt, eben mitten in derselben gleichsam zum zweitenmale und von neuem entdeckt ward, finden sich wohl auch in andern Ländern einzelne Spuren, in der ohne eigentlichen äußern Anlaß sich von neuem wieder regenden Liebe zur alten Sage und zur romantischen Dichtung. In dem Umfange und in der Tiefe aber, wie in Deutschland die wieder erwachte Fantasie nicht bloß in mannichfaltigen Hervorbringungen sich kund giebt, sondern auch unter allen noch so verschiedenen Gestalten der Vorzeit verstanden und anerkannt wird, dürfte dieses Phänomen wohl bei keiner andern Nation gefunden werden.

Wie die unbedingt herrschende und wirkende, ganz denkfreie Vernunft nun in ihrer Richtung nach Innen, in einer kraftvollen Männerseele sich in sich selbst zerarbeitet, täuscht, zerstört und immer sich neue Gedankengebäude aus dem Nichts hervorbildet, davon möchte ich unter allen deutschen Philosophen keinen so sehr als Beispiel anführen, als Fichte; nicht bloß wegen der Erfindungskraft und Meisterschaft in allen Künsten des Denkens, die ihm in so hohem Grade eigen sind, sondern auch weil er den Stoff zu seinem Denken ganz aus sich selbst nehmen wollen, die Natur verschmähend und auf die Vorgänger wenig achtend. Unter den Dichtern aber, die von einem gleichen Streben beseelt sind, wüßte ich keinen zu nennen, der um die Wiedererweckung der Fantasie in Deutschland ein so großes und allgemeines Verdienst hätte, als Tieck; der alle ihre Tiefen und auch ihre Verirrungen so vollkommen kennt, und ihrer wundervollen Erscheinungen und Geheimnisse so ganz Meister ist.

Bis an dieses äußerste Ziel, was Vernunft und Fantasie betrifft, ist das Jahrhundert gekommen; weiter im Ganzen bis jetzt noch nicht. Vergessen wir aber wenigstens nicht, daß wir noch weiter fortschreiten müssen, wenn wir nicht ganz wieder zurücksinken wollen, und daß zu diesen Tiefen der Vernunft, die wir durchforscht haben, und zu dieser Fülle und Herrlichkeit der Fantasie, die uns wieder geworden ist, nun auch noch der feste Wille hinzukommen muß, der den Anfang und ersten Samen alles Guten enthält und allein im Stande ist, die Entartung von uns abzuhalten; und dann der klare Verstand und die rechte Einsicht, zu deren vollständigen Begründung und harmonischen Ausbildung jene Tiefe der Vernunft und Fülle der Fantasie nur die einzelnen Elemente bilden, die für sich allein nie zum Ziele führen. Der wahre Verstand aber beruht in allen Dingen auf der Uebersicht und Anschauung des Ganzen, und dann auf dem Urtheil, oder der Unterscheidung dessen, was das Rechte ist.

Auf diesen Zusammenhang überall hinzudeuten, und eben dadurch das Ganze darzustellen, und eine wahre Idee von der Literatur und unserm gesammten geistigen Wirken zu geben, war ich in diesen Vorträgen bemüht; zugleich aber, wie in allen meinen früheren Versuchen, ging auch in dem gegenwärtigen mein Bestreben dahin, zu einer vollkommnen Scheidung und rechten Erkenntniß des Guten und Bösen auch in der Literatur, so viel an mir ist, ohne rednerische Kunst kräftig mitzuwirken.

* * *

Eine neue Epoche hat einen neuen Kampf herbeigeführt; durch den großen Umschwung der moralischen Welt, welcher die letzten Jahre bezeichnet, ist auch die intellectuelle Aufgabe des Zeitalters in ein neues Licht getreten, und hat eine andere schon viel bestimmtere Gestalt angenommen. Zwar möchte, daß nun auch die Partheien des Auslandes in ihrem politischen Zwiespalt, in die deutsche Literatur eingetreten, zunächst nicht als ein sonderlicher Gewinn erscheinen. So wurden wir einige Jahre überschwemmt mit einer Fluth von liberalen Flug- und Zeitschriften, kleinen Büchern und Zetteln, fliegenden Blättern aller Art und in jeglicher Form, die allen grünen und allen dürren Boden bedeckten, wie ein

verderbliches Heuschrecken-Heer, so daß kaum mehr ein Raum übrig zu bleiben schien, für ein gediegeneres Werk der ernsten Literatur. Wenn nun aus der ganzen Masse dieser politischen Zeitschriftstellerei, die viel geringere Anzahl der Oppositionsstimmen gegen das vorherrschende System aller großen und kleinen liberalen Wünsche mit eingerechnet, nur ein Görres als Nationalschriftsteller und bewährter deutscher Charakter in bleibendem Werthe für die Zukunft hervorgetreten ist, so kann dieser Eine Mann für viele gelten, als ein hinreichender Gewinn und Ersatz für alle übrigen, die der Vergessenheit anheim fallen müssen, und dürfen wir es wenig bedauern, wenn der ganze Insectenschwarm, der sich einige Jahre hindurch so emsig bewegte, und alles mit seinem Summen erfüllte, so wie eine kältere Temperatur in der obern Welt-Region eingetreten, ziemlich bald wieder in den leeren Raum, aus welchem er hergekommen war, entflogen und zergangen ist. Das ganze Uebel ist vielleicht nicht von so ernsthafter Art, wenigstens nicht von Dauer gewesen; viel tiefer schädlich aber würde es sein, wenn die Vertheidiger der guten Sache, der legitimen Gerechtigkeit und der christlichen Wahrheit, durch den Streit und während desselben, selbst in das Absolute und in die Blendungen einer leidenschaftlichen Uebertreibung und in jenen Ton geriethen, der die Ultraschriftsteller des Auslandes bezeichnet; denn solche Ultraschriftsteller sind dem deutschen Geiste einmahl nicht angemessen, wo alle unfriedliche Herbigkeit in der Meinung selbst, oder in der Aeußerungsform dem guten Eindruck nur schaden kann. Jede Verschiedenheit der Meinung in Deutschland, sie sei philosophisch oder politisch, berührt früher oder später unsre alte Wunde, den bei uns entstandenen, und seit drei Jahrhunderten einheimisch gewordenen Glaubens-Zwiespalt. Wer fühlt aber nicht, daß dieser, daß das innere religiöse Gefühl eines jeden Individuums, als eine Gewissenssache und etwas heiliges, nur mit der tiefsten Schonung berührt werden darf und behandelt sein will? Daß diese Mäßigung, die nicht aus der Halbheit, sondern aus der Gewissenhaftigkeit der Gesinnung hervorgeht, mit der größten Entschiedenheit derselben vereinbar ist, wird leicht einem jeden einleuchten, ja sie wird um so mehr vorwalten, je mehr der Glaube an die Wahrheit sich

selbst klar geworden, und zur höchsten Gewißheit gediehen ist. Ueberlassen wir daher alles Ultrawesen in Religion und Politik dem Auslande, da selbst der Haß gegen das Christenthum, die eigentlich antichristliche Gesinnung, durch welche sich die niedrigste Stufe der liberalen Parthei hie und da auch in Deutschland so höchst verwerflich charakterisirt, durch die Erwiederung des Hasses nicht vertilgt oder besiegt werden, vielmehr die reine Sache der christlichen Wahrheit und Gerechtigkeit dabei selbst nur einen Flecken durch die unedle Beimischung erhalten würde. Was aber die politische Zeitschriftstellerei betrifft, die wir nicht umhin konnten zu erwähnen, so darf doch dabei nicht verkannt werden, daß diese neue dem deutschen Geiste in solch' überwiegendem Maaße auf die Länge gewiß nicht angemessene, und ihm von Natur gar nicht zusagende politische Richtung aller intellectuellen und literarischen Thätigkeit für die vaterländische Historie auch in der neuesten Zeit viele gute Frucht getragen hat, zunächst in der Hervorbringung so mancher gediegenen Werke historischer Forschung und Darstellung, besonders aber auch durch die Gründung eines würdigen deutschen Vereins zu diesem vaterländischen Zwecke. Nun ist die Ueberzeugung unter den Gutgesinnten aller Partheien wohl schon ziemlich allgemein, und den Meisten klar und gewiß geworden, daß der feste Anhaltspunkt in dem Streit der Meinungen und der Interessen nur in dem Positiven gefunden werden, und nur dieses den chaotischen Zustand enden, und ein organisch geordnetes Dasein von neuem wieder begründen kann. Vergebens aber würde man für das Leben und den Staat, wie in der Wissenschaft hoffen, diesen sichern Grund und Stützpunkt in einem bloß irdisch Positiven zu finden, es sei welcher Art es wolle, so lange nicht das göttlich Positive hinzukommt, als Träger und zusammenhaltende Lebenskraft des Ganzen. Wo sollen wir aber dieses göttlich Positive anders suchen als da, wo es uns schon lange gegeben ist, sobald wir es nur finden wollen: in der Religion, in der göttlichen Offenbarung, und in der christlichen Philosophie, als einem treuen Abdruck derselben in wissenschaftlicher Form zu allgemeiner praktischen Anwendung? — Alles was zu diesem Ziele bewußt oder unbewußt hinwirkt, was irgend in diesem Sinn und Geist geschieht von der einen oder von der andern Seite, das ist gut und löblich und heilsam. Wenn da=

her auch in dieser neuesten Zeit höchst ehrenwerthe Protestanten wie Planck, Neander, Kanne, Daub, die Göttlichkeit der Bibel, und die Gottheit Christi auf durchaus eigenem, und in diesem Sinne auch neuem Wege laut bekennen und darlegen, so ist dieß nur ein Zeugniß mehr für die Sache der Wahrheit, und eine neue Gewährleistung des Sieges, der ihr verbürgt ist. Freilich aber führt uns jene ganze Frage von dem göttlichen Positiven und die Ueberzeugung, daß nur in ihm, in dem Christenthume nähmlich, der intellectuelle und damit auch der moralische Frieden für die Welt gefunden werden kann, auch wieder zurück auf den alten Zwiespalt des deutschen Glaubens. Hier ist der Punkt, von welchem die Heilung ausgehen muß, denn von da hat das Uebel seinen Ursprung genommen. Jene so lange gewünschte und so oft vergeblich gesuchte Wiedervereinigung des Glaubens, kann aber freilich auf dem gemeinen Wege menschlicher Ausmittlung nicht gefunden werden; nicht durch ein bloßes gegenseitiges, wenn auch noch so gut gemeintes Nachgeben, und nicht durch eine diplomatische Verhandlung; überhaupt ist es kein Menschenwerk, sondern es muß von Gott kommen, der seine Werkzeuge schon dazu finden, und diejenigen, welche von ihm ausersehen sind, mit der Kraft des heiligen Geistes erfüllen wird. Menschlicher Weise läßt sich nur das dazu beitragen, und nur dadurch der hohen Absicht entgegen kommen, daß wir jene unentschlossne Halbheit der Gesinnung von uns abthun, welche uns so oft zurückhält, den letzten Schritt in der Anerkennung der Wahrheit getrost daran zu setzen. Wohl ist es in manchen Anzeichen sichtbar, und kann der Bemerkung nicht entgehen, wie die Epoche jener Wiedervereinigung in der großen Weltbahn der Vorsehung zu unsrer Zeit schon um vieles näher heranrückt, und darum kann es auch nicht länger verschwiegen noch umgangen werden, dieses zur Sprache zu bringen. Auch ist hier der Ort davon zu reden, wo wir das intellectuelle Leben in seiner Entwicklung durch alle Zeiten hindurch betrachtet und begleitet haben; denn was wäre wohl dem deutschen Geiste Noth, als nur alle die rege gewordenen aber noch gährenden Kräfte aus der chaotischen Zerstreuung zu concentriren, und dadurch eine wahrhafte deutsche Schule, als Inbegriff aller intellectuellen Bildung zu be-

gründen, und wie könnte für diese die ihr immer und überall noch fehlende Einheit und Harmonie wohl gefunden und erreicht werden, als in jenem höhern religiösen Frieden?

Ich habe in diesem Werke überhaupt die Literatur mit Inbegriff der Philosophie, nicht etwa nur aus dem gewöhnlichen kritischen, bloß philologischen oder auch künstlerischen Gesichtspuncte betrachten wollen; sondern es war meine Absicht, das gesammte intellectuelle Leben in seiner Entwicklung und seinem Fortgange bei den vornehmsten Nationen des Alterthums und des neuern Europa durch alle Zeitalter hindurch fortzuführen und dadurch einen lebendig vollen und geschichtlich vollständigen Begriff hervorzubringen von jener großen intellectuellen Macht, welche die ganze höhere Geistesbildung des Menschen, oder alle Wissenschaft und Darstellung, Erkenntniß, Forschung und Kunst, in sich faßt, die in der Rede oder durch das Wort wirken; welche geistige Macht in ihrem Gegensatz gegen Staat und Kirche, und in ihrem mannichfachen Verhältniß zu beiden, wie es auch in diesem Werke oft berührt ward, wir unter dem Nahmen der Schule zusammen fassen.

Diesen Standpunkt wollen wir jetzt zum Schluß noch einmahl besonders herausheben, indem wir einen Rückblick auf die ganze Entwicklungsreihe dieser Betrachtungen werfen, damit das Resultat des Ganzen für die jetzige Epoche desto klarer hervortrete. Vier Gewalten sind es vorzüglich, welche die menschliche Gesellschaft zusammenhalten und bewegen, und welche eben dadurch nach der verschiedenen Beschaffenheit der innerhalb einer jeden Sphäre lenkenden und entscheidenden Kraft und des ihr besonders vorgesteckten, und das Ganze vereinenden Zieles, auch eine vierfach verschiedene Art und Form jeglichen menschlichen Vereines begründen. Diese sind, um mit der niedersten Stufe anzufangen, zuerst die Macht des Geldes und des Handels, welche durch alle Staaten hindurch über die ganze civilisirte Welt sich erstreckt, und die entferntesten Theile derselben in eine mannichfache, auch für die intellectuelle Bildung oft sehr wichtige und folgenreiche Berührung setzt. Diese Verbindung nennen wir in einem weitern weltgeschichtlichen Sinne die Gilde. Sie geht uns hier weniger an; die nächste und mächtigste von allen ist dann die Gewalt des Schwertes,

oder der Staat; dieses Schwert der Gerechtigkeit aber soll nicht den Krieg selbst zum Zweck haben, sondern auch im Kriege nur auf die Erhaltung des äußern und des bürgerlichen Friedens gerichtet sein, welches Ziel nie erreichbar ist, wenn nicht auch der innere, moralische und intellectuelle Frieden durch Religion, gute Lehre und rechte Geistesbildung gesichert und befestiget ist. Die dritte unter diesen vier großen Gewalten ist die Gnadenkraft der göttlichen Weihe, auf welcher alle Art von Priesterthum und jeder kirchliche Religions-Verein beruht, der allein den innern Frieden herbeiführt und auch dem äußern die höhere Sanction gibt. Was würde uns auch das ganze materielle Leben frommen, dem der Staat seinen rechtlichen Bestand sichert, und welches jene äußere Cultur, die aus dem Kunstfleiß und Gewerbe hervorgeht, und die in ihrem letzten Grunde auf dem Handel beruht, so reichlich ausschmückt, wenn es nicht der Träger eines andern und höhern intellectuellen Lebens wäre? Dieses höhere intellectuelle Leben aber wird zunächst in der Religion, und als ein gemeinsames der ganzen Menschheit zuständiges Eigenthum, in der Kirche genährt und entfaltet, deren geheiligtes, weltumfassendes Band die im Staatsverhältniß getrennten Nationen wieder verbindet, und in der Zeit die spätern Generationen an die früheren anknüpft. Zugleich aber wird es auch durch die Schule erregt und entwickelt und von einem Zeitalter auf das andere fortgepflanzt; welcher intellectuelle Verein als die vierte Art und Form von jenen vier bezeichneten Hauptvereinen der menschlichen Gesellschaft mit dem Staat und der Kirche im mannichfaltigsten und innigsten Verhältniß steht; indem die Schule mit der letzten in manchen Zeitaltern, wo alle weltliche Kunst und Wissenschaft mit der göttlichen Eins ist, näher verknüpft, oder völlig vereinigt, in andern Zeitaltern aber wieder weiter von ihr abgesondert, und schärfer getrennt erscheint, wie in den letzten drei Jahrhunderten, wo dann der Staat sich ihrer Lenkung bemächtigt, oder falls dieses auf die rechte Weise zu thun vernachlässigt wird, auch sie wie jedes andere freie Gewerbe, in die Abhängigkeit vom Publikum und der herrschenden Modeneigung und eben dadurch von mancherlei Privatwillkühr und schließlich von irgend einem Geldinteresse geräth,

an das die Sicherung der äußern Existenz geknüpft wird. Die verschiedenen Wirkungen dieses dreifachen Abhängigkeitsverhältnisses für die Schule, und besonders auch die nachtheiligen Folgen des letzteren, sind im Laufe dieses Werkes oft genug berührt worden, und bedürfen wenigstens für diesen Zweck, hier keiner weitern Auseinandersetzung. Die eigentliche bewegende Kraft in diesem unsichtbaren Reiche der Gedanken und intellectuellen Verein, der durch alle Zeitalter fortströmt, und auch von einer Nation zur andern, obwohl in langsamer Verpflanzung sich hinüber streckt, ist die Macht des Wortes, wie solches dem Geiste des Menschen, als seine wesentliche Idee von Grund aus eingeboren, sich in aller Poesie und Erkenntniß mannichfaltig ausbreitet und ans Licht tritt. Daß aber das Wort der Kunst, der Geschichte und der Wissenschaft, nur eine weitere Entfaltung, Erklärung, bildliche Umhüllung, oder Anwendung ist, von dem unvergänglichen Worte der göttlichen Offenbarung, als ihrer ursprünglichen Quelle und der ersten Wurzel; aus welcher alle jene verschiedenen Zweige hervorgehen, darauf hat uns diese Geschichte der Geistesbildung aller Nationen, oft genug und eigentlich überall hingewiesen. Betrachten wir nun den gesammten Baum der Kunst und Erkenntniß und wissenschaftlichen Ueberlieferung, wie er sich in seiner ersten Abstammung und nach seiner ganzen Verzweigung, durch alle Zeiten und Sprachen, durch alle Stufen der Bildung und der Religion ausbreitet, so haben wir die mannichfachen Aeste und Zweige desselben vorzüglich bei zehn Nationen verfolgen und nachweisen können. Wir führten den betrachtenden Blick zuerst auf die grünenden Fluren und reichbewachsenen Gefilde der griechischen Sage und Kunst, als den klaren Anfang aller geistigen Bildung. Die Erforschung des tiefern Ursprungs aber führte uns weiter zurück in den Orient, wo wir zuerst die erstaunenswerthen indischen Erzeugnisse erblicken, die noch wie Riesentrümmer und Felsenstücke der Urwelt aus den Schöpfungsfluthen hervorragen. Im Mittelpunkte dieser untergegangenen, ältesten Vorzeit aber legte Moses auf dem festesten jener Urfelsen den Grund zu dem Tempel der hebräischen Weissagung, dessen Lichtgebäude die älteste persische, dichterische und heilige Sage, mit einem noch verwandten Schim-

mer und Abglanz umstrahlt, so weit sich diese noch aus dem falschen arabischen Glauben rein ausscheiden läßt. Beide Elemente der Geistesbildung, sowohl das griechische als das orientalische, nehmen ihren Durchgang durch die ernste Römerwelt hinüber in die christlichen Zeiten, wo auf die altnordische Wurzel ein neuer Stamm veredelter Geistesbildung lebendig eingepflanzt wird, der sich bei den vier gebildetsten Nationen des Abendlandes, bei den Italienern und Franzosen, den Spaniern und Engländern, in der Poesie und Kritik, und in mancherlei Kunst und ächter oder unächter Geistescultur und Philosophie auf das mannichfaltigste und glücklichste entfaltet hat. Den gemeinsamen und alles verknüpfenden Träger für die intellectuelle Bildung dieser vier Nationen romanischer Abstammung aber bildet der deutsche Geist, dem es, so wie er die eine germanische Wurzel zu der ganzen Entwicklung des neuen christlichen Lebens hergegeben, und wie der große intellectuelle Bruch über Europa von ihm ausgegangen, nun auch sichtbar vorbehalten ist, den letzten Schlußstein des Ganzen zuerst zu Tage zu fördern; damit wie einst der Zwiespalt so auch jetzt das neue Licht von hier aus sich über die anderen Nationen verbreiten könne. Die Geistescultur jener Nationen beruht noch auf den mehrmahls erwähnten, und charakterisirten vier Elementarkräften des gewöhnlichen äußerlichen Bewußtseins; je nachdem Kunstsinn und Fantasie wie bei den Italienern, Vernunft und Rhetorik, wie bei den Franzosen, der kritische Verstand und historische Darstellung wie bei den Engländern oder ein mächtiges Nationalgefühl und lebendige Poesie, wie bei den Spaniern, den vorherrschenden Mittelpunkt des Ganzen bilden; der deutsche Geist aber strebt tiefer in die verborgenen Principien des innern Lebens, wo jene Elementarkräfte nicht mehr getrennt erscheinen, sondern aus der gemeinsamen Wurzel die vollständige Kraft des lebendigen Bewußtseins im Denken und Bilden hervorgeht. Zwar standen auch hier noch in der vorletzten Epoche jene Höhen und Tiefen der Vernunft und der Fantasie, bei denen wir die Betrachtung früherhin verließen, isolirt und getrennt gegen einander; aber schon ist in der psychischen Erkenntniß der große Wendepunkt erkennbar, in welchem

beide Elemente zur lebendigen Durchdringung gelangen, und von wo aus sich ein factisch begründeter und geschichtlich klarer Spiritualismus über alle Regionen des intellectuellen Lebens verbreiten muß, und darum wird diese neue Bahn in der Erkenntniß des Unsichtbaren wichtiger in ihren geistigen Folgen sein, als es vor drei Jahrhunderten die Entdeckung des neuen Erdtheils, oder des wahren Weltsystems, oder irgend eine andre jemahls gewesen. Die intellectuelle Aufgabe des Zeitalters aber, als die Idee, welche in der jetzigen Epoche nach der Bestimmung des deutschen Geistes herausgearbeitet werden soll, läßt sich wohl nicht anders bezeichnen, als daß es sei die vollständige Anerkenntniß und durch alle Weltalter durchgeführte Auffassung, und eben dadurch zu Stande gebrachte Erneuerung und lebendige Wiedergeburt, des in der zeitlichen Wissenschaft und Kunst sich abspiegelnden und ausstrahlenden ewigen Worts; welche Idee ganz nahe zusammenhängt mit der vorhin erwähnten Wiedervereinigung des Glaubens selbst, so wie auch des Glaubens und des Wissens. Dieses wieder Eins gewordene Wissen aber, welches wir noch nicht anders zu benennen vermögen, als mit dem Nahmen der christlichen Philosophie, läßt sich nicht machen wie ein System, oder stiften wie eine Secte, sondern wie ein lebendiger Baum muß es hervorwachsen aus der Wurzel der als göttlich erkannten Offenbarung. Die Welthistorie und Mythologie, das Reich der Sprachen und die Naturwissenschaft, Poesie und Kunst bilden nur die einzelnen Strahlen für dieses Eine Licht der höchsten Erkenntniß. Und so wie dieses voller heranbricht, so wird auch der in der welthistorischen Forschung, oder in der Naturphilosophie hie und da noch herumdämmernde Pantheismus vollends verschwinden, und in Schatten zurückweichen, vor der wiedererkannten Wahrheit und Kraft des göttlich Positiven, wie sich dasselbe in wachsender Vollkommenheit immer herrlicher entfaltet. Es werden dann auch die Denkenden aller Art den Fortgang der wahren Zeit, der von dem was die Welt den Zeitgeist nennt, so ganz verschieden ist, richtiger erkennen, und es werden nicht mehr so viele ausgezeichnete Geister, wie aus dem Traume fortreden, wo sie vor zwanzig Jahren stehen geblieben waren, als ob sie eine oder zwei Generationen der Welt versäumt und über-

sehen hätten. Auch über das Gebieth der Kunst mag sich dann wieder ein neuer Lebens-Odem verbreiten und statt der falschen Fantasmagorie unsrer verzerrten tragischen Gebilde, mag dann eine höhere geistige Poesie der Wahrheit hervortreten, welche nicht bloß die Sage irgend eines Zeitalters oder einzelnen Völkerstammes, in beschränktem Fantasiespiele nachbildet, sondern in der irdischen Hülle, zugleich auch die Sage von Ewigkeit, das Wort der Seele, im sinnbildlichen Gewande der Geisterwelt abspiegelt. Ueberhaupt aber ist jenes Eine Licht nicht auf die Grenzen eines einzelnen Geistes oder nur auf eine Form und besondere Region der gesammten Geistesbildung eng beschränkt; sondern die mannichfaltigsten Gaben und Talente müssen zur Förderung jener Wiedergeburt, und zum Wachsthum, und zur vollständigen Entfaltung jenes Baumes der guten und heilsamen Erkenntniß des Lebens beitragen. Denn so wie in dem großen Schöpfungsreiche in verschiedener Wesenstufe bloß dienende und mitwirkende, oder auch kindlich spielende Naturen, dann suchende und liebende, oder endlich auch höhere und leuchtende Naturen, in der mannichfachsten Weise zur Verherrlichung des Schöpfers zusammenstimmen; so ist es auch in der kleinen Menschenwelt, als dem Nachbilde des Ganzen beschaffen, und so wird auch in ihrem geistigen Mittelpunkt, dem Gebiethe des intellectuellen Lebens und Wirkens, jene vierfache Art von geringeren und höheren Naturen deutlich wahrgenommen und leicht unterschieden. Darin liegt auch die Erklärung, warum wir in dieser historischen Darstellung neben dem Größeren auch das Kleinere nicht unbemerkt gelassen, sondern überall geschichtlich treu zu bezeichnen gesucht haben, insofern solches zum Wachsthum und zur mannichfachen Entfaltung des Ganzen mit beiträgt; und es kann dieser Begriff von den verschiedenen Stufen der geistigen Naturen zugleich den Maaßstab abgeben, der jedem Einzelnen, was in diesem Werke mit erwähnt und charakterisirt ist, dem Niedern wie dem Hohen, dem Guten wie dem Uebeln, seine rechte Stellung und Geltung und damit auch seine wahre Bedeutung anweist.

Inhalt.

Seite

Vierzehnte Vorlesung.

Fünfzehnte Vorlesung.

Sechzehnte Vorlesung.

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.

Anzeige
der
Zusätze zu der Geschichte der Literatur
im ersten und zweiten Bande.

In dem Abschnitte von der griechischen Literatur findet sich ein längerer Zusatz über die pelasgische Vorzeit, S. 16 — 19. Dann mehrere kürzere S. 20 und 21, über den Spruch; S. 26 — 28, über den Homer; S. 28, über Sage, Lied und Bild, als Stufen und Elemente der Poesie; S. 32, über das Orientalische im Pindar und Aeschylus; S. 33, über den Herodot als Homer der Geschichte; S. 35, über die harmonische Geistesbildung der Griechen, beim Sophokles; S. 38, über zwei Gattungen der Historie; S. 42, über den Aristophanes; S. 59 und 60, über die Form der griechischen Philosophie; S. 62 und 63, von den Elementen der Poesie; S. 71 und 72, über die großen griechischen Autoren und Elementargeister.

In der Darstellung der orientalischen Literatur findet sich ein kürzerer Zusatz, S. 110 und 111, über die persische Sage; S. 129, über den Dessatir; S. 112 und 113, über den prophetischen Tiefsinn der Hebräer. Ein ganz neuer Abschnitt, vom alten Testamente und der hebräischen Sprache ist S. 113 — 129 eingeschaltet.

In dem Abschnitt von der indischen Literatur sind kürzere Zusätze: S. 132, von den epischen Gedichten der Indier; S. 140, von den Veda's; S. 144, vom Sanskrit, dann von der Sakuntala; S. 145 und 146, vom indischen Spruch und der Schloka. Ein längerer Zusatz vom Gautama und der indischen Philosophie ist S. 151 — 157 eingeschaltet.

Vom neuen Testament ist eine neu hinzugefügte Stelle S. 171 — 176 befindlich. In dem Abschnitt von der nordischen Literatur sind kürzere Zusätze S. 184 — 186, hie und da einiges über Odin; S. 187 und 188, in der Anmerkung, über die Runenstäbe; S. 191, von der Edda; S. 209, von der allemannischen Mundart.

In dem zweiten Bande sind die Poesie und Literatur betreffenden Zusätze: S. 10, über die ältere allegorische Schule der abendländischen Poesie; S. 30, über die Verwandtschaft der deutschen Poesie mit der nordischen und dänischen; S. 87 und 88, von der christlichen Dichtkunst im Allgemeinen; S. 89 — 91, mehrere Stellen über die nordische Schule und die ältere allegorische der neuern Poesie;

S. 93, von der Naturbedeutung im Shakespeare; S. 98 und 99, Anwendung auf das deutsche Drama; S. 146, über La Martine; S. 147 und 148, über Scott und Byron; S. 159 und 160, über die Frau von Stael und die deutsche Literatur in Frankreich; S. 194, über deutsche Versmaaße; S. 197 und 198, über Hamann; S. 207, über Herder; S. 230, über Werners Trauerspiele, und S. 231, über die neuesten deutschen Tragiker.

Zusätze, welche die Philosophie und den welthistorischen Geist der Zeiten betreffen, sind: S. 44 und 45, über die deutschen Mystiker des Mittelalters, desgleichen S. 47, S. 54 und 55, S. 56, und später S. 182; S. 57 — 59, ein Zusatz von der Reformation; S. 116 und 117, von dem Völkerrecht nach Hugo Grotius; S. 120, über die fehlende Idee in der Philosophie des Descartes; S. 136 und 137, über die Irrthümer und gute Anlage von Rousseau; S. 153, über die Begründung der Geschichte durch christliche Philosophie; S. 157, über die skeptische Denkart in England; S. 158 und 159, über La Mennais und Graf Maistre; S. 161 und 162, mehrere Zusätze über Bonald, St. Martin und Maistre; S. 165, über biblische Gelehrsamkeit und Bibelgesellschaften in England; S. 229, über Burke's politische Schule; S. 168 und 169, über die Mängel der deutschen Philosophie und den feinern Pantheismus, desgl. S. 172; über Leibnitz, S. 170, und S. 175 und 176, über sein dogmatisches Werk und wahre Idee der Offenbarung; S. 199 und 200, über den revolutionären Kampf der Zeit; S. 207, über die christlichen Denker in der früheren deutschen Literatur; S. 212, über den durch Fichte vollendeten Protestantismus; S. 214, über einige religiöse Schriftsteller; S. 219, über die Eintracht im Glauben; S. 223 und 224, über Jakobi und den vierfachen Irrthum in der Philosophie; S. 226, von dem neuern Secten-Streben, dann von der Wiedervereinigung des Glaubens und des Wissens; S. 236, von der psychischen Begründung des Spiritualismus. Neu ist der hinzugefügte Schluß von S. 239 — 248, über die gegenwärtige Epoche und deren intellectuelle Bestimmung.

Viele andere kleinere Zusätze und Verbesserungen in beiden Theilen wird der Leser selbst bemerken.

Verbesserungen im ersten Bande.

Seite 125, Zeile 12. v. u. statt Zusammenhange lies Zusammenklange.

Seite 192, in der Ueberschrift Zeile 3. statt desselben lies derselben.





